UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

Soziale und sozial-räumliche Ungleichheit im Sportverhalten von Kindern in der Stadt: Eine mehrebenenanalytische Betrachtung von Einflüssen sozialer Herkunft, Kontexteffekten und Wohnumfeldbedingungen im Rahmen sozial-räumlicher Segregation am Beispiel der Stadt Köln

Catie Keßler

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Keßler, Catie. 2014. "Soziale und sozial-räumliche Ungleichheit im Sportverhalten von Kindern in der Stadt: Eine mehrebenenanalytische Betrachtung von Einflüssen sozialer Herkunft, Kontexteffekten und Wohnumfeldbedingungen im Rahmen sozial-räumlicher Segregation am Beispiel der Stadt Köln." Augsburg: Universität Augsburg.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Soziale und sozial-räumliche Ungleichheit im Sportverhalten von Kindern in der Stadt

Eine mehrebenenanalytische Betrachtung von Einflüssen sozialer Herkunft, Kontexteffekten und Wohnumfeldbedingungen im Rahmen sozial-räumlicher Segregation am Beispiel der Stadt Köln

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades
der

Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der
Universität Augsburg

vorgelegt von
Catie Keßler
aus Wuppertal
2013

Erstgutachter: Prof. Dr. Hans Peter Brandl-Bredenbeck

Zweitgutachter: Prof. Dr. Markus Dresel

Tag der mündlichen Prüfung: 19.9.2013

Inhaltsübersicht

1 Einleitung 1

1.1 Fragestellung 6

1.2 Aufbau der Arbeit 9

2 Theoretische Bezugskonzepte 10

2.1 Sozialisationstheoretischer Rahmen 10

2.2 Beziehung zwischen Sozialer Ungleichheit und Sportverhalten 23

2.3 Sozial-räumliche Segregation und ihre Folgen 32

3 Forschungsstand Sport, soziale und räumliche Ungleichheit ... 46

3.1 Vertikale Ungleichheiten: Schichtspezifisches Sportverhalten von Kindern .. 50

3.2 Geschlechtsspezifisches Sportverhalten 54

3.3 Kulturelle/ethnische Unterschiede im Sportverhalten 58

3.4 Sozial-räumlicher Kontext des Sportverhaltens 62

4 Hypothesen 69

5 Daten 73

5.1 Individualdaten 73

5.2 Regionalisierung von Daten 83

5.3 Aggregatdaten 85

6 Auswertungsmethoden 87

6.1 Bivariate Analysen 87

6.2 Faktoren- und Reliabilitätsanalyse 90

6.3 Multiple Regressionsanalysen 92

6.4 Logistische Regression 95

6.5 Mehrebenenanalyse 96

7 Ergebnisse zur sozial-räumlichen Ungleichheit in Köln 102

7.1 Sozial-räumliche und ethnische Segregation 102

7.2 Spezifika von Wohngebietstypen 108

7.3 Sportinfrastruktur 117

8 Ergebnisse zum Sport- und Bewegungsverhalten in Köln 123

8.1 Sport- und Bewegungsverhalten allgemein 123

8.2 Sport und soziale Ungleichheit (Individualebene) 125

8.3 Sport und räumliche Ungleichheit (Kontextebene) 146

8.4 Kontexteffekte (Individual- und Kontextebene) 165

9 Fazit und Ausblick 184
9.1 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse 184
9.2 Grenzen der Arbeit 194
9.3 Forschungsperspektiven 198
9.4 Pädagogische und politische Perspektiven 202
10 Literatur 209
11 Anhang 234

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 1
1.1 Fragestellung 6
1.2 Aufbau der Arbeit 9
2 Theoretische Bezugskonzepte 10
2.1 Sozialisationstheoretischer Rahmen 10
2.1.1 Sozial-ökologische Sozialisationsforschung 11
Bronfenbrenners Modell der Ökologie der menschlichen Entwicklung 11
Sozialökologie in der Stadtforschung 12
2.1.2 Sozialisation in den Sport 13
Handlungsfeld Herkunftsfamilie/ Sozialisationsinstanz Eltern 16
Einfluss der Peergroup 17
Einfluss des Wohnkontexts 18
Zwischenfazit 20
Geschlechtsspezifische Sport- und Bewegungssozialisation 20
2.2 Beziehung zwischen Sozialer Ungleichheit und Sportverhalten 23
2.2.1 Lebenslagemodell 23
Soziale Ungleichheit 23
2.2.2 Habituskonzept 25
2.2.3 Strukturmodell zur Sozialen Ungleichheit im Sportverhalten 26
Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext 30
2.3 Sozial-räumliche Segregation und ihre Folgen 32
Messung von Segregation 33
Ethnische Segregation 34
2.3.1 Wohnumfeldeffekte und kollektive Sozialisation 34
2.3.2 Aktionsraum- und Netzwerkforschung 39
Aktionsräume von Kindern 42
3 Forschungsstand Sport, soziale und räumliche Ungleichheit ... 46
3.1 Vertikale Ungleichheiten: Schichtspezifisches Sportverhalten von Kindern .. 50
Sportartenpräferenzen 51
Zwischenfazit 52
3.2 Geschlechtsspezifisches Sportverhalten 54
Interaktionseffekte mit Geschlecht 55
Sportartenpräferenzen 56
Gründe für geschlechtsspezifische Unterschiede 57

3.3 Kulturelle/ethnische Unterschiede im Sportverhalten 58
Gründe für kulturelle/ethnische Unterschiede im Sportverhalten allgemein 58
Interaktion mit Geschlecht 59
Gründe für Interaktionseffekte 60
3.4 Sozial-räumlicher Kontext des Sportverhaltens 62
Internationale Studien 62
Deutsche Studien 65
Studien über Köln 66
4 Hypothesen 69
Individualeffekte (Individualebene) 69
Aggregateffekte (Kontextebene) 70
Kontexteffekte (Individual- und Kontextebene) 71
Interaktionseffekte 71
5 Daten 73
5.1 Individualdaten 73
Erhebungsinstrument 73
Stichprobenziehung 76
Klassenraumbefragung 77
Samplebeschreibung 78
5.2 Regionalisierung von Daten 83
5.3 Aggregatdaten 85
Kontextebene Stadtteil 85
Kontextebene Schule 86
6 Auswertungsmethoden 87
6.1 Bivariate Analysen 87
6.2 Faktoren- und Reliabilitätsanalyse 90
6.3 Multiple Regressionsanalysen 92
6.4 Logistische Regression 95
6.5 Mehrebenenanalyse 96
7 Ergebnisse zur sozial-räumlichen Ungleichheit in Köln 102
7.1 Sozial-räumliche und ethnische Segregation 102
Soziale Segregation 102
Ethnische Segregation 104
Zusammenhang zwischen sozialer und ethnischer Segregation 106
7.2 Spezifika von Wohngebietstypen 108
Fallbeispiel für ein „Altes Arbeiterquartier“: Kalk 112
Fallbeispiel für eine „Periphere Großsiedlung“: Kölnberg 113

Merkmale der Stadtteiltypen ... 114
7.3 Sportinfrastruktur ... 117
Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Sportinfrastruktur ... 121
Zwischenfazit zur Sportinfrastruktur ... 122
8 Ergebnisse zum Sport- und Bewegungsverhalten in Köln ... 123
8.1 Sport- und Bewegungsverhalten allgemein ... 123
8.2 Sport und soziale Ungleichheit (Individualebene) ... 125
Sportartenpräferenzen nach Status ... 135
Toben und Spielen nach sozialem Status ... 136
Im Sportverein betriebene Sportarten nach Geschlecht ... 140
Zusammenfassende Analysen zu Zusammenhangsmustern bzgl. Individualeffekten ... 141
Zwischenfazit ... 145
Extremgruppenvergleich ... 145
8.3 Sport und räumliche Ungleichheit (Kontextebene) ... 146
Kontextebene Schulen ... 146
Kontextebene Stadtteile ... 149
Zusammenhänge zwischen Sportinfrastruktur und Sportverhalten ... 149
Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Sportverhalten ... 150
Sportaktivität von Eltern ... 150
Sportlich aktive Eltern > sportlich aktive Kinder? ... 155
Zwischenfazit ... 156
Sportaktivität von Kindern ... 157
Toben und Spielen ... 160
Zwischenfazit ... 164
8.4 Kontexteffekte (Individual- und Kontextebene) ... 165
Kontextvariable Elternsport ... 165
Kontextvariable Gebietstyp ... 167
Kontexteffekte in Abhängigkeit von Geschlecht? ... 171
Zwischenfazit bezogen auf Sportvereinsmitgliedschaft ... 178
Toben und Spielen ... 179
Zwischenfazit bezogen auf Toben und Spielen ... 183
Fazit in Bezug auf Kontexteffekte ... 183
9 Fazit und Ausblick ... 184
9.1 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse ... 184
Individualebene ... 184
Stadtteilebene ... 186
Kontexteffekte ... 189
Vierfach-Benachteiligung ... 193

9.2 Grenzen der Arbeit 194
Datenlage 194
Quantitative Analyse 196
9.3 Forschungsperspektiven 198
9.4 Pädagogische und politische Perspektiven 202
10 Literatur 209
11 Anhang 234

Tabellenverzeichnis

Tab. 1. : Übersicht über Studien 46
Tab. 2. : Ergebnisse der Faktorenanalyse, rotierte Lösung 76
Tab. 3. : Übersicht über Merkmale auf Stadtteilebene 85
Tab. 4. : Signifikanzniveaus (3 Stufen) 88
Tab. 5. : Zusätzliches Signifikanzniveau (insb. bei kleineren Fallzahlen) 89
Tab. 6. : Stärke von Zusammenhängen nach Diaz-Bone 2006 89
Tab. 7. : Segregationsindizes (IS) ausgewählter Nationalitäten in Köln, 1980-2009 106
Tab. 8. : Ausländeranteil, Jugendquotient und sozialer Rang (klassifiziert) ausgewählter Kölner Stadtteile 108
Tab. 9. : Übersicht über den sozialen und ethnischen Hintergrund der befragten Kinder nach Stadtteiltypen 115
Tab. 10. : Sportinfrastrukturindex der Stadtteile (Mittelwert) nach Stadtbezirken 118
Tab. 11. : Erholungsflächen, Grünanlagen, Spielplatzflächen und Parks nach Stadtbezirken (Mittelwerte der Stadtteile) 119
Tab. 12. : Logistische Regressionsmodelle: Sportaktivität der Eltern (beide Eltern nicht sportlich aktiv) nach Status und Migrationshintergrund 127
Tab. 13. : Logistische Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Status und Sportaktivität der Eltern 130
Tab. 14. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Status und Sportaktivität der Eltern 131
Tab. 15. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Sportaktivität der Eltern 132
Tab. 16. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Status 134
Tab. 17. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund 142
Tab. 18. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund Türkei 142
Tab. 19. : Logistische Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund Türkei, gesplittete Analyse nach Statusgruppen 143
Tab. 20. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Individualmerkmalen 143
Tab. 21. : Logistische Regressionsmodelle mit unterschiedlichen abhängigen Variablen 144
Tab. 22. : Extremgruppenvergleiche 145
Tab. 23. : Multiple Regressionsmodelle: Anteil Sportvereinsmitglieder auf Schulebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Kooperation mit Sportvereinen 147

Tab. 24. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum auf Schulebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Kooperation mit Sportvereinen 148

Tab. 25. : Sportvereinsquoten und durchschnittliches Sportvereinspensum nach Kooperation mit Sportvereinen und Wohngebietstyp 148

Tab. 26. : Multiple Regressionsmodelle: Anteil Sportvereinsmitglieder auf Stadtteilebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Sportinfrastruktur 149

Tab. 27. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft in Abhängigkeit von Strukturmerkmalen (Aggregatebene) 159

Tab. 28. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinsquote auf Stadtteilebene in Abhängigkeit von Kinderarmut und Migrationshintergrund 160

Tab. 29. : Lineare Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinspensum der Kinder 165

Tab. 30. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder 166

Tab. 31. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder 169

Tab. 32. : Lineare Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinspensum 169

Tab. 33. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder 172

Tab. 34. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder 175

Tab. 35. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder 177

Tab. 36. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: selten Toben und Spielen 179

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 Determinanten der Gesundheit nach Dahlgreen & Whitehead 2

Abb. 2 Erweitertes Strukturmodell zur Analyse der Sportbeteiligung 27

Abb. 3 Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext 31

Abb. 4 Schematische Zuordnung der vier ökologischen Zonen unter Einbeziehung von Bronfenbrenners Systemkategorien 42

Abb. 5 Kölner Stadtteile nach sozialen Indikatoren und Urbanisierungsgrad (Faktorwerte) 77

Abb. 6 Räumliche Verteilung der befragten Schulen (nach Stadtteilen) 79

Abb. 7 Kölner Stichprobe nach Lagetypen der innerstädtischen Raumbeobachtung. Verteilung Grundgesamtheit bzw. eigene Stichprobe 80

Abb. 8 Alter der befragten Kinder in Jahren 80

Abb. 9 Anteile Kinder mit und ohne Migrationshintergrund, Herkunftsländer 81

Abb. 10 Sozio-ökonomischer Status insgesamt, nach Migrationshintergrund und nach einzelnen Herkunftsländern 82

Abb. 11 Simultane Effekte von Individual- und Kontextebene 96

Abb. 12 Interaktionseffekte zwischen Individual- und Kontextebene („Cross-Level-Interaktion“) 97

Abb. 13 Arbeitslosenquoten in Köln nach Stadtteilen 103

Abb. 14 Kinderarmutsquoten in Köln nach Stadtteilen 104

Abb. 15 Anteil Bewohner/innen mit Migrationshintergrund in Köln nach Stadtteilen; Quartile 105

Abb. 16 Korrelation der Anteile von Ausländern, Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern, N=85 Stadtteile 106

Abb. 17 Zusammenhang zwischen Anteil Migrationshintergrund und Arbeitslosenquote auf Aggregatebene 107

Abb. 18 Theresienstraße/ Ecke Bachemer Straße im Stadtteil Lindenthal 110

Abb. 19 Kalker Hauptstraße/Ecke Kalk-Mülheimer-Straße im Stadtteil Kalk 112

Abb. 20 Siedlung „Kölnberg“ im Stadtteil Meschenich, An der Fuhr 113

Abb. 21 Typologie der untersuchten Kölner Stadtteile 114

Abb. 22 Sportinfrastrukturindex nach Stadtteilen in Köln 117

Abb. 23 Flächenanteil öffentlicher Erholungsflächen in Köln nach Stadtteilen 121

Abb. 24 Sportvereinsmitgliedschaft und Sportvereinspensum der Mitglieder in Tagen pro Woche 123

Abb. 25 Im Sportverein betriebene Sportarten (Mehrfachnennungen) 124

Abb. 26 Mittelwertvergleich: Summenindex zum Sporttreiben der Eltern (Wertebereich von 0 = „beide treiben nie Sport“ bis 8 = „beide treiben täglich Sport“) nach sozio-ökonomischem Status (gruppierte FAS-Skala) 125

Abb. 27 Anteile des Sporttreibens der Eltern nach sozio-ökonomischem Status (gruppierte FAS-Skala) 126
Abb. 28 Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität der Eltern 128
Abb. 29 Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität der Eltern und Geschlecht 129
Abb. 30 Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität des Vater bzw. der Mutter und Geschlecht 130
Abb. 31 Sportvereinsmitgliedschaft nach sozialem Status und Geschlecht 133
Abb. 32 Mittelwertvergleich: Sportvereinspensum (Tage pro Woche) nach sozio-ökonomischem Status (FAS-Skala von 0 = sehr niedriger Status bis 7 = sehr hoher Status) 134
Abb. 33 Statusverteilung nach Vereinssportart 135
Abb. 34 „Draußen Toben und Spielen“ nach sozialem Status 136
Abb. 35 „Draußen Toben und Spielen“ nach Migrationshintergrund bzw. Herkunftsländern 137
Abb. 36 Sportvereinspensum (gruppiert) nach Geschlecht 138
Abb. 37 „Draußen Toben und Spielen“ nach Geschlecht und Status 139
Abb. 38 Im Sportverein betriebene Sportarten nach Geschlecht 140
Abb. 39 Im Sportverein betriebener Team- bzw. Individualsport nach Geschlecht 141
Abb. 40 Ausstattung der Schulen mit Sportstätten, -flächen und -gelegenheiten nach Wohngebietstyp 146
Abb. 41 Sportaktivität der Eltern nach Stadtteilen (Anteil beide Eltern sind sportlich aktiv) 151
Abb. 42 Zusammenhang zwischen Status und sportlich aktiven Eltern auf Stadtteilebene 152
Abb. 43 Zusammenhang zwischen Status und sportlich aktiven Müttern bzw. Vätern auf Stadtteilebene 153
Abb. 44 Anteile sportlich aktiver Eltern (beide Elternteile) nach Stadtteiltypen 154
Abb. 45 Anteile sportlich aktiver Mütter bzw. Väter (straffiert) nach Stadtteiltypen 154
Abb. 46 Zusammenhang zwischen sportlich aktiven Eltern und Sportvereinsquote der Kinder auf Stadtteilebene 155
Abb. 47 Sportvereinsmitgliedschaftsquoten der Kinder in Köln nach Stadtteilen 157
Abb. 48 Anteil Sportvereinsmitglieder nach Stadtteiltypen 158
Abb. 49 Zusammenhang zwischen Status und Sportvereinsaktivität der Kinder auf Stadtteilebene 158
Abb. 50 Zusammenhang zwischen Anteil Kinder mit Migrationshintergrund und Sportvereinsaktivität der Kinder auf Stadtteilebene 159
Abb. 51 Anteil der Kinder, die höchstens 1x wöchentlich „draußen Toben und Spielen“, in Köln nach Stadtteilen 161

Abb. 52 Zusammenhang zwischen niedrigem Status und „selten draußen Toben und Spielen (höchstens 1x wöchentlich)“ auf Aggregatebene der Stadtteile 162

Abb. 53 Zusammenhang zwischen Anteil Kinder mit Migrationshintergrund und „selten draußen Toben und Spielen (höchstens 1x wöchentlich)“ auf Aggregatebene der Stadtteile 162

Abb. 54 Anteil Kinder, die höchstens 1x wöchentlich „draußen Toben und Spielen“, nach Stadtteiltypen 163

Abb. 55 Sportvereinsquoten der Kinder nach Statusgruppen und Stadtteilen 167

Abb. 56 Sportvereinsquoten der Kinder nach Statusgruppen und Stadtteiltypen 168

Abb. 57 Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion 170

Abb. 58 Sportvereinsquoten von Jungen und Mädchen nach Stadtteilen 171

Abb. 59 Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion Geschlecht x Wohngebiet 172

Abb. 60 Anteil Sportvereinsmitglieder nach Stadtteiltypen, getrennt nach Geschlecht (Anteile der Jungen straffiert) 173

Abb. 61 Sportvereinsquoten der Kinder nach Geschlecht, Statusgruppen und Wohngebiet 174

Abb. 62 Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder nach Geschlecht und türkischem Migrationshintergrund 176

Abb. 63 Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion zwischen individuell niedrigem Status und Wohngebiet 180

Abb. 64 Anteile der Kinder, die selten draußen toben und spielen (höchstens 1x wöchentlich), nach Status und Wohngebiet 180

Abb. 65 Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion zwischen Geschlecht und Wohngebiet 181

Abb. 66 Anteil Kinder, die selten draußen toben und spielen (höchstens 1x wöchentlich), nach Wohngebietstypen und Geschlecht 182

Abb. 67 Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Individualeffekt 184

Abb. 68 Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Kompositionseffekt 188

Abb. 69 Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Kontexteffekt 189

1 Einleitung

„Unsere Städte und unsere Wohnungen (…)
wirken wie Prägestöcke, (…) und das ändert
zum Teil unser Verhalten, unser Wesen“
(Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit
unserer Städte 1965: 9)

In Großstädten bündeln sich die Folgen von ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen wie unter einem Brennglas (vgl. Kronauer & Vogel 2004: 235). So konstatieren Sozialforscher für Deutschland eine deutliche Entwicklung hin zu einer sozialen Spaltung der Gesellschaft: Während auf der einen Seite die Zahl der Reichen steigt, nimmt zugleich auf der anderen Seite auch die Zahl der Armen deutlich zu (vgl. Farwick 2007b: 42). Wenn die Schere zwischen Arm und Reich aufgeht, zeigt sich das in Großstädten besonders deutlich: Die einen leben wohlhabend und privilegiert, die anderen in außerordentlich bescheidenen Verhältnissen: „Villa oder Platte?“ (Müller 2012: 6) sind die beiden extremen Pole dieser Situation. Die Stadtsoziologie spricht von „gespaltenen Städten“. Seit Mitte der 1980er Jahre wurde eine Zunahme der Armut in der gesamten Stadt, insbesondere aber in den bereits bestehenden Armutsgebieten beobachtet – dieser Sachverhalt zeigt sich auch und sogar in besonderem Maße in Köln (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 15).

Welche Auswirkungen haben diese Prozesse auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen?

Mit der sozialen nimmt auch die sozialräumliche Spaltung zwischen Arm und Reich zu. „Insbesondere die Kinderarmut konzentriert sich zunehmend in bestimmten Stadtteilen.“ (Seidel-Schulze 2012: 4) Köln gehört in Deutschland zu den Großstädten, in denen diese Ungleichverteilung am stärksten ist (vgl. Dohnke, Seidel-Schulze & Häußermann 2012: 54).

Die heutige Kindheit ist somit durch viele Einflüsse und gegenläufige Entwicklungen geprägt. Kinderarmut hat in Deutschland im vergangenen Jahrzehnt erheblich zugenommen (vgl. Dohnke, Seidel-Schulze & Häußermann 2012: 10). Gerade in Großstädten bestehen überaus große Unterschiede in der Lebenswelt von Kindern (vgl. Gesterkamp 2012b: 29). So ist zum einen ein Trend zu vielfältiger Anregung und individueller Entfaltung festzustellen, andererseits ist die Rede von zunehmender (emotionaler) Vernachlässigung und Verwahrlosung (vgl. Gesterkamp 2012a: 18). Dabei sind die Unterschiede in der Fürsorge und Förderung der Kinder nicht zufällig, denn Gesundheitsverhalten, Lebensstile und Gestaltung der Freizeit sind sozial geprägt: Sie sind Ausdruck von kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Was sind nun die prägenden Bedingungen für einen gesundheitsrelevanten Lebensstil von Kindern in der heutigen Gesellschaft? Und welche Faktoren beeinflussen diesen möglicherweise negativ? Welche Rolle spielt neben bereits bekannten benachteiligenden Faktoren wie Schicht, Geschlecht und Migrationshintergrund der unmittelbare Wohnkontext? Und was lässt sich aus diesen Ergebnissen lernen für eine Verbesserung der Situation in den betreffenden Lebenswelten und Stadtteilen?

Diese Fragen stehen im Zentrum dieser Arbeit, die das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern mit Bezug auf das Gesundheitsverhalten bzw. gesundheitsrelevante Lebensstile (vgl. Brettschneider & Naul 2007) betrachtet. Zwar ist „zu beachten, dass nicht jede Art von Sport und Bewegung automatisch gesund ist“ (Abu-Omar, Rütten & Schröder 2004: 103), allgemein wird körperliche Aktivität aber als eine wichtige Voraussetzung für eine gesundes Aufwachsen von Kindern angenommen (vgl. Lampert et al. 2008: 23). Auch Sygusch, Brehm

& Ungerer-Röhrich (2003: 66) kommen in einer Meta-Analyse zu dem Ergebnis, dass „die Bedeutsamkeit sportlicher Aktivität für die Gesundheit sowie für eine effektive Gesundheitsförderung unstrittig“ sei. So wird auch im Rahmen des WHO-Jugendgesundheitssurveys (vgl. Richter 2008) körperliche Aktivität als Bestandteil des Gesundheitsverhaltens im Allgemeinen und der salutogenetischen Verhaltensweisen im Speziellen betrachtet.

Gesundheit wird in Anlehnung daran in der vorliegenden Arbeit als Ergebnis eines Netzes unterschiedlicher sozialer Einflüsse gesehen, deren Effekt in verschiedene Einflusssphären angesiedelt wird:

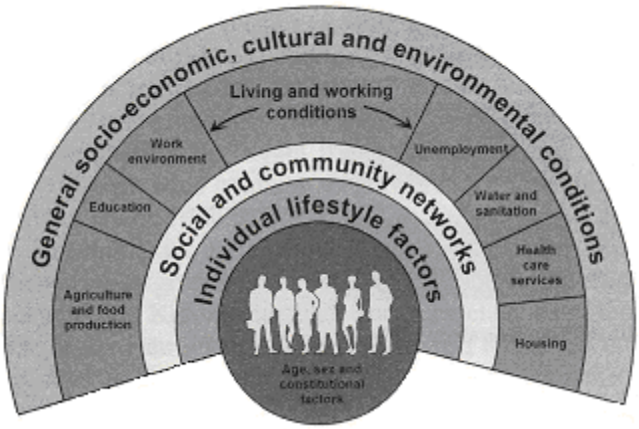


Abb. 1 *Determinanten der Gesundheit nach Dahlgreen & Whitehead*
(Quelle: Richter 2008: 13)

Eingebettet in den Rahmen der allgemeinen sozioökonomischen, kulturellen und umweltbezogenen Bedingungen, die als Makro-Faktoren die umfassendsten Determinanten der Gesundheit darstellen, werden auf der nächsten Ebene darunter u.a. Erziehung und Wohnsituation betrachtet (vgl. Richter 2008: 13). Die einzelnen Einflusskategorien stehen dabei in einer engen Beziehung und haben sowohl direkte als auch indirekte Effekte auf die Gesundheit (vgl. Richter 2008: 12).

Die sportliche Aktivität – in dem Modell nach Richter (2008) als eine der *un*abhängigen Variablen auf Gesundheit angelegt – soll in dieser Arbeit in erster Linie als abhängige Variable betrachtet werden, wobei das hier aufgezeigte Geflecht von unterschiedlichen Einflüssen und Wechselwirkungen beachtet werden soll. Sportverhalten wird hier also als abhängige Variable betrachtet – jedoch unter der Annahme, dass es seinerseits eine wichtige unabhängige Variable darstellen kann.

Kinder sollten zu einem gesundheitsbezogenen Lebensstil herangeführt werden. Insofern haben die verschiedenen Sozialisationsinstanzen wie Familie und Bildungseinrichtungen eine große Verantwortung für die Entwicklung der Kinder.

> „Der Lebensstil entwickelt sich schon früh im Sozialisationsprozess und wirkt dementsprechend auch auf die Gesundheit vom Kindern und Jugendlichen. Die Entwicklung und Aufrechterhaltung von gesundheitsrelevanten Verhaltensweisen wird somit entscheidend vom kulturellen, sozialen und gruppenspezifischen Kontext der handelnden Person geprägt.“ (Ravens-Sieberer & Erhart 2008: 42)

Gesundheitsbezogene Einstellungen und Verhaltensweisen, die im Heranwachsendenalter ausgeprägt werden, verfestigen sich im weiteren Lebensverlauf und sind dann nur noch sehr schwer zu beeinflussen. Daher hat das Kindes- und Jugendalter eine entscheidende Bedeu-

tung für die Prävention und Gesundheitsförderung (vgl. Lampert et al. 2008: 15): Im Kindes- und Jugendalter bilden sich bereits „Proto-Formen von Lebensstilen“ (Lüdtke 1990: 440), die jedoch noch nicht so gefestigt sind wie im Erwachsenenalter. Bünemann (2008: 95ff.) stellt ebenfalls heraus, dass sich Lebensstile schon ab der späten Kindheit herausbilden, die, obwohl äußere Einflussfaktoren noch sehr dominant seien, bereits als Proto-Formen zukünftiger Lebensstile verstanden werden können. Sportliche Inaktivität in der Kindheit setzt sich häufig im Jugend- und schließlich im Erwachsenenalter, in dem sie mit erhöhtem Krankheitsrisiko assoziiert ist, fort (vgl. Hume, Salmon & Ball 2005: 1). Der Grundstein für ein gesundes und langes Leben wird somit schon sehr früh gelegt und die Lebensumstände und Teilhabemöglichkeiten spielen dabei eine wichtige Rolle (vgl. Lampert 2010: 44). „Visuomotorik“ und „Körperkoordination“ gelten als wichtige Voraussetzungen für die weitere Entwicklung und für eine erfolgreiche Bildungsbiographie der Kinder, von der wiederum Lebenschancen abhängen (vgl. Strohmeier & Alic 2006: 44). Daher sollten auch Präventionsangebote möglichst früh ansetzen und die Rahmenbedingungen miteinbeziehen.

Nach Lampert, Richter & Klocke (2006) sollte gesundheitliche Ungleichheit im Kindes- und Jugendalter auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden:

In ihrem „Mehrebenenmodell zur Systematisierung bisheriger Erklärungsansätze der gesundheitlichen Ungleichheit in der heranwachsenden Generation“ (ebenda: 98) differenzieren sie dabei zwischen sozialen Strukturen und Problemen (Makroebene), Lebenskontexten und Versorgungsbereichen (Mesoebene), worunter u.a. auch die Wohnverhältnisse gefasst werden, sowie individuellem Verhalten und Persönlichkeitseigenschaften (Mikroebene):

Die soziale Ungleichheit als gesellschaftliches Problem auf der strukturellen Ebene kann dem Modell zufolge z.B. über Schichtzugehörigkeit, Einkommenssituation, Arbeitslosigkeit oder ALG II-Bezug operationalisiert werden. Die soziale Lage des Haushalts bzw. die soziale Herkunft der Kinder und Jugendlichen hat Auswirkungen auf deren Lebensbedingungen und Teilhabechancen. Eine verminderte Teilhabe bzw. Unterversorgung zeigt sich dann z.B. in der materiellen Versorgung, der Familiensituation, in der Schule/KiTa und/oder der Freizeit/Gleichaltrigengruppe und auch in den Wohnverhältnissen. Unter Wohnverhältnissen werden in dem Modell z.B. die Größe und Ausstattung der Wohnung und auch die Wohnumgebung, die u.a. den Zugang zu Spielplätzen und Sportstätten ermöglicht oder erschwert, als wichtige Bestimmungsfaktoren verstanden (vgl. auch Lampert & Richter 2009: 220f.)

„Von einer benachteiligten Lebenslage der Kinder und Jugendlichen wird insbesondere dann gesprochen, wenn sich die strukturellen Vorgaben auf der Ebene der Lebenskontexte in einer verminderten Teilhabe bzw. Unterversorgung in den Bereichen niederschlagen, in denen sich das Leben der Heranwachsenden tatsächlich abspielt, also z.B. der materiellen Versorgung, Familiensituation, Schule/Kindertagesstätte, Wohnverhältnisse oder Freizeit/Gleichaltrigengruppe.“ (Lampert, Richter & Klocke 2006: 98)

Das Modell berücksichtigt auch Wechselwirkungen bzw. Rückkopplungen in dem Sinne, dass sich die aus der Sozialen Ungleichheit resultierende Gesundheitliche Ungleichheit (u.a. Krankheiten, Verhaltensauffälligkeiten, Psychische Gesundheit) wiederum nachteilig auf Gesundheitsverhalten, Persönlichkeitsentwicklung und auch soziale Teilhabe auswirken können. Diese „gesundheitsbedingte soziale Selektion“ sei jedoch „im Vergleich zur strukturellen Prägung der Lebensbedingungen und Teilhabechancen, der Persönlichkeitsentwicklung sowie des Gesundheitsverhaltens (‚social causation‘) begrenzt“ (Lampert & Richter 2009: 223).

Das Verhältnis von Ressourcen und Belastungen bestimmt laut dem Mehrebenenmodell das Gesundheitsverhalten (z.B. Ernährung und körperliche Aktivität) sowie die Persönlichkeitsentwicklung (z.B. Kontrollüberzeugungen und Selbstwertgefühl) der Heranwachsenden, die ebenfalls als ein wechselseitiger Zusammenhang betrachtet werden (vgl. Lampert, Richter & Klocke 2006: 98).

Interdependenzen zwischen modernen Kindheitsbedingungen und Mustern kindlicher Lebensführung können zwar von Kindern auch aktiv hergestellt und gestaltet werden; welche Formen des sozialen Lebens Kinder entwickeln, hängt jedoch nicht zuletzt von kulturellen und materiellen Ressourcen ab, die ihre Familien bereitstellen (vgl. Honig 1996: 332f.). Ungleiche Lebensbedingungen spiegeln sich in der Verteilung von Gesundheitschancen und Krankheitsrisiken wider, so dass Kinder aus sozial benachteiligten Familien häufiger Gesundheitsbeeinträchtigungen aufweisen und eher zu gesundheitsriskantem Verhalten neigen (vgl. Lampert et al. 2008: 29). Der Zusammenhang zwischen sozialer Benachteiligung und schlechter Gesundheit läuft über eine *Verhaltens*- und eine *Verhältnis*ebene, die in Wechselwirkung stehen. Die Verhältnisebene ist charakterisiert durch z.B. ungünstige Lebensbedingungen wie räumlich eingeschränkte Wohnbedingungen. Das erschließbare Freizeitangebot ist in diesem Fall begrenzt, die Umwelt wenig stimulierend und es mangelt an nachbarschaftlichen Unterstützungsangeboten (vgl. Ravens-Sieberer & Erhart 2008: 42). Dies hat auf der Verhaltensebene zur Folge, „dass die Individuen nicht – wie es das Wort Freizeit impliziert – autonom und frei entscheiden können, sondern die Nutzung der arbeitsfreien Zeit weiterhin an bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten gebunden ist“ (Isengard 2005: 272).

Dieser Befund ist auch deshalb gesellschaftlich relevant, weil neben den positiven gesundheitlichen Wirkungen der körperlichen Aktivität des Sports auch positive soziale und emotionale Effekte des Sports diskutiert werden: „Sportliche Fähigkeiten vermitteln darüber hinaus aber auch Selbstbewusstsein und fördern die soziale Integration.“ (Leven & Schneekloth 2007: 169) Durch Bildungsprozesse im Sinne informellen Lernens können Sportvereine den Erwerb von Kompetenzen wie Kommunikations-, Kooperations-, Anpassungs- und Durchsetzungsfähigkeit ermöglichen (vgl. Golenia & Neuber 2010: 198). Mithilfe einer gelungenen Sozialisation durch den Sport ist gesellschaftliche Teilhabe und Integration möglich. Diese Funktionen werden insbesondere den Angeboten der Sportvereine in Anlehnung an das Sozialkapital-Konzept nach Putman (vgl. Fussan & Nobis 2007: 277f.) zugeschrieben. Nicht-Mitglieder haben aus dieser Perspektive hingegen Nachteile beim Erwerb sozialen Kapitals (vgl. Schmidt 2008: 375). „Das sportliche Kind hält eine Eintrittskarte in der Hand, die ihm Zugang zu verschiedenen gesellschaftlich bedeutsamen Handlungsfeldern verheißt.“ (Zinnecker 2001: 113) Zinnecker interpretiert demnach die Funktion des institutionalisierten Sportengagements als „Eintrittskarte“ und somit als Möglichkeit zur Anhäufung anderer Kapitalsorten. Fuhs (1996) betont in diesem Sinne die soziale Funktion des Sports als Freundestreff für Kinder (vgl. Fuhs 1996: 145): „Der Sportverein, die Sporthallen und -plätze sind also zu wichtigen Orten für die sozialen Kontakte dieser Altersgruppe geworden.“ (ebenda: 144)

Die World Vision Kinderstudie 2010 zeigte, dass die Zufriedenheit von Kindern stark von der sozialen Herkunftsschicht abhängt. Die Zufriedenheit der Kinder wird stark von der materiellen Grundausstattung der Familien beeinflusst (vgl. Leven & Schneekloth 2010: 138ff.): Kinder aus der Unterschicht, die Mitglied in einem Verein sind, äußern sich jedoch deutlich häufiger zufrieden über ihre Freizeit als solche, die kein Mitglied sind. Im Zusam-

menhang mit der kontinuierlichen Teilhabe in gesellschaftlichen Zusammenhängen werfen Leven & Schneekloth (2010: 140) die Frage auf, „wie eine angemessene Teilhabe aussehen soll und wer die Definitionsmacht darüber ausübt".

Der organisierte Sport kann aufgrund des im Verein entstehenden Zugehörigkeitsgefühls als die potentiell beste Voraussetzung für eine regelmäßige Sportpartizipation angesehen werden. „Der Einstieg in den informellen Sport scheint zwar leichter zu gelingen als der Zugang zum vereinsorganisierten Sport, ersterer scheint jedoch weniger Bindungskraft zu entwickeln als letzterer." (Burrmann 2008a: 398) Auch Brinkhoff stellt fest, dass institutionelle Anbindungsformen, insbesondere Sportvereinszugehörigkeit i.d.R. „zu einer viel regelmäßigeren Sportaktivität [führen] als es im (mehr oder weniger weichen) institutionell ungebundenen Freizeitsport der Fall ist" (Brinkhoff 1998a: 79).

Der Sportverein nimmt somit im Kindesalter eine herausragende Stellung ein (vgl. Brinkhoff & Sack 1999: 96). Sportvereine sind „als zentrale Träger der Sportaktivität" (Baur 1989: 150) anzusehen. Insbesondere im Kindesalter erreichen die Sportvereine einen Großteil der Kinder und Jugendlichen: „Der Sportverein ist der mit Abstand größte Träger außerschulischer Freizeitangebote für Kinder." (Gieß-Stüber et al. 2008: 73) Laut einer Studie von Schmidt entfallen zwei Drittel aller Nachmittagstermine auf das Sportsystem (vgl. Schmidt 2008: 373). Innerhalb des organisierten Sports spielt der Sportverein daher eine dominierende Rolle und gilt als wichtiges Setting der Sportaktivität von Kindern (vgl. Woll et al. 2008: 180).

Sportvereine als zentrale Dritter-Sektor-Organisationen können die in sie gesetzten Hoffnungen hinsichtlich Partizipation und Integration jedoch nur dann erfüllen, wenn tatsächlich alle Bevölkerungsgruppen erreicht werden können (vgl. Nagel 2003: 166). Die Integrationskraft des Sportvereins gilt jedoch nicht für alle Kinder und Jugendlichen in gleichem Maße (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 301), wenn nicht alle sozialen Gruppen in ähnlichem Maße Zugang zu ihm finden. Statt Integration erfüllt der Sportverein in diesem Fall jedoch eine „Selektionsfunktion" (Schmidt 2002: 124), da u.a. Kinder aus höheren sozialen Schichten überrepräsentiert sind (s. auch Kap. 3.1). Folge dieser Selektion ist dann jedoch, dass Sport „die (relative) Geschlossenheit sozialer Schichten und die Homogenität der Verkehrskreise." (Heinemann 2007: 245) reproduziert. „Der Sport als Abbild der Gesellschaft scheint (…) gesellschaftlich tief sedimentierte Ungleichheitsrelationen zu reproduzieren." (Brinkhoff 1998a: 63; Brinkhoff & Mansel 1998: 173)

Für Ungleichheitsdimensionen wie soziale Schicht, Geschlecht und Migrationshintergrund wurde dieser Mechanismus bereits wiederholt aufgezeigt. Im Folgenden sollen nun zusätzlich auch sozial-*räumliche* Ungleichheiten in die Betrachtung einbezogen werden. So stehen im Mittelpunkt der Betrachtung Sozialisationseffekte auf das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern im Rahmen ihrer sozialen Umwelt und sozial-räumlicher Ungleichheit: Neben dem Einfluss der sozialen Herkunft auf der Individualebene, der bereits in zahlreichen Studien berücksichtigt wurde (s. Kap. 3.1), soll im Rahmen dieser Arbeit darüber hinaus systematisch der Einfluss von sozial-räumlichen Kontexteffekten analysiert werden. Berücksichtigung finden dabei Annahmen, Theorien und Befunde der stadtsoziologischen Forschung, die bislang in der Sportwissenschaft nur marginal einbezogen wurden.

1.1 Fragestellung

In der vorliegenden Arbeit werden die Daten einer Befragung von Grundschulkindern ausgewertet, die im Rahmen des Projekts „Kinder heute – Bewegungsmuffel, Fast Food Junkies, Medienfreaks? Eine Lebensstilanalyse“ von 2006 bis 2007 in Köln erhoben wurden (s. auch Kap. 5.1). Da die Studie in einem internationalen Projektverbund durchgeführt wurde, konnten unterschiedliche großräumige Kontexte bereits im internationalen Vergleich analysiert werden (vgl. Brandl-Bredenbeck, Keßler & Stefani 2008; Thomas 2011). Auch Auswertungen zum Stadt-Land-Vergleich innerhalb Deutschlands liegen bereits vor (vgl. Keßler & Brandl-Bredenbeck 2010).

Die Perspektive in der vorliegenden Arbeit konzentriert sich hingegen auf eine kleinräumigere *innerstädtische* Betrachtung von Unterschieden im Wohnumfeld und im Verhalten. Ausgehend von der Annahme, dass „individuelles Handeln nicht nur auf Individualmerkmalen [basiert], sondern auch auf einem komplexen Kontext“ (Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 214) beruht, soll als zusätzliche Perspektive der unmittelbare Kontext, in dem sich die Kinder befinden, miteinbezogen werden – und hierbei insbesondere der räumliche Kontext, d.h. das Wohnumfeld der Kinder. Diese Perspektive beruht auf einer Grundannahme der Sozialökologie der ‚Chicagoer Schule', „daß Umweltbedingungen das Handeln von Individuen (…) beeinflussen“ (Friedrichs 1983: 43). Die „Stadt“ wird unter diesem Blickwinkel als „Umweltbedingung“ betrachtet.

Die sozial-ökologische Perspektive, die die materielle und räumliche Umwelt systematisch berücksichtigt, erscheint als Bezugsrahmen für die Analyse von Sozialisationseffekten in Bezug auf die Sportsozialisation als „besonders bedeutsam (…), weil sie stets an einen Bewegungsraum gebunden ist: die Wohnung, die Straße, den Spiel- und Sportplatz usw.“ (Weishaupt 1982: 71). Dieser bewegungsräumliche Aspekt wurde in der sportwissenschaftlichen Forschung bisher eher vernachlässigt: Klein & Liesenhoff äußerten bereits 1982 die Hoffnung, „daß die (…) vernachlässigte Kategorie der sozial-räumlichen Gegebenheiten der Lebenswelt in der Sportsoziologie mehr Aufmerksamkeit erhält“ (vgl. Klein & Liesenhoff 1982: 159). Zwei Jahrzehnte später konstatieren Abu-Omar, Rütten & Schröder (2004: 102) jedoch weiterhin einen Mangel an Studien zur Beziehung zwischen dem Bewegungsverhalten von Kindern und Bewegungsräumen.

In der Stadtsoziologie dagegen hat die Beschäftigung mit der Beziehung zwischen Sozialraum und Verhalten eine lange Tradition: In der vorliegenden Arbeit wird an die bekannte Annahme der Stadtforschung angeknüpft, dass das Wohngebiet oder die „Nachbarschaft“ einen Einfluss auf das Verhalten ihrer Bewohner habe (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 17). Um zu prüfen, inwieweit Kontexteffekte von Bedeutung sind, sollten also Kinder mit ähnlichem familiären Hintergrund, die unter verschiedenen Wohnumfeldbedingungen aufwachsen, verglichen werden (vgl. Jencks & Mayer 1990: 111). In Anlehnung an die Frage „Machen arme Wohnviertel ihre Bewohner ärmer?“ (Friedrichs & Blasius 2000: 19; Friedrichs 1998a) lautet die Leitfrage: *Machen arme Wohnviertel die Kinder, die in ihnen aufwachsen, unsportlicher bzw. führen sie zu einem weniger gesundheitsförderlichen Lebensstil?*

Ausgangshypothese der Arbeit ist, dass der Stadtteil, in dem Kinder leben, tatsächlich einen Einfluss auf das Sportverhalten und damit auch auf den gesundheitsbezogenen Lebensstil und die Entwicklung von Kindern hat. Für diese Ausgangshypothese gibt es bereits einige Hinweise, die aufgegriffen werden: So haben Strohmeier & Alic (2006) am Beispiel der Stadt Essen den Zusammenhang zwischen Segregation und Kindergesundheit analysiert: Es zeigte sich dabei ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Sozialstruktur der Stadtteile, in de-

nen die Kinder wohnen, und ihren körperkoordinativen Fähigkeiten. „In armen Stadtteilen leben die meisten gesundheitlich benachteiligten Kinder." (Strohmeier & Alic 2006: 44) Mit wachsender Armut steigen insbesondere die visuomotorischen Schwächen, während in den gut situierten Stadtteilen die Kinder mehrheitlich gesund seien. „Diese Strukturen sind kein spezifisches Problem der Stadt Essen, sondern ‚typisch städtisch'." (Strohmeier & Alic 2006: 44) Laut Schmidt (2011: 24) sei der Anteil koordinationsgestörter Kinder in Stadtteilen mit sozialem Erneuerungsbedarf mehr als doppelt so hoch wie in einem positiven Wohnumfeld. In einer Synopse für das Förderprogramm „Soziale Stadt" wurden die Ergebnisse von Schuleingangsuntersuchungen, die zu den wenigen Gesundheitsdaten zählen, die flächendeckend kleinräumig vorliegen, verglichen (vgl. Böhme 2007: 3): Dabei zeigte sich ebenfalls, dass allgemein Kinder in sozial benachteiligten Gebieten neben anderen Gesundheitsbeeinträchtigungen besonders häufig motorische Entwicklungsstörungen aufwiesen.

Auch für Köln wurde dieser Zusammenhang bereits aufgezeigt: Beispielsweise haben 58% der Kinder in den benachteiligten Kölner Stadtteilen Höhenberg/Vingst bei der Einschulungsuntersuchung schwere grob- und feinmotorische Störungen, welche in erster Linie auf Fehlernährung und Bewegungsarmut zurückzuführen seien (vgl. Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 74). Je höher die Sozialhilfeempfängerdichte des Stadtteils, desto höher sind die Anteile an Kindern, denen bei der Schuleingangsuntersuchung in Köln grobmotorische Koordinationsschwächen attestiert und Sportförderung empfohlen wurde (vgl. Mersmann 1998: 71).

Auf Basis dieser Überlegungen ergeben sich für die vorliegende Arbeit folgende Hauptfragen:

- Gibt es nachweisbare Effekte der „Nachbarschaft" bzw. des Wohnumfelds auf das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern?
- Und wenn es diese gibt: Sind diese Unterschiede zwischen Wohngebieten vermittelt über sozial-räumliche und ethnische Segregation innerhalb der Stadt und/oder gibt es direkte Wohnumfeldeffekte?

Zur Beantwortung dieser Hauptfragen sollen folgende Unterfragen beantwortet werden:

→ Inwiefern hat die Lebenslage/soziale Herkunft der Kinder Einfluss auf deren Sport- und Bewegungsverhalten? *(> Individualeffekte)*

→ Unterscheidet sich das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in unterschiedlichen Teilräumen/Stadtgebieten leben? *(>Aggregateffekte)*

Wenn ja: Wie können diese räumlichen Unterschiede erklärt werden? Durch Kompositions- und/oder Kontexteffekte?

→ Lassen sich die Unterschiede auf individuelle Merkmale der Kinder (die räumlich ungleich verteilt sind) bzw. auf deren soziale Herkunft zurückführen? *(> „Kompositionseffekt" bzw. „Selektionseffekt")*

→ Gibt es einen zusätzlichen Gebietseffekt, der auch unter Kontrolle individueller Merkmale erhalten bleibt? *(> „Kontexteffekt" bzw. „Wohnumfeldeffekt")*

Wenn sich räumliche Unterschiede auf individuelle Merkmale der Kinder zurückführen lassen, z.B. auf deren soziale Herkunft, spräche man von einem **„Kompositionseffekt"** (vgl. Wolf 2004: 103; vgl. auch Nonnenmacher 2007: 501):

> „A neighborhood or school's social composition really influences children's life chances. But this need not be the case. The differences we observe could simply reflect the fact that children from affluent families do better than children from poor families no matter where they live." (Jencks & Mayer 1990: 111)

Ein Kompositionseffekt ist darin begründet, dass z.B. Bevölkerungsgruppe X überdurchschnittliche Raten abweichenden Verhaltens aufweist, diese Gruppe im Gebiet überproportional vertreten ist, weshalb im Aggregat (Wohngebiet) höhere Raten abweichenden Verhaltens festzustellen sind (vgl. Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 12). Dies wäre ein „unechter Gebietseffekt oder ‚selection bias'" (Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 12). „Certain types of people live in certain areas, and it is the demographic characteristics of the residents, such as their income, (…), and educational attainment - not the environment itself - which has effects." (Ross 2000: 267) Handlungen dominanter Gruppen in einem Sozialraum erscheinen dann in der Summe als typische Gebietsmerkmale (vgl. Bartelheimer 2001: 193). Hierzu sollte zunächst untersucht werden, inwiefern sich Kinder, die in verschiedenen Wohngebietstypen aufwachsen, in Bezug auf ihr Sport- und Bewegungsverhalten unterscheiden.

Wenn jedoch zumindest ein Teil der beobachteten Gebietsunterschiede auch unter Kontrolle relevanter Individualmerkmale bestehen bleibt, kann dies als Effekt des Gebiets und damit als **„Kontexteffekt"** interpretiert werden (s. Kap. 2.3.1). Hierzu soll untersucht werden, inwiefern sich Kinder von Eltern mit gleichem sozialem Status innerhalb und außerhalb von benachteiligten Wohngebieten unterscheiden.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit führt zunächst in die theoretischen Bezugskonzepte der Untersuchung ein (s. Kap. 2). Hierbei wird auf sozialisationstheoretische Konzepte, die Beziehung zwischen sozialer Ungleichheit und Sportverhalten sowie sozial-räumliche Segregation und ihre Folgen eingegangen. Es wird jeweils in bestimmte Modelle und Konzepte (insbesondere sozial-ökologische Sozialisationsforschung, Lebenslagemodell, Habituskonzept) eingeführt und eine Verknüpfung dieser versucht. An geeigneter Stelle werden Hypothesen für die vorliegende Untersuchung abgeleitet.

Es folgt eine Zusammenfassung des Forschungsstands zu Sport und sozialer Ungleichheit (s. Kap. 3). Dabei wird in die relevanten Dimensionen Schicht, Geschlecht, kulturelle/ethnische Unterschiede sowie als zu prüfender Aspekt in den Raumbezug des Sportverhaltens eingeführt. Hierfür werden einschlägige empirische Studien zum Sportverhalten von Kindern in Deutschland herangezogen und dort thematisierte Mechanismen bzw. Zusammenhänge der Entstehung sozialer Ungleichheiten aufgezeigt.

Nach diesen beiden hinführenden Kapiteln folgt die Darstellung der eigenen empirischen Untersuchung. Hierzu werden die in den vorigen Kapiteln entwickelten Hypothesen zusammengefasst (s. Kap. 4), die verwendeten Datenebenen (Individualdaten, Regionalisierung von Daten, Struktur- und Aggregatdaten) vorgestellt (s. Kap. 5) und die Auswertungsmethoden beschrieben (s. Kap. 6). Für die Auswertung wurden bivariate und verschiedene multivariate Analyseverfahren wie Faktoren-, Regressions-, und Mehrebenenanalysen verwendet.

Im Anschluss werden die empirischen Ergebnisse in zwei Kapiteln beschrieben. Bei der Darstellung der Ergebnisse zur sozial-räumlichen Ungleichheit in Köln wird auf Befunde zur sozial-räumlichen und ethnischen Segregation und Spezifika von Wohngebietstypen (bezogen auf die Stadt Köln) eingegangen, die mit eigenen Analysen und Berechnungen vertieft wurden (s. Kap. 7). Es folgen in Kapitel 8 zentrale Auswertungen zum Sport- und Bewegungsverhalten der befragten Kinder. Dargestellt wird zunächst ein allgemeiner Überblick über das Sport- und Bewegungsverhalten, bevor auf Zusammenhänge auf der Individualebene (Kap. 8.2) bzw. der Kontextebene (Kap. 8.3) eingegangen wird. In Kapitel 8.4 werden Individual- und Kontextebene mittels einer Mehrebenenanalyse verknüpft, um Aussagen über Kontexteffekte treffen zu können.

In einem abschließenden Fazit werden die zentralen Ergebnisse der Studie zusammengefasst, die aufgestellten Thesen bezüglich der theoretischen Bezugskonzepte diskutiert und die Ergebnisse vor dem Hintergrund der Grenzen der Arbeit eingeordnet. In einem Ausblick werden sowohl pädagogische und politische Perspektiven als auch Forschungsperspektiven umrissen.

2 Theoretische Bezugskonzepte

In diesem Kapitel wird zunächst der sozialisationstheoretische Rahmen erläutert und im Zuge dessen aufgezeigt, welche sozial-ökologischen Merkmale der kindlichen Umwelt auf das Verhalten im Allgemeinen und auf das Sportverhalten im Besonderen einwirken. Im Anschluss werden die Beziehungen zwischen sozialer Ungleichheit und dem Sport- und Bewegungsverhalten theoretisch anhand dreier aufeinander bezogener Modelle erläutert (Lebenslagemodell, Habituskonzept und Strukturmodell) und daraus das „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext" abgeleitet. Anschließend wird dargelegt, in welchem Sinne sozial-räumliche Ungleichheit im Folgenden verstanden wird und welche Folgen sie hat.

2.1 Sozialisationstheoretischer Rahmen

„Gesellschaft ist ein menschliches Produkt.
Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit.
Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt."
(Berger & Luckmann 1969: 65)

Sozialisation allgemein „beinhaltet alle geplanten und ungeplanten Prozesse, Handlungen und Einflüsse, die auf die Entwicklung eines Menschen einwirken und ihn in seinem Verhalten, seinen Einstellungen und Haltungen bestimmen." (Grupe & Krüger 2007: 119) Dabei wird die individuelle Entwicklung „verstanden als eine *Entwicklung in sozialen Kontexten*" (Baur & Burrmann 2008: 230; Hervorhebung i.O.). Nach Baur (1989: 65) kann von einem dialektischen Verhältnis zwischen der Persönlichkeitsentwicklung und den jeweiligen Lebensverhältnissen ausgegangen werden.

Auf einer zeitlichen Ebene können dabei verschiedene Sozialisationsphasen unterschieden werden, auf einer strukturellen Ebene verschiedene Kontextebenen.

Der Lebenslauf wird über eine dialektische Person-Umwelt-Transaktion konstituiert, „wobei zugleich die Entwicklung der Person sich vollzieht und die Lebensverhältnisse (re)produziert werden" (Baur 1989: 9). Die Umwelt verändert sich ebenfalls, denn im Handeln stellt die Person ihre Handlungsumwelt auch in Bezug auf Sport und Bewegung erst her. Die Umwelt verändert sich dadurch, dass Menschen handeln: „Die natürliche Landschaft wird dann zum Bewegungsraum, wenn Menschen in ihr wandern, radfahren oder schwimmen." (Baur 1989: 82) Unmittelbare und mittelbare Umwelt stellen demnach objektive Umwelten dar, die unabhängig vom einzelnen Individuum bestehen, auch wenn sie irgendwann von Menschen produziert wurden (vgl. Berger & Luckmann 1969). Diese Umwelten stellen dann potentielle Umwelten dar, die Handlungsmöglichkeiten bereithalten (vgl. Baur 1989: 80).

Die Handlungsfelder (z.B. Familien, Peergroups, Schulen) sind untereinander vernetzt. So entstehen z.B. im Umfeld der Schule häufig Peergroups, die Verhaltensweisen auffangen oder verstärken können (vgl. Richter 2008: 21). Dabei bezieht sich Baur (1989) bei der Analyse von „Körper- und Bewegungskarrieren" insbesondere auf Bronfenbrenners (1981) Sozialökologische Sozialisationsforschung, die die Vernetzung einzelner Lebensbereiche („Settings"), als Orte, an denen direkte Interaktion stattfinden kann, betrachtet: „Handeln ist immer ein Handeln in Situationen" (Baur 1989: 74), die eingebunden sind in bestimmte Handlungsfelder, in denen spezifische soziale Normen, Regeln und Definitionen als Orientierungsrahmen gelten (vgl. Baur 1989: 75).

2.1.1 Sozial-ökologische Sozialisationsforschung

„Umwelt definiert Verhalten und beeinflußt Handeln; Verhalten und Handeln definieren die Umwelt." (Baacke 1999: 109)

Ein wichtiges Bezugskonzept für die vorliegende Arbeit stellt das Modell der sozial-ökologischen Sozialisationsforschung dar, da deren Strukturelemente in ihrer Anordnung dem methodischen Konzept der Mehrebenenanalyse entsprechen (vgl. Steinkamp 1991: 271; Bertram 1982).

Als Kennzeichen der sozial-ökologischen Sozialisationsforschung kann das Bemühen um ein neues Umweltverständnis für die Erklärung kindlicher Entwicklungsverläufe betrachtet werden (vgl. Engelberth & Herlth 1993: 403). In sportbezogenen Studien wurde diese Forschungsperspektive bisher nur vereinzelt aufgenommen: So bezieht sich beispielsweise Weishaupt (1982) in seiner Untersuchung zu „Sport und Lebensraum" ebenfalls auf die sozial-ökologische Sozialisationsforschung als einen allgemeinen Bezugrahmen für die breite lebensweltliche Analyse von Sozialisationsprozessen in Bezug auf die Sportsozialisation: Gegenüber der rein schichtenspezifischen Sozialisationsforschung ermöglicht die Sozialökologie die Einordnung in eine lebensweltspezifische Typik, die insofern eine erhebliche Ausweitung des analytischen Bezugsrahmens ermöglicht, als die Lebenswelten sich nicht nur aus sozialen, sondern auch aus räumlichen Faktoren zusammensetzen (vgl. Weishaupt 1982: 69).

Bronfenbrenners Modell der Ökologie der menschlichen Entwicklung

Das Ökologische Modell Bronfenbrenners betrachtet Umwelteinflüsse auf die menschliche Entwicklung, wobei der Begriff „Ökologie" hierbei als Sammelbegriff für sämtliche Umwelteinflüsse fungiert (vgl. Steinkamp 1991: 270). Die Individuen passen sich im Laufe ihrer Entwicklung an die Umwelt, in der sie leben, an und gestalten diese zugleich durch ihr Handeln mit (vgl. Grundmann 2008: 175).

Das Modell beinhaltet verschiedene Analyseebenen als ineinander geschachtelte Strukturen, die als Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosysteme bezeichnet werden. In diesem Mehrebenenmodell werden die sozialen Umwelten als ein Komplex ineinander geschachtelter ökologischer Systeme gedeutet, die indirekt oder direkt auf das individuelle Handeln einwirken (vgl. Grundmann 2008: 177). Diese Systeme werden durch das übergeordnete Makrosystem und dessen ökonomischen, politischen und sozialstrukturellen Merkmalen mitstrukturiert (vgl. Bronfenbrenner 1981: 42). Die makroökologischen Kontexte präformieren so die einzelnen Handlungsfelder, die jedoch auch relativ autonome eigene Handlungszusammenhänge ausbilden können, so dass sie ihrerseits auf das Makrosystem einwirken und so zu gesellschaftlichem und kulturellem Wandel beitragen können (vgl. Baur 1989: 77). Das Makrosystem beinhaltet in Bezug auf Sportsozialisation etwa bestimmte kulturelle Muster für den Umgang mit dem Körper (s. Kap. 3.3) und bestimmte Wertvorstellungen in Bezug auf Gesundheit und körperliche Leistungsfähigkeit, die in einer Gesellschaft bestehen (vgl. Baur 1989: 77).

Die Familie als Sozialisationsinstanz wird in dem Modell als ein Mikrosystem, als „Muster von Tätigkeiten und Aktivitäten, Rollen und zwischenmenschlichen Beziehungen" (Bronfenbrenner 1981: 38), behandelt, das seinerseits in eine mehrstufige Umwelt eingeordnet ist

(vgl. Lüscher 1976: 20). Die kindliche Entwicklung kann dabei auch durch Wechselbeziehungen zwischen einzelnen Lebensbereichen beeinflusst werden. Ein solches „System von Mikrosystemen" definiert Bronfenbrenner als Mesosystem, das „Wechselbeziehungen zwischen den Lebensbereichen, an denen die sich entwickelnde Person aktiv beteiligt ist (für ein Kind etwa die Beziehung zwischen Elternhaus, Schule und Kameradengruppe und der Nachbarschaft" (Bronfenbrenner 1981: 41) bezeichnet. Das Exosystem umfasst Lebensbereiche, „an denen die sich entwickelnde Person nicht selbst beteiligt ist, in denen aber Ereignisse stattfinden, die beeinflussen, was in ihrem Lebensbereich geschieht, oder die davon beeinflußt werden" (Bronfenbrenner 1981: 42), beispielsweise die Arbeitstelle der Eltern. Mikro- und Mesosysteme stellen die unmittelbare, Exo- und Makrosysteme dagegen die mittelbare Umwelt des Individuums dar (vgl. Baur 1989: 79), an der es nicht unmittelbar teilnimmt. Die Individuen leben zunächst in verschiedenen sozialen Nahräumen (z.B. Familie), die sich überschneiden und ergänzen, so dass sie zu größeren Lebensräumen wie dem Wohnviertel kumulieren (vgl. Grundmann 2008: 176).

In Anlehnung an Bronfenbrenners allgemeines Modell der Ökologie der menschlichen Entwicklung erarbeitete Barker (1968) ein ökologisches Modell mittlerer Reichweite: Dabei betrachtet er „Behavior-Settings" als Mensch-Umwelt-Systeme, die durch soziale Beziehungsmuster und räumlich-sächliche Bedingungen wie Gebäude, Plätze und Infrastruktureinrichtungen gekennzeichnet sind. Settings sind in diesem Sinne Lebensräume, die einen Kontext darstellen, der die alltägliche, dauerhafte kindliche Erfahrungswelt beeinflusst (vgl. Steinkamp 1991: 271f.). Individuelle Wahrnehmungs-, Kommunikations- und Deutungsakte der Individuen bringen gemeinsame Erfahrungsräume, d.h. „Behavior-Settings", hervor, die die Persönlichkeitsentwicklung der Akteure beeinflussen. Diese „Behavior-Settings" lassen sich wiederum auf unterschiedlichen Handlungsebenen verorten und sind ebenfalls als ineinander geschachteltes System von Erfahrungsräumen analysierbar (vgl. Grundmann 2008: 175).

Sozialökologie in der Stadtforschung

Im Rahmen stadtsoziologischer Forschungen, die Umwelteinflüsse bzw. Kontexteffekte des Wohnumfelds betrachten, wird das Setting auch als „Opportunitätsstruktur" (Friedrichs 1998a: 83) bezeichnet. Auch hier können die Effekte auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden, wobei im Folgenden vor allem zwischen Individual- und Kontexteffekten unterschieden werden soll. Nach Aber et al. (1997: 47) können Individualeffekte auch als Kontexteffekte auf der Mikroebene bezeichnet werden. Sie unterscheiden bei der Betrachtung von Nachbarschaftseffekten in Anlehnung an Bronfenbrenner zwischen Kontexten auf verschiedenen Ebenen:

- Makrosysteme, d.h. sozio-kulturelle Werte und Verhaltensmuster einer Nation, Region oder Kommune, die das Leben von Kindern und Familien beeinflussen
- Exosysteme: größere Institutionen und Organisationen
- Mesosysteme: diese beeinflussen indirekt, durch ihren Einfluss auf Mikrosysteme (also z.B. Kollegen oder Nachbarn der Eltern)
- Mikrosysteme: Kontexte, mit denen das Kind in direkten Kontakt kommt (Familie, Lehrer, Peer-Groups, ...)

Aber et al. (1997) nehmen an, dass Nachbarschaften auf mehreren oder all diesen Ebenen wirken können. In Bezug auf Mikrosysteme ist des Weiteren zu bedenken, dass diese in di-

rekter Interaktion erlebt, aber auch beobachtet werden können (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 23).

Die Nachbarschaft und Wohnumgebung kann demnach direkte Auswirkungen auf die Kinder haben und auch indirekte, indem sie z.B. über die Eltern, die ja in der gleichen Wohnumgebung leben, vermittelt wird: Die soziale Umwelt wird nach Bronfenbrenner (1981) als mehrfach geschichtete Umwelt angenommen, der Zusammenhang zwischen Umgebung und menschlichem Handeln sei über mehrere Schritte vermittelt: Im ersten Schritt beeinflusst die Umgebung die Eltern von Kindern, die Erfahrungen der Eltern setzen sich dann um in deren Meinungen, Überzeugungen und Handlungsmöglichkeiten. Dieses elterliche Selbstverständnis wirkt sich zuletzt auch auf die Entwicklung der Kinder aus - z.B. darauf, inwiefern sie von den Eltern unterstützt werden (vgl. Baacke 1999: 110f.). Die Eltern fungieren in diesem Sinne als „Umweltvermittler", die den aktuellen Erfahrungsbereich der Kinder durch Selektion vorstrukturieren und ihnen bestimmte Umwelten eröffnen (vgl. Heintze 2004: 237).

2.1.2 Sozialisation in den Sport

In diesem Kapitel werden Strukturen und theoretische Ansätze der „Sozialisation in den bzw. zum Sport" dargestellt. Als wichtige Einflussfaktoren werden die Familie, die Peers und der Wohnkontext behandelt. Besonders berücksichtigt werden Ursachen und Effekte der geschlechtsspezifischen Sozialisation.

Mit Beginn der 1970er Jahre wurden sozialisationstheoretische Fragestellungen auch in der Sportwissenschaft aufgegriffen (vgl. Baur 1989: 33ff.); systematisch aufgenommen wurden sie erst gegen Ende der 1980er Jahre (vgl. Burrmann 2008b: 24). Dabei wird grundsätzlich unterschieden zwischen der Sozialisation *zum* bzw. *in den* Sport und *durch* bzw. *im* Sport (vgl. Heinemann 2007; Baur & Burrmann 2008b).

Bei der Sozialisation *im* bzw. *durch* Sport geht es um Auswirkungen der Sportbeteiligung und bestimmter Sportengagements auf die allgemeine Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Baur & Burrmann 2008: 234), also um das Sozialisation*spotential* des Sports (vgl. Heinemann 2007: 193).

Die Untersuchung der **Sozialisation *zum* Sport** beschäftigt sich mit der „Frage, wie Individuen Kontakt zum Sport finden und in ihn involviert werden oder aus welchen Gründen sie von einer Sportbeteiligung abgehalten werden" (Baur & Burrmann 2008: 233). Dabei sind einerseits hinderliche oder förderliche Einflüsse der sozialen Umwelt zu betrachten, als auch individuelle Kompetenzen und Orientierungen, die eine Sportbeteiligung erleichtern oder behindern können. Es sind also sowohl personale als auch soziale Ressourcen sowie deren Zusammenwirken, die die Sportsozialisation behindern bzw. begünstigen können (vgl. Frohn 2007: 35).

Bezogen auf die Sozialisation *zum* Sport versteht Baur (1989) die „Körper- und Bewegungskarriere" als eine Entwicklungslinie des gesamten Lebenslaufs, in Wechselwirkung zwischen der Entwicklung der Person und ihrer Lebensverhältnisse (vgl. Baur 1989: 65). Es hängt dabei von den im Verlauf der Körper- und Bewegungskarriere aufgebauten Körper- und Bewegungserfahrungen ab, ob und inwieweit sich Personen dem Sport zuwenden (vgl. Baur 1989: 68). Eine „Sportkarriere" wird also eingebunden in die Körper- und Bewegungskarriere entwickelt (vgl. Baur 1989: 67). Hier stellt sich die Frage: „Durch welche *sozialen Ressour-*

cen, also durch welche ‚Gelegenheitsstrukturen' der sozialen Kontexte und über welche Anregungen und Unterstützungsleistungen der Sozialpartner werden Sportengagements vermittelt, stabilisiert oder behindert?" (Baur & Burrmann 2008: 233) Angenommen wird, dass eine bestimmte „Vor-Sozialisation" sowie eine „Sozialisation in den Sport" durch Elternhaus, Schule, soziale Schicht, Geschlecht oder andere Sozialisationsinstanzen maßgeblich dafür verantwortlich ist, dass jemand Sport oder einen bestimmten Sport treibt oder eben nicht (vgl. Grupe & Krüger 2007: 115).

Greendorfer (2002) unterscheidet drei Elemente von Einflussfaktoren auf Sportpartizipation durch Soziales Lernen (vgl. Greendorfer 2002: 383):

1. persönliche Attribute

2. Signifikante Andere, Sozialisationsagenten, Rollenmodelle

3. Sozialisationssituationen

Unter (3) Sozialisationssituationen fasst Greendorfer (2002: 384) den Kontext, in dem Sozialisation stattfindet. Der Kontext beinhaltet dabei sowohl spezifische Orte und Gelegenheiten als auch Wertestrukturen bzw. das soziale und kulturelle Klima. Persönliche Attribute (1) umfassen physische wie psychische Prädispositionen und Voraussetzungen zum Sporttreiben. Die Forschung zur Sozialisation in den Sport beschäftigt sich (2) zudem mit der Frage, welche Impulse von Vorbildern bzw. Bezugspersonen („signifikante Andere" wie Eltern/Familie, Freunde/Peers, Lehrer/Schule, Trainer, Massenmedien) zum Sporttreiben oder zum Nicht-Sporttreiben führen (vgl. Heinemann 2007: 184f.). Dies ist im Sinne einer „Präformation" in Abgrenzung zu „Determination" zu verstehen: Kinder werden zwar oft durch Eltern, Gleichaltrige oder Schulen in den Sport eingeführt, sie entwickeln aber auch selbst Initiativen (vgl. Baur 1989: 105). Ihre Lebenskontexte sind zwar ausgesprochen unterschiedlich und eröffnen so ungleiche Chancen, Kinder können jedoch mit ihren Handlungsbeschränkungen und –möglichkeiten individuell unterschiedlich umgehen (vgl. Heim 2002: 295).

Die *Sozialisation zum Sport* beginnt in der der Phase der „Vorsozialisation", die in Bezug auf die Sportsozialisation als grundlegend betrachtet wird. Ob durch die Vorsozialisation ein Handlungspotential auch für die spätere Sportpartizipation ausgebildet werden kann, entscheidet sich dabei schon frühzeitig und ist abhängig von Einflüssen verschiedener Sozialisationsagenten (z.B. Eltern, Peergroup, Kita, Schule). Das Kind eignet sich zunächst im Spiel u.a. die Beherrschung seines Körpers an (vgl. Schmidt 2002: 103). Das erste Interesse am Sporttreiben im engeren Sinne wird meist schon relativ früh geweckt (vgl. Klein 1991: 25f.) - oder eben nicht geweckt. Dies gilt auch in Bezug auf die Sportvereinspartizipation: Seit ca. den 1980er Jahren beginnt die Sportvereinskarriere zu einem immer früheren Zeitpunkt (vgl. Brinkhoff & Sack 1999: 96) üblicherweise schon im Vorschulalter mit 5 bis 6 Jahren (vgl. Schmidt 2002: 89; Gieß-Stüber et al. 2008: 73; Bös et al. 2009: 180). Sozialisation *zum* Sport findet daher meist während der Kindheit statt und ist normalerweise dann auch am nachhaltigsten, „the strongest predictor of adult involvement is childhood involvement" (Greendorfer 2002: 384). Zudem gilt: Je früher das Interesse für den Sport geweckt wird, desto stabiler bleibt i.d.R. auch der Bezug zum Sport (vgl. Klein 1991: 27).

Die Vorsozialisation ermöglicht ein bestimmtes „Handlungspotential" (Heinemann 2007: 184). Inwieweit dieses Potential in Handlung umgesetzt wird, hängt dann wiederum von verschiedenen Einflussfaktoren und Handlungskontexten ab. Es sind positive oder negative

soziale Einflüsse wirksam, beispielsweise von Eltern oder Geschwistern, die den Zugang zum Sport begünstigen oder hemmen können (vgl. Grupe & Krüger 2007: 117). Generell lässt sich in Bezug auf die Sozialisation zum Sport „festhalten, daß diese um so intensiver und stabiler erfolgt, je größer die Bedeutung des aktiven Sporttreibens im sozialen Nahbereich ist, je mehr dieses darin bestätigt und bekräftigt wird und je unmittelbarer der direkte Kontakt mit sporttreibenden Bezugspersonen in den sozialen Bezügen der Familie oder der Peer-Group ist“ (Klein 1991: 29). Die Bezugspersonen können dann als direkte und auch als stellvertretende Verstärker fungieren.

Die Basis für eine „erfolgreiche“ Sportsozialisation wird also in der Phase der „Vorsozialisation“ gelegt: In dieser Phase erfolgt die Entwicklung motorischer Kompetenzen und Basiskompetenzen wie Leistungsmotivation, Wettbewerbsorientierung, Zeitbewusstsein, Soziabilität, Körperethos, Empathie, Technikverständnis und Raumbewusstsein (vgl. Heinemann 2007: 183). Sportbezogene personale Ressourcen sind dabei zunächst motorische Fähigkeiten, Begabung und günstige körperliche Voraussetzungen. Die biogenetische Prädisposition kann als Handlungspotenzial angesehen werden (vgl. Baur 1989: 82). Neben diesen physischen Komponenten spielen auch psychische Voraussetzungen wie Selbst- und Körperkonzept und Selbstwirksamkeitserwartungen (vgl. Frohn 2007: 35f.) als Teil des Persönlichkeitssystems eine wichtige Rolle für den Bezug zu körperlicher Aktivität. Dabei versteht Baur (1989: 81f.) unter Persönlichkeitssystem die individuellen Orientierungen, Kompetenzen und Kapazitäten, die durch sozial geformte und vermittelte Erfahrungen erworben werden.

In einer „bewegungsfeindlichen Umwelt“ ist es ungleich schwieriger „seine potentiellen Bewegungsfähigkeiten voll zu entwickeln“ als unter „bewegungsfördernden sozialökologischen Bedingungen“ (Baur 1989: 83). Schon hier sind auch räumliche Gegebenheiten relevant: „Die Ausstattung des Lebensraums mit öffentlichen Spielplätzen, Grün- und Sportanlagen und Jugendfreizeiteinrichtungen ist eine weitere sozial-räumliche Determinante der ‚Vorsozialisation' für den Sport.“ (Weishaupt 1982: 78)

Wenn auf Basis der Vorsozialisation die Grundlage geschaffen ist, dass die persönlichen Attribute das Sportverhalten begünstigen bzw. erleichtern, so kann diese Tendenz anschließend durch relevante Sozialisationsagenten positiv oder negativ verstärkt werden. Der stabile oder instabile Verlauf von Sport(vereins)karrieren hängt maßgeblich davon ab, inwieweit Unterstützungsleistungen und Anregungen durch Familie, Trainer und/oder Peers vorhanden sind (vgl. Baur & Burrmann 2008: 233). Familie, Peers und Lehrer beeinflussen Sportpartizipation jeweils innerhalb eines bestimmten Settings (vgl. Greendorfer 2002: 385). Es kann davon ausgegangen werden, dass sich förderliche bzw. hinderliche Einflüsse auf Sport(vereins)karrieren kumulieren oder neutralisieren können (vgl. Baur & Burrmann 2008: 234).

Die Sport- und Bewegungssozialisation vollzieht sich in einzelnen Handlungsfeldern, an denen das Individuum teilnimmt: Dies sind u.a. die Herkunftsfamilie, informelle Gleichaltrigengruppen (Peergroups) und Schulen (vgl. Baur 1989: 122ff.). Die gesamtgesellschaftlichen Wertvorstellungen über körperliche Aktivität auf der Makroebene können in einzelnen Handlungsfeldern unterschiedlich ausgelegt werden, insofern dass zwischen den verschiedenen Ebenen eine dialektische Beziehung angenommen werden kann (vgl. Baur 1989: 77). Baur (1989) illustriert die Sportsozialisation in bestimmten Handlungsfeldern anhand des folgenden Beispiels:

> „Das Kind wächst in *seiner* Familie auf. Sie ist seine unmittelbare Umwelt. In ihr hat das Körper- und Bewegungsthema einen bestimmten Stellenwert im familialen Handlungs-

> zusammenhang (…). Es ist eine bestimmte Wohngegend, in der ein Kind groß wird, und es sind die spezifischen Merkmale dieser Wohngegend, die seine Bewegungsräume und Bewegungsmöglichkeiten definieren. In dieser Familie ist vielleicht der Vater Mitglied eines Sportvereins. Zwar stellt der Sportverein dann für das Kind eine mittelbare Umwelt dar, die gleichwohl, vermittelt über den Vater auch für das Kind Bedeutung gewinnen kann. (…) Ebenso beeinflussen Veränderungen in makroökologischen Kontexten die unmittelbare familiale Umwelt: Dadurch, daß z.B. (…) in den letzten Jahrzehnten (…) Sportorganisationen sich ausgedehnt haben, sind auch für die Familienangehörigen die Chancen gestiegen, mit dem Sport in Kontakt zu kommen, indem etwa in der Wohngegend entsprechende Sportinfrastrukturen bestehen." (Baur 1989: 81)

In Folgenden werden einzelne der für die Sportsozialisation relevanten Sozialisationsinstanzen und Handlungsfelder näher vorgestellt:

Handlungsfeld Herkunftsfamilie/ Sozialisationsinstanz Eltern

In den frühen Phasen der Sozialisation sind die Eltern als Sozialisationsagenten besonders bedeutungsvoll, denn die Herkunftsfamilie ist i.d.R. das erste und zunächst einzige Handlungsfeld eines Kindes. Später werden weitere Sozialisationsagenten (z.B. Peers) und Sozialisationsinstanzen (z.B. Kindergarten, Schule) relevant (vgl. Richter 2008: 10; 17). Gesundheitsverhalten wird daher maßgeblich im Sozialisationsprozess der Familie vermittelt und erworben, indem gesundheitsbezogene Einstellungen und Verhaltensweisen durch das elterliche Vorbild geprägt werden (vgl. Lampert, Richter & Klocke 2006: 97). Beispielsweise werden Verhaltensmuster u.a. in Bezug auf Hygiene, Ernährung und Bewegung von den Eltern übernommen und unbewusst angeeignet (vgl. Ravens-Sieberer & Erhart 2008: 43). Auch sportive Orientierungen und Praxen werden durch die Eltern als Rollenmodelle vermittelt (vgl. Georg, Hasenberg & Zinnecker 1998: 139).

Insofern können Eltern über ihre eigenen Sportaktivitäten als Verhaltensmodelle wirken und darüber ihre Kinder zu Sportbeteiligung anregen (vgl. Burrmann 2005: 128). Familiale Sozialisationsleistungen für Körper und Bewegung sind hier insbesondere bezogen auf die Erweiterung des elementaren Bewegungsrepertoires und die Vermittlung sportbezogener Orientierungen und Kompetenzen von Interesse (vgl. Baur 1989: 125ff.). Bewegungsbezogene Anregungen durch die Familie können zum einen in gemeinsamen Bewegungsaktivitäten, aber auch in der gemeinsamen Thematisierung und Rezeption von Sport und Bewegung bestehen.

Im Hinblick auf die Sozialisation zum Sport besteht offensichtlich ein Zusammenhang zwischen dem Vorbild sportlich aktiver Eltern und dem Sportinteresse von Kindern und Jugendlichen. „Das wichtigste Vorbild für das Kind sind (…) die Eltern (…); andere Bezugspersonen erhalten erst in späteren Lebensabschnitten Bedeutung." (Heinemann 2007: 191) Eltern, die Spaß am Sport haben, ermutigen ihre Kinder, selbst Sport zu treiben (vgl. Greendorfer 2002: 385): Auf diese Weise kann es zu einer „intergenerationalen ‚Vererbung' von Sport(vereins)engagements in der Herkunftsfamilie" (Burrmann 2005) kommen. In der Regel gilt: „Active parents have active children" (Greendorfer 2002: 385), da die Bedeutung, die Kinder dem Sport beimessen, durch das Verhalten ihrer Eltern stark beeinflusst wird (vgl. Greendorfer 2002: 385). „Die Bewegungs- und Sportkarrieren nehmen in den Familien ihren Anfang und sind im Sinne von Sportchancen sehr ungleich verteilt." (Brinkhoff 1998a: 63)

Die Unterstützungsleistungen der Eltern in Bezug auf die Bewegungssozialisation hängen wiederum von ihren eigenen Sozialisationserfahrungen und ihrer Verortung in einem bestimmten kulturellen Kontext ab (vgl. Frohn 2007: 29). Sozialisationserfahrungen werden auch vom sozioökonomischen Status der Familie beeinflusst (vgl. Ravens-Sieberer & Erhart 2008: 38). Die Rahmenbedingungen familialer Sozialisation können daher sehr unterschiedlich sein: Die verfügbaren ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen bilden den Rahmen für die Handlungsmöglichkeiten der Familienmitglieder; Wohnverhältnisse und soziale Lage der Familie definieren die Handlungsspielräume (vgl. Baur 1989: 133f.).

Hinsichtlich des Sportengagements ist also im Rahmen der Sozialisation zum Sport der Vorbildeffekt sportlicher Eltern von großer Bedeutung (vgl. Nagel 2003: 89). Da deren Sporttreiben jedoch ebenfalls u.a. von sozialen Faktoren abhängt, wirken soziale Ungleichheiten in Form ungleicher ökonomischer und kultureller Ressourcen über die Familie auf die Sozialisationsbedingungen der Kinder: „Nicht alle Familien können ihren Kindern vielfältige sportbezogene Anregungen geben und Erfahrungen ermöglichen, Sportkleidung, -geräte und Vereinsbeiträge bezahlen, Fahrdienste übernehmen oder emotional Unterstützung geben." (Frohn 2007: 36) Von Relevanz sind in Bezug auf finanzielle Anforderungen weniger die i.d.R. relativ niedrigen Mitgliedsbeiträge für Sportvereine, vielmehr stellt sich neben evt. Anschaffungskosten für Ausrüstung die Frage, wie die Kinder zu den Angeboten gelangen, da dadurch wöchentlich anfallende Kosten wie Tickets für den Nahverkehr bzw. Benzinkosten entstehen können, die „nicht selten eine dauerhafte Überlastung und damit unüberwindbare Hürde für die Familien" (Leven & Schneekloth 2010: 140) darstellen können.

Dabei geht es nicht alleine um materielle Ressourcen, es kann auch von einem „Einfluss sozialer Herkunft auf familiales Sportklima" (Großarth 2008: 94) ausgegangen werden, indem die soziale Lage der Familie die ihnen verfügbaren kulturellen, ökonomischen und sozialen Ressourcen definiert, womit sich für die Familienmitglieder bestimmte Partizipationschancen und Handlungsmöglichkeiten auch die Bewegungssozialisation betreffend ergeben (vgl. Baur 1989: 136). Der Einfluss der Eltern in Bezug auf die Sportpartizipation des Kindes ist gerade in der primären Sozialisationsphase, in der auch die „Vorsozialisation" hinsichtlich des Sport- und Bewegungsverhaltens stattfindet, besonders groß. „Wenn das nähere soziale Umfeld sportdistanziert ist und sich hier keine oder nur sehr wenige Berührungspunkte mit Bewegungs- und Sportaktivitäten ergeben, werden hinsichtlich der sportbezogenen Sozialisation gesellschaftliche Erziehungseinrichtungen (Personen und Institutionen) (…) besonders wichtig." (Frohn 2007: 29f.)

Einfluss der Peergroup

Die Sozialisationsleistungen von Gleichaltrigengruppen liegen maßgeblich im Freizeit- und Konsumbereich; in der mittleren Kindheit und im Jugendalter sind Gleichaltrige die bevorzugten Freizeitpartner (vgl. Baur 1989: 143). In benachteiligten Lebenslagen können schlechte Ausgangsbedingungen zumindest teilweise durch Gleichaltrigengruppen kompensiert werden (vgl. Lampert, Richter & Klocke 2006: 97). Je weniger Anregungen also aus dem familialen Umfeld kommen, desto größer ist dann die Rolle der Peers und der Schule hinsichtlich der Sozialisation zum Sport (vgl. Frohn 2007: 36).

Neben sportmotorischen Kompetenzen werden unter Gleichaltrigen körper- und bewegungsbezogene Orientierungen erworben, Standards der sportmotorischen Leistungsfähigkeit vermittelt und Tätigkeitspräferenzen ausgebildet (vgl. Baur 1989: 144f.). Sport und sport-

liche Spiele können Anlass für die Bildung von Peergroups und wesentliches Element ihrer Stabilisierung sein. Auch der Status innerhalb der Peer-Gruppe kann durch sportliche Kompetenzen bestimmt werden (vgl. Heinemann 2007: 192). Ein „Interaktionskontext sportlich orientierter Peergroups" (Nagel 2003: 138) kann als positive Verstärkung wirken, sportaktive altersgleiche Sozialpartner tragen so zu einer Stabilisierung des Sportengagements bei (vgl. Baur 1989: 143). Die Gruppennormen sind jedoch ihrerseits in sich sozial segmentiert (vgl. Klocke 2006: 200), so dass es auch zu einer negativen Verstärkung von sportabstinentem Verhalten kommen kann. Da sich die Gleichaltrigengruppen sozial selektiv zusammensetzen, werden die elterlichen Bewegungsanregungen möglicherweise durch Peers, die in einem ähnlichen familialen Milieu aufwachsen und demzufolge über ähnlich Erfahrungen verfügen, gestützt. Umgekehrt können Anregungen, die aus sozial homogenen Peergruppen kommen, auch eher bei den Eltern Unterstützung finden (vgl. Baur 1989: 223f.).

Die Einflüsse verschiedener Sozialisationsagenten können sich jeweils ergänzen oder auch widersprechen: Freunde, die bereits im Verein sind, sind oft ursächlich für den Vereinseintritt. Das soziale Umfeld spielt dann wiederum eine entscheidende Rolle: Es bleiben dann v.a. diejenigen dauerhaft im Verein, deren Eltern dem Sportvereinsengagement wohlwollend gegenüberstehen (vgl. Schmidt 2002: 89).

Einfluss des Wohnkontexts

Neben der Bedeutung der Bezugspersonen für das Sportengagement empfiehlt Heinemann auch Persönlichkeitsmerkmale (bspw. Selbstkonzept) und „situative Gegebenheiten" wie Wohnumfeld, Sportgelegenheiten, Zeitbudget, Möglichkeiten alternativer Freizeitnutzung sowie kulturelle Rahmenbedingungen zu betrachten (vgl. Heinemann 2007: 193). Gerade für Kinder kann der Wohnkontext die Sozialisationsbedingungen entscheidend beeinflussen. „So wissen wir alle aus unserem alltäglichen Primärwissen, in welchem Maße gerade im Sport regionale Bedingungen beispielsweise durch ihren Anreiz- und Vorbildcharakter eine gewichtige Rolle spielen." (Klein 1991: 42) Da Bewegungstätigkeiten an Bewegungs*räume* gebunden sind, wird die Körper- und Bewegungssozialisation auch von den familialen Wohnverhältnissen beeinflusst (vgl. Baur 1989: 134):

> „Für die Entwicklung in der Kindheit kommt den sozialräumlichen Gegebenheiten entscheidende Bedeutung zu, da durch die Organisation und Struktur der Räume die in ihnen möglichen und stattfindenden Aktivitäten und sozialen Beziehungen selektiv bestimmt werden." (Klein & Liesenhoff 1982: 154)

Es kann daher eine „lebensraumspezifische Typik der Sportsozialisation" angenommen werden (Weishaupt 1982: 82).

Bewegungsmöglichkeiten können zum einen durch elterliche Vorgaben und Verbote definiert werden, zum anderen abhängig von der Bewegungsinfrastruktur der Wohnumgebung sein (vgl. Baur 1989: 147). Klein (1991) geht von einer hohen Bedeutung der sozialräumlichen Gegebenheiten für die Sozialisation zum Sport aus. Nutzungsmöglichkeiten von Sportanlagen seien, da sie in der Regel über Sportvereine gewährleistet sind, „in vielfacher Hinsicht sozial vermittelt" (vgl. Klein 1991: 44). Die infrastrukturelle Versorgung mit Sportanlagen sei ein wichtiger Faktor für die Sozialisation zum Sport. Dies beinhaltet einerseits die objektive Beschaffenheit der Gegebenheiten, jedoch auch deren Wahrnehmung und Nutzungsgewohnheiten (vgl. Klein 1991: 29): „Den sozialräumlichen Gegebenheiten der Lebenswelt der Kinder kommt (…) eine nicht unbeträchtliche Bedeutung für die Sozialisation zum Sport

zu." (Klein 1991: 32) Dies bezieht sich zunächst auf die Wohnräume und die unmittelbare Wohnumgebung, dann auch auf die Bewegungsinfrastruktur in der weiteren Wohnumgebung (vgl. Baur 1989: 135). Das Individuum tritt in Kontakt mit der unmittelbaren sozialen und räumlichen Umwelt. So wird der bewegungs- und sportbezogene Sozialisationsprozess durch die Beschaffenheit des Wohnumfeldes und durch die Verfügbarkeit bestimmter Materialien und Geräte beeinflusst. Einschränkungen bezüglich Vielfalt und Größe dieser Bedingungen wirken sich in der Regel nachteilig auf den sportbezogenen Sozialisationsprozess aus (vgl. Frohn 2007: 29).

Dabei sollte differenziert werden zwischen „objektiver Umgebung" und „subjektiver Umwelt" (vgl. Klein 1991: 46). Unter „objektiver Umgebung" fällt zum Beispiel das Vorhandensein und der Zustand von Sportstätten, unter „subjektiver Umwelt" die Wahrnehmung und Deutung der Sportinfrastruktur. Entscheidend sei dabei die „individuelle Aneignung". Das bedeutet, nicht nur die objektive geographische Distanz als solche macht etwas schwer oder gar nicht erreichbar, sondern entscheidend ist auch, wie wir uns zu derartigen Entfernungen zu verhalten gelernt haben (vgl. Klein 1991: 47).

Derselbe (Bewegungs-)Raum kann unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und genutzt werden (vgl. Burrmann 2008a: 391). Aus geschlechtsspezifischen Unterschieden zur Wahrnehmung der Entfernung zu einer Sportanlage kann gefolgert werden, dass „auch Sportanlagen entsprechend ihrer Bedeutung im jeweiligen Lebenszusammenhang wahrgenommen und sozial-räumlich verarbeitet werden" (Klein 1991: 47f.). Im Beispiel ergeben sich die geschlechtsspezifischen Differenzen aus unterschiedlichen Wahrnehmungsstrukturen und Bedeutungsgewichtungen. Obwohl die sozialräumlichen Bedingungen im Wohnumfeld Mädchen und Jungen in gleicher Weise zur Verfügung stehen, können sie in geschlechtstypischer Art wahrgenommen und genutzt werden (vgl. Pfister 1993: 52f.). Es ist also nicht nur das Vorhandensein einer bestimmten ökologischen Umwelt relevant, sondern auch deren konkrete Nutzung. Diese hängt zum einen von Persönlichkeitsmerkmalen, zum anderen auch von Personen der unmittelbaren sozialen Umwelt ab: Bei Kindern sind dies zunächst vornehmlich deren Eltern oder auch andere Betreuungspersonen, die den Zugang zu Bewegungsmöglichkeiten ermöglichen, kontrollieren und reglementieren (vgl. Frohn 2007: 29). Umweltbedingungen wirken demnach nicht „objektiv" auf ein Subjekt ein, sondern treffen auf spezifische, in der vorgängigen Sozialisation erworbene subjektive Bedingungen. Die Wahrnehmung der Umwelt vollzieht sich als subjektiver Prozess auf Grundlage der individuellen personeninternen Strukturen (vgl. Frohn 2007: 33).

> „Die Infrastruktur eines Gebietes und die Räumlichkeiten der Lebenswelt stellen so zum einen zwar ein Potential von Möglichkeiten sozialer Handlungen zur Verfügung, zum anderen sind die Nutzungen durch die Funktionalität der Räume selbst in ihrer Grundstruktur und ihrer Bedeutung determiniert, wenn nicht gar festgeschrieben." (Klein 1991: 51)

Der mögliche Einfluss der Wohnumgebung auf den sportbezogenen Sozialisationsprozess hat deshalb eine besondere soziale Relevanz, da Wohnbedingungen und –verhältnisse ebenfalls soziale Ungleichheiten widerspiegeln (s. Kap. 2.3). Die Wohnumgebung wird „in manchen Familien, die sich das leisten können, wohl auch unter dem Gesichtspunkt der Bewegungsmöglichkeiten für die Kinder erst ausgesucht" (Baur 1989: 134). Allgemein ist die Wohnsituation für Kinder besser, je höher das Einkommen der Eltern ist (vgl. Steinhübl 2005: 260f.). Familien mit einem höheren Einkommen „leben in infrastrukturell günstigeren

Wohngegenden, womit ihnen ebenfalls bessere Bewegungsräume mit größeren Nutzungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen“ (Baur 1989: 136).

Zwischenfazit

Die sehr unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen können als Grundlage für soziale Ungleichheit im Sportverhalten betrachtet werden: Unterschiede hinsichtlich des Sportklimas innerhalb der Familie können partiell auf die soziale Situation der Herkunftsfamilie zurückgeführt werden (vgl. Großarth 2008: 95). Vermittelt wird dies über Milieufaktoren wie soziale Schicht und sozial-räumliche Gegebenheiten (vgl. Heinemann 2007: 184). Die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen für Kinder haben wiederum Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder. Wenn diese typischen Persönlichkeitsunterschiede verschiedener sozialer Gruppen ihrerseits ungleiche Chancen mit sich bringen, „würden nachteilige Lebensbedingungen von Eltern auf dem Wege über familiäre Sozialisation (…) auf die nächste Generation übertragen. Das Gefüge sozialer Ungleichheit würde sich so stets aufs neue wieder herstellen“ (Hradil 1999: 448).

Die Sozialisationsbedingungen für Kinder hinsichtlich der Sportsozialisation können also höchst unterschiedlich sein. Insbesondere bezüglich der Bedeutung der Eltern als Sozialisationsinstanz und auch des Wohnkontexts als Rahmenbedingung kann angenommen werden, dass sich in diesen Einflüssen soziale und sozial-räumliche Ungleichheiten widerspiegeln.

Geschlechtsspezifische Sport- und Bewegungssozialisation

Im Rahmen der Betrachtung der Sportsozialisation wird thematisiert, inwiefern Unterschiede im Sportverhalten von Jungen und Mädchen bzw. von Frauen und Männern auf geschlechtsspezifische Bewegungs- und Sportsozialisation zurückgeführt werden können:

„Die vorhandenen biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind verhältnismäßig belanglos und mehr Anlass als Ursache für die sozial verschiedenartige Formung der Rollen von Mann und Frau im kulturellen und sozialen Leben.“ (Heinemann 2007: 255) Die Ursachen für Geschlechterunterschiede in Bezug auf Bewegungs- und Sportverhalten können also vornehmlich in einer geschlechtsspezifischen Sozialisation gesehen werden. Die Ausdifferenzierung geschlechtstypischer Muster des Sportverhaltens werden demnach im Rahmen der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Werten, Normen und Handlungsmustern entwickelt, denen das symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit zugrundeliegt (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 313f.). Von klein an verinnerlichen Jungen und Mädchen geschlechtsspezifische Verhaltens- und Einstellungsmuster, die den Erwartungen an ihr Geschlecht entsprechen (vgl. Heinemann 2007: 255). Die Konstruktion von Geschlecht beginnt offenbar bereits im frühen Kindesalter (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 81) oder sogar noch früher. Eltern übertragen – bewußt und/oder unbewußt – „jenes geschlechtstypische Image, das sie selber besitzen und prägt, auf ihre Kinder“ (Heinemann 2007: 255) und nehmen ihre neugeborenen Töchter und Söhne bereits von Anfang an in deutlich unterschiedlicher Weise wahr (vgl. Baacke 1999: 242): Auch dann, wenn sich Kinder hinsichtlich Größe, Gewicht und Verhalten nicht unterscheiden, werden Jungen eher als stark, munter und gut koordiniert, Mädchen dagegen eher als schwach, zart und feingliedrig wahrgenommen (vgl. Baur 1989: 202).

Von großer Bedeutung ist, dass die Eltern die Spiel- und Bewegungsaktivitäten ihrer Kinder durch ihr eigenes Vorbild, durch Anregungen und Sanktionen sowie durch die Bereitstellung von Spielräumen, Spielzeug und Sportgeräten beeinflussen (vgl. Pfister 1993: 53). Traditionelle Rollenbilder können in entscheidenden Situationen, wie im Zusammenhang mit Helfen, Anleiten und Loben, handlungsleitend sein (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 71). Mädchen und Jungen werden jedoch häufig zu anderen Spielen angeleitet (vgl. Heinemann 2007: 255), werden durch geschlechtstypisches Spielzeugangebot schon ab dem Alter von 5-12 Monaten in ihren Spiel- und Bewegungsaktivitäten beeinflusst, so dass Kinder je nach Geschlecht u.a. durch Spielzeug unterschiedlich angeregt werden (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 314) – in Bezug auf die Bewegungssozialisation häufig zuungunsten der Mädchen: „Mädchenspielzeug regt kaum zu motorischen Aktivitäten und explorativem Verhalten an." (Pfister 1993: 54)

Mädchen und Jungen erhalten darüber hinaus oft unterschiedliche Freiräume. Mädchen werden i.d.R. mehr behütet als Jungen; Abenteuerlust und Entdeckungsdrang werden bei jenen eher unterbunden (vgl. Pfister 1993: 53). So haben Mädchen eher kleinere Aktionsräume als Jungen und ihr Bewegungsdrang wird stärker kontrolliert (vgl. Weishaupt 1982: 79; vgl. auch Kleine 2003: 62). Sie seien von elterlichen Verboten, an bestimmten Orten zu spielen, eindeutig stärker betroffen als Jungen (vgl. Nissen 1998: 184). Kinder erhalten um so eher ein Verbot, sich im öffentlichen Raum zu bewegen, je jünger sie sind, je eher sie aus unteren sozialen Schichten stammen, je urbaner die Umwelt ist – und Mädchen erhalten mehr Verbote als Jungen (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 77). Mädchen spielen daher öfter in unmittelbarer Wohnungsumgebung oder in der Intimität des eigenen Zimmers (vgl. Pfister 1993: 47). Dies betrifft in besonderem Maße Mädchen aus unteren sozialen Schichten (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 82). Eine Folge solcher„Überbehütung" kann sein: „Was ihnen nicht zugetraut wird, trauen sie sich auch selbst nicht zu." (Pfister 1993: 53) Umgekehrt kann jedoch auch gelten: Je eher sich Mädchen als psychisch stark und je positiver sie ihr eigenes Körperbild einschätzen, desto eher engagieren sie sich in ihrer Freizeit im Sport und treffen Freundinnen und Freunde beim Sport (vgl. Schmidt 2008: 388).

Auch in zeitlicher Hinsicht haben Mädchen im Allgemeinen geringere Spielräume als Jungen: Mädchen sind in stärkerem Maße für kleinere Geschwister verantwortlich als Jungen; zudem haben sie mehr Verpflichtungen im Haushalt (vgl. Pfister 1993: 55; Weishaupt 1982: 79), so dass sie weniger souverän über ihre Freizeit verfügen können (vgl. Heinemann 2007: 257). Sie haben also alles in allem ein gegenüber Jungen geringeres Freizeitbudget, das durch häufigere Verpflichtungen in Haushalt und Familie eingeschränkt wird (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 313). Mädchen müssen insgesamt deutlich mehr Hausarbeit machen als Jungen, wobei dies auf Kinder der oberen Mittel- und Oberschicht weniger zutrifft (vgl. Nissen 1998: 184).

Allgemein erhalten Jungen auch häufiger Anregungen, einem Sportverein beizutreten und sich am Wettkampfsport zu beteiligen und finden so häufiger Zugang zu regelmäßigen Bewegungsaktivitäten und Sportvereinen (vgl. Baur 1989: 203). Zudem werden Kinder vielfach von ihren Eltern direkt zu geschlechtsspezifischen sportlichen Aktivitäten ermuntert. Kulturelle Stereotype darüber, welche Aktivitäten als männlich (z.B. Fußball) oder weiblich (z.B. Tanzen) und somit als angemessen bzw. unangemessen für das eigene Geschlecht definiert werden (vgl. Pfister 1993: 55f.), werden auf diese Weise immer wieder reproduziert und verstärkt (vgl. Heinemann 2007: 255). „Doing gender verläuft zumeist unbewusst und selbstverständlich, ist in gewissem Sinne prä-reflexiv und daher um so wirksamer." (Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 314) Durch typisierte Angebote, Erwartungen und Bewertungen können so

Geschlechterbilder immer wieder bekräftigt werden (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 72). Daraus resultieren „geschlechtsakzentuierte" somatische Kulturen (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 309ff.) und schließlich geschlechtsspezifische Sport- bzw. Sportartenpräferenzen und -möglichkeiten. So entspricht der Sport – und hier insbesondere der im Sportverein betriebene Sport – in unterschiedlichem Maße dem sozialen Rollenbild bzw. dem geschlechtsspezifisch ausgeprägten sozialen Habitus von Männern und Frauen (vgl. Heinemann 2007: 260). Wettkampf- und leistungsorientiertes Bewegungs- und Sportverhalten korrespondiert nur bedingt mit den sozial erwarteten Eigenschaften von „Weiblichkeit", während die traditionell primär auf Wettkampfsport ausgerichteten Sportvereinsangebote für männliche Jugendliche ein Inszenierungsfeld männlicher Geschlechterstereotype bieten können (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 315f.):

> „Sozialisationstheoretische Befunde zeigen, dass Mädchen eher beziehungs- als konkurrenzorientiert erzogen werden. Werte und Normen vor allem des Wettkampfsports widersprechen also in Teilen den Anforderungen, die außerhalb des Sports an Mädchen herangetragen werden. So entsteht ein Konflikt zwischen zwei als verbindlich verinnerlichten Wertmustern, die motivational in einen Zielkonflikt zwischen Anschluss und Erfolg münden." (Gieß-Stüber et al. 2008: 75)

„Der Druck auf Mädchen – und Jungen – sich mädchen- bzw. jungenhaft zu verhalten, kommt nicht nur von den Eltern, sondern von der gesamten Umwelt." (Pfister 1993: 55) Abweichendes Verhalten wird auch innerhalb geschlechtshomogener Peer Groups häufig negativ sanktioniert (vgl. Pfister 1993: 57). Zusätzlich finde durch die Darstellung in den Medien häufig eine Verstärkung der geschlechtsspezifischen Rollenbilder statt (vgl. Pfister 1993: 54).

„Die These von einer geschlechtertypischen Weitergabe der ‚Sportkultur' von den Eltern an die Kinder scheint nach wie vor Bestand zu haben." (Burrmann 2008a: 392) Zu bedenken ist jedoch auch, dass binnengeschlechtliche Unterschiede zum Teil stärker ausfallen können als zwischengeschlechtliche (vgl. Gieß-Stüber et al. 2008: 81) und „dass die Ursachen für eine geschlechterungleiche Partizipation im Sport in einer kaum verallgemeinerbaren Verwobenheit von individueller Identitätsarbeit, gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen, Rahmenbedingungen und Strukturen des Sports sowie in sozialen Verhaltens- und Interaktionsmustern begründet sind." (Gieß-Stüber et al. 2008: 75) Nicht in allen Familien werden tradierte Geschlechtertypisierungen an die Kinder weitergegeben und auch schichtenspezifische Handlungs- und Orientierungsmuster können mehr oder weniger verbindlich weitervermittelt werden. Über die Einbindung in verschiedene soziale Handlungszusammenhänge ist daneben auch mit der Konfrontation mit u.U. unterschiedlichen und z.T. widersprüchlichen Normierungen zu rechnen (vgl. Baur 1989: 197). Die oben beschriebenen Phänomene scheinen zudem nicht für alle Kinder gleichermaßen zu gelten: So können die Diskriminierungsfaktoren Schicht und Nationalität die Geschlechtsrollenunterschiede nochmals verstärken (vgl. Pfister 1993: 52) bzw. abschwächen. In welchem Umfang sich das einzelne Individuum von geschlechtsspezifischen Rollentypisierungen lösen kann ist somit wiederum sozial überformt.

2.2 Beziehung zwischen Sozialer Ungleichheit und Sportverhalten

Die Beziehung zwischen Sozialer Ungleichheit und Sportverhalten lässt sich anhand verschiedener Modelle aufzeigen bzw. erklären. In diesem Kapitel wird zunächst in das Lebenslagemodell und das Habituskonzept eingeführt. Ausgangspunkt der späteren Untersuchung ist das Strukturmodell zur Sozialen Ungleichheit im Sportverhalten von Nagel (2003), das Lebenslage- und Habituskonzept verknüpft. Das Modell wird für die vorliegende Fragestellung als „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext" um den Aspekt des Wohnumfelds und die Mehrebenenstruktur erweitert.

2.2.1 Lebenslagemodell

Die Betrachtung vertikaler Ungleichheit als vertikale Abstufung von sozialen Gruppen mit jeweils besseren oder schlechteren Lebensbedingungen beschränkte sich im Rahmen klassischer Klassen- und Schichtungsmodelle auf solche Ungleichheiten, die in engem Zusammenhang mit der jeweiligen beruflichen Stellung bzw. der Stellung im Produktionsprozess stehen (vgl. Hradil 1987: 7). Seit etwa den 1980er Jahren gibt es eine Diskussion über „neue" Ungleichheiten, wobei es sich nicht um neue Erscheinungen handelte, sondern sie lediglich neu ins allgemeine Bewusstsein rückten (vgl. Kreckel 1983: 7). Dies beinhaltete vor allem geschlechtsspezifische Ungleichheiten, regionale Disparitäten, Benachteiligung von Minderheiten und Ungleichverteilung des Zugangs zu öffentlichen Gütern.

Soziale Ungleichheit

„Unter sozialer Ungleichheit versteht man die mehr oder minder vorteilhaften Lebens- und Handlungschancen, die Menschen durch gesellschaftlich hervorgebrachte Lebensbedingungen dauerhaft vorgegeben sind." (Hradil 1987: 141) Folge ist also eine ungleiche Verteilung von Lebenschancen und Lebensrisiken, die aus der ungleichen Verteilung der relevanten materiellen und immateriellen Güter resultiert (vgl. Nagel 2003: 28). Dabei sind nach Hradils Definition diejenigen Lebens- und Handlungsbedingungen als „besser" anzusehen, die die bessere Befriedigung von Lebenszielen erlauben (vgl. Hradil 1987: 142).

Dabei wählt Hradil einen Mittelweg zwischen einem objektiven und einem subjektiven Lebenszielbegriff, indem er unter „Lebenszielen" solche „Zielvorstellungen im Hinblick auf die Qualität des Lebens" versteht, die „sich im Prozeß der politischen Willensbildung relativ durchgesetzt haben und in Form von ‚offiziellen' oder ‚quasi-offiziellen' Verlautbarungen greifbar sind" (Hradil 1987: 143). Gemeint sind also „allgemein anerkannte Lebensziele" (ebenda). In diesem Sinne kann die Möglichkeit zur Sportpartizipation als ein Lebensziel bzw. als ein mögliches Mittel zur Erreichung übergeordneter Lebensziele (wie Integration oder Gesundheit) angesehen werden, auch wenn sie nicht zu den subjektiven Lebenszielen jedes Einzelnen zählen sollte.

Der Begriff „soziale Lage" bezieht sich auf die Lebenssituation eines Kollektivs bzw. einer sozialen Gruppe, die von jeweils einer Determinante sozialer Ungleichheit (z.B. Stellung im Beruf) maßgeblich geprägt ist (vgl. Hradil 1999: 367). Hier zeigen sich Parallelen zum traditionellen Schicht- oder Klassenbegriff (vgl. Nagel 2003: 85). Unterschiedliche soziale Lagen unterscheiden sich u.a. hinsichtlich Mobilitätschancen, Einkommensverhältnissen und Zufriedenheit und sind dementsprechend als bedeutsame Handlungskontexte anzusehen, die

ungleiche Chancen der Lebensgestaltung bieten (vgl. Hradil 1999: 367). Soziale Lebenslagen führen zu unterschiedlichen Lebenschancen und Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung (vgl. Brinkhoff & Sack 1996: 56). „Eine benachteiligte Lebenslage stellt von Beginn an ein Entwicklungsrisiko für die Heranwachsenden dar." (Lampert, Richter & Klocke 2006: 97)

Der Begriff „Lebenslage" bezieht sich im Unterschied zur sozialen Lage auf die Gesamtheit ungleicher Lebensbedingungen einer Person und richtet sich auf die unmittelbar erfahrbaren Lebensbedingungen eines Menschen (vgl. Hradil 1999: 368). Die individuelle „Lebenslage" kommt durch das Zusammenspiel einer Vielzahl von vertikalen und horizontalen Ungleichheitsdimensionen zustande (vgl. Nagel 2003: 85). Sie bezieht sich zunächst auf das einzelne Individuum. Es kann jedoch eine Zusammenfassung in ähnliche Gruppen erfolgen, indem eine größere Anzahl von Personen, die ähnliche Konstellationen von Lebensbedingungen aufweisen, zusammengefasst werden (vgl. Hradil 1987: 139ff.) in „kollektive Lebenslagen" (Nagel 2003: 85).

Lebenslagemodelle beschränken sich konzeptuell auf die äußere Lebenslage der Menschen (vgl. Hradil 1999: 366) und lassen somit zunächst offen, inwieweit innere Haltungen, die sich in bestimmtem Verhalten manifestieren, damit einhergehen. Diese konzeptuelle Trennung ist insofern wichtig, da diese Zusammenhänge zwischen Lebenslage und Einstellungen bzw. Verhalten in der vorliegenden Arbeit nicht vorausgesetzt, sondern als offene Fragen behandelt und analysiert werden sollen.

Fraglich ist nun, inwiefern die Lebenslage Auswirkungen auf das Handeln haben kann: Die Lebenslage kann als „Spielraum" gesehen werden, den eine Person zur Verfügung hat, um Interessen zu verfolgen und Wünsche zu realisieren. Das bedeutet, sie beeinflusst das Handeln, determiniert es jedoch nicht[1]. „Eine Lebenslage ist nur eine ‚typische Chance' nicht jedoch ein festgefügtes Schicksal." (Nagel 2003: 90) Der Platz in der Ungleichheitsstruktur legt damit zwar durch finanzielle Restriktionen und während des Sozialisationsprozesses erworbene Fähigkeiten die äußeren Grenzen der Handlungsmöglichkeiten fest, innerhalb dieses Möglichkeitenraums existieren jedoch u.U. vielfältige Handlungsmöglichkeiten (vgl. Lamprecht & Stamm 1998: 148). Kinder werden so in eine bestimmte sozioökonomische Umwelt hineingeboren, mit der wiederum erheblich ungleiche Entwicklungs- und Lebenschancen verknüpft sind (vgl. Richter 2008: 17).

Neben der Betrachtung vertikaler Ungleichheitsdimensionen sollen in der vorliegenden Studie auch einige der seit den 1980er Jahren vieldiskutierten „horizontalen Ungleichheiten", unter denen – wie bereits oben beschrieben - u.a. Geschlecht, Region, Migrationshintergrund bzw. ethnischer Status gefasst werden (vgl. Hradil 1999: 366), einbezogen werden: In Lagemodellen, wie sie von Hradil (1987; 1999) ausgearbeitet wurden, ist der Einbezug verschiedener Ungleichheitsdimensionen möglich. Das von Nagel (2003) erarbeitete und in dieser Arbeit weiter ausdifferenzierte Strukturmodell zur Erklärung sozialer Ungleichheiten im Sport (s. Kap. 2.1.2) bezieht sich daher ebenfalls auf die Modelle der „sozialen Lage" bzw. der „Lebenslage" (vgl. Nagel 2003: 85).

[1] Baur (1989) differenziert ‚Soziale (Re)Konstruktionen' hinsichtlich auf die sozialökologisch bedeutsamen Handlungsfelder Herkunftsfamilie, Gleichaltrige, Sportverein und Schule weiter aus und zeigt damit auf, wie informelle Gruppierungen bzw. Institutionen miteinander vernetzt sein können und auf das einzelne Individuum unterschiedlich einwirken. Körper- und Bewegungsbiographien werden demnach sozial strukturiert. Diese Einflüsse der Lebenskontexte wirken meist indirekt, erreichen das Individuum in vielfältiger Brechung, weshalb Baur (1989) von „Präformation" in Abgrenzung zu „Determination" spricht (vgl. Baur 1989: 105).

2.2.2 Habituskonzept

Zur Erklärung konkreten Handelns sollte bedacht werden, auf welche Weise unterschiedliche Lebenslagen zu unterschiedlichem Verhalten führen können. Die horizontalen und vertikalen Merkmale sozialer Ungleichheit werden nicht direkt, sondern erst über ein Bündel vermittelnder Instanzen handlungsrelevant (vgl. Nagel 2003: 86). Eine solche vermittelnde Instanz kann durch den Habitusbegriff nach Bourdieu beschrieben werden:

Der „Habitus" ist die Verbindung zwischen objektiven Lebensbedingungen und manifestem Verhalten von Akteuren. Somit thematisiert die Habitustheorie die Reproduktion sozialer Ungleichheit und die intergenerationelle Vererbung von (Gesundheits-)Verhaltensmustern von einer Generation zur nächsten (vgl. Klocke 2006: 201).

Habitus ist definiert als System von Dispositionen, die als Wahrnehmungs-, Denk- und Beurteilungsschema im Alltagsleben fungieren (vgl. Müller 1986: 163). Der Habitus ist ein Sozialisationsprodukt, er ist insofern Produkt der jeweiligen sozialen Lage, d.h. „in den Dispositionen des Habitus ist somit die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt" (Bourdieu 1994: 279). Der Habitus ist Produkt kollektiver Geschichte, d.h. ein Stück verinnerlichter Gesellschaft, und individueller Erfahrung, d.h. er verkörpert in frühkindlicher Sozialisation erworbene Dispositionen, die dauerhaft die individuellen Praxisstrategien anleiten (vgl. Müller 1986: 163f.). Er ist Produkt einer sozialspezifischen Erziehung u.a. durch Schule und v.a. durch die Familie und bewirkt so bei Akteuren ähnlicher sozialer Positionen ähnliche Formen des Handelns, der „Praxis" (vgl. Blasius & Winkler 1989: 74).

Der jeweilige Lebensstil ist dann die Summe dieser Praktiken. Diese ist insofern abhängig von der sozialen Position, als der Habitus in Verbindung mit „Kapital" in spezifischen Handlungs- bzw. sozialen Feldern zu jeweils spezifischem Handeln bzw. spezifischer „Praxis" führt (vgl. Blasius & Winkler 1989: 75). Die jeweilige Lage im „Raum der sozialen Positionen" bezieht sich auf objektive, materielle Lebensbedingungen, die jeweilige soziale Position ist über die je spezifische Mischung dreier Kapitalsorten bestimmt (vgl. Blasius & Winkler 1989: 73f.): ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital (vgl. Bourdieu 1983). Im Kindesalter wird soziales Kapital, das Ressourcen in Form von Einbindung in Institutionen und Organisationen sowie emotionale und materielle Unterstützung umfasst, dabei vor allem durch die Eltern bzw. Familie vermittelt (vgl. Klocke 2006: 202). „Die Milieus, die die soziale Zugehörigkeit der Kinder indizieren, orientieren sich an den *kulturellen und ökonomischen Kapitalien* im Elternhaus." (Betz 2008: 213; Hervorhebung i.O.)

Neben diesen drei im klassischen Modell Bourdieus angelegten Kapitalsorten ist in Bezug auf das Sportverhalten von Kindern auch das „Körperkapital" (vgl. Brandl-Bredenbeck 1999) relevant. Im Anschluss an Bourdieu bezeichnet Zinnecker (2001) das körperliche Kapital als Kapitalsorte, die schon besonders früh im Lebensverlauf einsetzbar ist. Lange vor dem Erwerb von Bildungs- und Berufstiteln können im organisierten Sport „Sport-Titel" schon im Kindesalter als Ressource erworben werden (vgl. Zinnecker 2001: 105ff.). Analog zum inkorporierten bzw. institutionalisierten kulturellen Kapital (vgl. Bourdieu 1983: 186f.) kann also beim Körperkapital ebenfalls zwischen dem – vergänglichen – inkorporierten Körperkapital und dem institutionalisiertem Kapital in Form von Titeln unterschieden werden.

Ist das Kapital „inkorporiert", d.h. verinnerlicht, also zu einem festen Bestandteil der Person geworden, so ist es laut Bourdieu „zum Habitus geworden (…); aus ‚Haben' ist ‚Sein' geworden" (Bourdieu 1983: 187). In diesem Sinne ist der Habitus „strukturierende Struktur", da er von den Existenzbedingungen strukturiert wird und seinerseits die Praxisformen strukturiert (vgl. Bourdieu 1994: 277ff.). Der Habitus kann insofern als „Bindeglied" zwi-

schen Lebenslage und Handeln angesehen werden, wie es auch im erweiterten Strukturmodell von Nagel (2003) konzipiert ist.

2.2.3 Strukturmodell zur Sozialen Ungleichheit im Sportverhalten

Das Strukturmodell nach Nagel ist ein theoretisches Modell zur Klärung der Frage: *Wie kann soziale Ungleichheit in Bezug auf Sportpartizipation erklärt werden?*

Nagel (2003) vertritt die These, dass die Expansion und Pluralisierung der Sportkultur und die zunehmende Inklusion ehemals ausgeschlossener Bevölkerungsgruppen den Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Sportpartizipation zwar verändert haben, ihn jedoch nicht auflösen konnten (vgl. Nagel 2003: 81; vgl. auch Hartmann-Tews & Cachay 1998: 4). Nach Schmidt (2002: 150) beinhaltet soziale Ungleichheit im Sport ein gravierendes gesellschaftspolitisches Problemfeld und hängt weniger von persönlichen Interessen und Bedürfnissen ab als von der Verfügbarkeit relevanter Ressourcen. Nagel (2003) bezeichnet die These von der Entstrukturierung des Sports als „wenig plausibel" (Nagel 2003: 75), da zahlreiche Studien übereinstimmend belegten, dass Angehörige der Mittel- und Oberschicht häufiger sportlich aktiv sind als Angehörige unterer Sozialschichten (vgl. zusammenfassend: Nagel 2003: 72-77; s. auch Kap. 3.1). Auch laut Isengard (2005: 271f.) kann „keinesfalls von einer Entkoppelung des Freizeitverhaltens von der sozialen Lage gesprochen werden". Trotz der von Beck (1986) und Schulze (1992) beschriebenen Tendenzen zur Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensformen seien demnach die „harten Schichtungsdimensionen" für sportliches Engagement weiterhin von Bedeutung (vgl. Nagel 2003: 72): „Trotz aller Unkenrufe vom Ende vertikaler Stratifizierung [erscheint es] gerechtfertigt, die traditionellen Schichtdimensionen Bildung, Beruf und Einkommen als zentrale Lebenslagemerkmale zu betrachten" (Nagel 2003: 88).

Auf Basis dieser Überlegungen entwickelte Nagel (2003) auf Grundlage des „Allgemeinen Modells zur Erklärung des Freizeitverhaltens" (vgl. Lamprecht & Stamm 1998: 146) ein Mehrebenenmodell zur Analyse sozialer Ungleichheit im Sport (vgl. Nagel 2003: 85ff.) und siedelte es konzeptuell zwischen orthodoxer Klassen- und Schichttheorie und postmoderner Milieu- und Lebensstilanalyse an (vgl. Nagel 2003: 84). Das bedeutet, die Vertikalitätsannahme sollte nicht vollständig aufgegeben werden, d.h. es sollen zwar auch, aber nicht nur horizontale Ungleichheiten betrachtet werden (s. Abb. 2).

Das „erweiterte Strukturmodell", das Nagel (2003) in Anlehnung an Lamprecht & Stamm (1994) entwickelt hat, soll aufzeigen, wie Struktur- und Handlungsebene miteinander verknüpft sind. Nagel geht davon aus, dass Lebens-, Freizeit- und Sportstile von unterschiedlichen „Lebenslagen", die objektiv unterschiedliche Gestaltungs- und Handlungsspielräume bedeuten und zu subjektiv unterschiedlichen Einstellungen, Verhaltenweisen und Präferenzen führen, beeinflusst werden (vgl. Nagel 2003: 86).

Er entwickelte ein Mehrebenenmodell als heuristischen Rahmen, insofern als dass das „erweiterte Strukturmodell" die oben beschriebenen Bausteine der Sportsozialisation zusammenfassen und die möglichen Einflussfaktoren und typischen Zusammenhänge analytisch ordnen soll, die bei der Erklärung der Sportpartizipation Berücksichtigung finden sollten (vgl. Nagel 2003: 95):

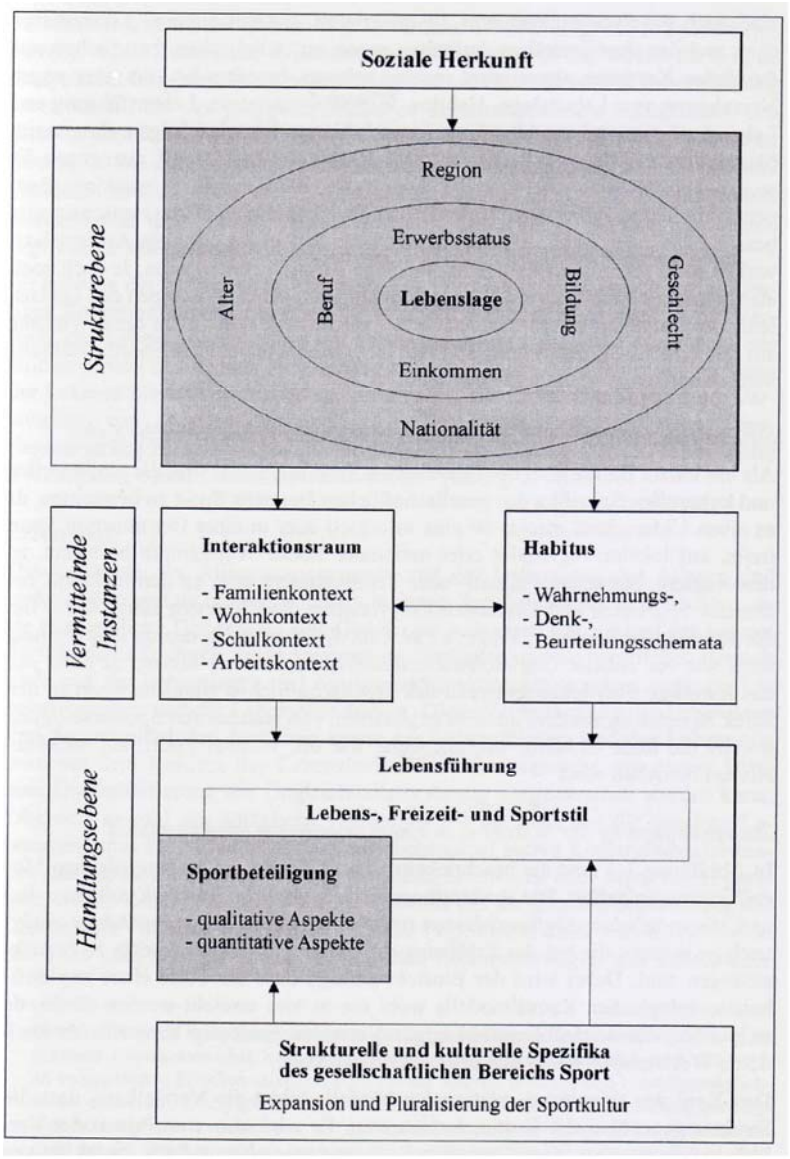


Abb. 2 Erweitertes Strukturmodell zur Analyse der Sportbeteiligung[2]
(Quelle: Nagel 2003:96)

Grundkonzept des Modells ist die Annahme, dass die auf der Strukturebene angesiedelte Lebenslage die auf der Handlungsebene angesiedelte Lebensführung allgemein und somit die Sportbeteiligung im Besonderen beeinflusst.

Nagel bezieht sich damit zum einen auf das Lebenslagenmodell, wie es von Hradil (1987; 1999) ausgeführt wurde, wählt also einen relativ offenen Begriff von sozialer Ungleichheit, der sowohl vertikale als auch horizontale Ungleichheiten umfassen kann. Die Anordnung der Wertigkeiten von Ungleichheitsdimensionen ist dabei historisch wandelbar und kann je nach Fragestellung variieren: Das Lebenslagemodell „konzentrischer Kreise" ordnet die Merkmale, die besonders große sozialstrukturelle Differenzierungskraft haben, ins Zentrum des Modells ein. In der Periphere sind solche Merkmale, die geringere Bedeutung haben (vgl. Nagel 2003: 86f.). Mögliche relevante Merkmale sind dabei u.a. Bildung, Geschlecht, Alter, Einkommen, Nationalität, Beruf und Region (vgl. Nagel 2003: 96).

[2] Die beiden grau hinterlegten Bausteine (Lebenslage und Sportbeteiligung) konnten in Nagels Untersuchung empirisch abgebildet werden: „Die ermittelten Befunde sind daher unter dem Vorbehalt zu betrachten, dass die reklamierten konzeptionellen Erweiterungen lediglich mitgedacht, nicht jedoch in ‚harte Daten' umgesetzt werden können." (Nagel 2003: 99)

Als vermittelnde Instanzen zwischen Struktur- und Handlungsebene stellt Nagel zwei „Bindeglieder“ in den Mittelpunkt, die als Brücke zwischen der Makro- und der Mikroebene fungieren: Habitus und Interaktionsraum. Mit Bezug auf das Habitus-Konzept Bourdieus (s. Kap. 2.2.2) sieht er den Habitus, den er als „dauerhaftes Dispositionssystem individueller Akteure, das als Sozialisationsprodukt betrachtet werden kann“ (Nagel 2003: 90) definiert, als eines der Bindeglieder an.

Bestandteil dieses Strukturmodells ist auch die Berücksichtigung der sozialen Herkunft, die wiederum auf die Lebenslage einwirkt: Laut Nagel sind Chancen und Risiken selbstbestimmter Lebensführung nach wie vor ungleich verteilt, Ressourcen werden von der Elternan die Kindergeneration weitergegeben und sind als soziale Startbedingungen zu betrachten. Das Herkunftsmilieu stellt also einen vorteilhaften oder nachteiligen Handlungsrahmen bereit und beeinflusst auch über Sozialisationsprozesse Präferenzen und Einstellungsmuster z.B. für Sport oder für bestimmte Sportarten (vgl. Nagel 2003: 89).

Differenzen im *Habitus* können so für variierende Sportengagements verantwortlich sein, indem sie eine „soziale Vererbung der Sportkultur“ (Nagel 2003: 138) vermitteln. Die Akteure des Herkunftsmilieus beteiligen sich beeinflusst von der jeweiligen Lebenslage eher oder eher nicht am Sport und legen auch mehr oder weniger Wert „auf die Vermittlung der *kulturellen Kapitalie Sport* an die folgende Generation (…). Insofern ist Sport durchaus als ein Gut zu betrachten, das intergenerational recht ungleich weitergegeben wird“ (vgl. Nagel 2003: 138f.).

Schicht- bzw. lagetypisch unterschiedliche kulturelle Muster und Wertorientierungen beeinflussen das Sportengagement. Dabei wird den im Sport überrepräsentierten Mittel- und Oberschichten die Fähigkeit und Bereitschaft zum Gratifikationsaufschub im Sinne einer langfristigen Zielorientierung, zur Kontrolle von Aggressionen und zur Eigeninitiative zugeschrieben (vgl. Brinkhoff 1998a: 65). Die Chancen eines gesundheitsverträglichen Handelns steigen mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen und sind insofern auch sozial gefiltert, d.h. je höher die kognitiven und sozialen Kompetenzen, desto wahrscheinlicher sei ein weitsichtiges, gesundheitskonformes Bewältigungshandeln (vgl. Klocke 2006: 200).

Die „somatische Kultur“, die die auf den Körper bezogenen symbolischen und praktischen Verhaltensmuster, Normen- und Wertsysteme bezeichnet (vgl. Mrazek 2006: 79), weist zwischen den Schichten systematische Unterschiede auf (vgl. Bröskamp 1994: 77). Lagetypisch variierende Sozialisationsbedingungen finden so ihren Ausdruck in lagetypischen Chancen auf Sportbeteiligung. Differenzen im Habitus führen zu unterschiedlichen Chancen des Zugangs zu verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens, u.a. des Sports (vgl. Heinemann 2007: 247). Da die o.g. Wertorientierungen, die als Zugangsvoraussetzung zum Sportsystem angesehen werden können, insbesondere in der familiären Mittelschichtssozialisation geprägt und vermittelt werden, finden Mittelschichtskinder wesentlich leichter Zugang zum Sport als Unterschichtkinder (vgl. Brinkhoff 1998a: 65; s. auch Kap. 3.1). Höheren Schichten werde der Zugang zum Sport auch dadurch erleichtert, weil sie ihre eigenen Wertvorstellungen eher in den Sport einbringen könnten: Wertorientierungen wie Selbstständigkeit und selbstverantwortetes Leistungsstreben in Verbindung mit längerfristiger Selbstdisziplin stimmen mit den im Sport geltenden Werten und Normen gut überein, sie werden dort erwartet und honoriert (vgl. Baur 1989: 220).

Die Lebenskontexte, in die das Kind hineingeboren wird, legen ihm von Anfang an auch ein schichten- und geschlechtstypisches Körpermanagement nahe. Geschlechts- und schichtentypische Regeln, Normen und Definitionen bezüglich Körper und Bewegung werden den

Heranwachsenden ständig angetragen oder auferlegt, so dass sie sich diese i.d.R. zu eigen machen, bis sie so in ihnen selbst als Handlungsregulative wirken (vgl. Baur 1989: 196).

Dies verweist auf die Annahme einer geschlechtsspezifischen somatischen Kultur bzw. eines geschlechtsspezifischen sozialen Habitus: Dabei wird angenommen, dass Sportvereine durch ihre (männlich geprägte) Organisationskultur den Interessen und dem sozialen Habitus von Frauen weniger gerecht werden als dem von Männern (vgl. Heinemann 2007: 260).

Die somatische Kultur einer sozialen oder ethnischen Gruppe, die sich auf soziokulturell geprägte Auffassungen vom Körper, körperbezogen Erwartungen und Vorstellungen sowie normative Formen des Umgangs mit dem Körper bezieht, bestimmt damit ganz wesentlich das Verhältnis zum Sport (vgl. Bröskamp 1994: 78). Nach Bröskamp (1994) seien Sportformen entgegen der populären Auffassung von einem überkulturellen Charakter des Sports sowohl mit sozialen und als auch mit kulturellen Voraussetzungen durchsetzt. Ausgehend von kulturellen Prägungen des Körpers und daraus resultierend kulturell unterschiedlichen Körperverständnissen konstatiert Bröskamp „tiefverwurzelte, kulturell geprägte Dispositionen des Körpers“ (Bröskamp 1994: 100). Der Habitus bezeichnet als inkorporierte Sozialstruktur die Körper gewordene Klassenkultur (vgl. Bröskamp 1994: 105) sowie interkulturell unterschiedliche Körperverständnisse: „Man kann sagen, der Habitus, das ist die inkorporierte, die *Körper gewordene Kultur*.“ (Bröskamp 1994: 123; s. auch Kap. 3.2)

Zweites Bindeglied des Strukturmodells nach Nagel (2003) ist neben dem Habitus der *Interaktionsraum* eines Akteurs: Diese zweite intermediäre Modellebene umfasst den Einfluss sozialer Beziehungen und Netzwerke im Alltag (vgl. Lamprecht & Stamm 1998: 148), die dann besonders relevant werden, wenn es sich um typische und relativ homogene Interaktionskontexte handelt (vgl. Lamprecht & Stamm 1994: 271). Dies beinhaltet zunächst primäre Interaktionskontexte auf der Mikroebene wie die Familie, aber auch sekundäre Interaktionskontexte auf der Mesoebene wie z.B. Schul-, Arbeits- und Wohnkontexte, die ebenfalls von der Lebenslage mitgeprägt werden, da z.B. Personen mit höherem Einkommen typischerweise über vorteilhaftere Wohnbedingungen verfügen (vgl. Nagel 2003: 92). Diese Interaktionskontexte beeinflussen sich wechselseitig und über Sozialisationseffekte auch den Habitus. Da beide Ebenen zugleich auch von der übergeordneten Ungleichheitsstruktur bzw. der Lebenslage mitbestimmt werden, vermitteln sie auch die Effekte jener Ebene (vgl. Lamprecht & Stamm 1998: 149). Während sich der Habitus auf die sozialstrukturell geprägte Seite von Personen bezieht, verweist der Interaktionsraum auf die sozialstrukturell geprägte Seite von Lebenssituationen (vgl. Nagel 2003: 92) und ist somit auf einer höheren Analyseebene angesiedelt.

Das „Handeln“ der Akteure auf der Mikroebene wird in diesem Strukturmodell also als Konsequenz aus dem Zusammenspiel zwischen Lebenslage, Habitus und Interaktionsraum betrachtet. Auf der Handlungsebene unterscheidet Nagel die beiden Begriffe „Lebensführung“ sowie „Lebensstil“: Unter „Lebensführung“ wird dabei allgemein die Gestaltung des Alltags verstanden. Diese wird von den im Lebenslagenkonzept zusammengefassten äußeren Handlungsvoraussetzungen im Zusammenspiel mit den vermittelnden Instanzen beeinflusst (vgl. Nagel 2003: 93). „Lebensstil“ bezeichnet relativ stabile Organisationsformen des Alltags, d.h. zu typischen Mustern verdichtete Lebensführungen. Die Lebensstile sind nicht als völlig frei gewählte Alltagsroutinen zu betrachten, sondern als sozialstrukturell bedingt und über den Habitus und die Interaktionskontexte vermittelt (vgl. Nagel 2003: 93). Die Sportbeteiligung wird von Nagel als ein Aspekt des aus der Lebensführung abgeleiteten Lebens-, Freizeit- und Sportstils betrachtet (vgl. ebenda: 96).

Lebensstile können also einerseits als Folge sozialer Ungleichheitsdimensionen betrachtet werden, sie können aber auch ihrerseits ungleichheitsgenerierend wirken, „da sie typische Gruppenbildungen evozieren und auf diese Weise zur Ausschließung jener führen, die den gruppenspezifischen Zeichencode nicht beherrschen“ (Nagel 2003: 94). Als ein solches Handlungsresultat kann u.a. die soziale Selektivität von Sportorganisationen gelten, die soziale „Schließungsprozesse“ produziert (vgl. Nagel 2003: 97). Bourdieus These einer „Reproduktion sozialer Ungleichheiten“ kann in Anlehnung daran so interpretiert werden, dass soziale Ungleichheiten im Zugang zum Sportverein deshalb „reproduzierend“ wirken können, weil die Exklusion aus einem Kernbereich kindlicher und jugendlicher Alltagswelten womöglich weitere Sozialisationsnachteile evoziere (vgl. Nobis & Fussan 2007: 267f.).

Die beiden im erweiterten Strukturmodell einbezogenen vermittelnden Instanzen stehen in engem Zusammenhang mit sozialisationstheoretischen Überlegungen: Während der „Habitus“ als Sozialisations*produkt* betrachtet werden kann, stellt der „Interaktionsraum“ einen Sozialisations*kontext* dar. Der „Habitus“ der Eltern ist dann wiederum ein Teil des Sozialisationskontexts der Kinder.

Nagel (2003) bezieht in seinem Modell durch die Unterscheidung von Handlungs- und Strukturebene Zusammenhangsmuster auf verschiedenen Analyseebenen mit ein. Dies verweist auf Mehrebenenmodelle, wie sie auch in der sozial-ökologischen Sozialisationsforschung (s. Kap. 2.1.1) Verwendung finden. Bei seiner empirischen Betrachtung von sozialer Ungleichheit im Sport fokussiert Nagel dabei schwerpunktmäßig auf Zusammenhänge auf der Mikroebene, d.h. über den Habitus vermittelte Auswirkungen der individuellen Lebenslage. Die auf der Meso-Ebene angesiedelten Zusammenhänge der Interaktionsräume werden dagegen von Nagel nur am Rande erwähnt und nicht empirisch geprüft. Dieser Einfluss der Interaktionsräume soll in dieser Arbeit systematisch anhand mehrebenenanalytischer Modelle einbezogen und im Kontext sozial-räumlicher Ungleichheit eingeordnet werden (s. Abb. 3).

Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext

Für die vorliegende Fragestellung wurden zwei Modelle als „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“ zusammengeführt. So wurde die Vermittlung zwischen Struktur- und Handlungsebene nach Nagels Strukturmodell mit der Mehrebenenbetrachtung der sozioökologischen Sozialisationsforschung verbunden und der Wohnkontext in den Mittelpunkt gestellt:

Wie Abb. 3 veranschaulicht, lassen sich die von Nagel beschriebenen Modellbausteine den Systemebenen des sozial-ökologischen Modells zuordnen, um zu unterscheiden, auf welcher Ebene sie angesiedelt sind. Denn es sind nach diesem Modell eben nicht alleine die Individuen mit ihren persönlichen Erfahrungen, Vorstellungen und Präferenzen, die das Verhalten steuern.

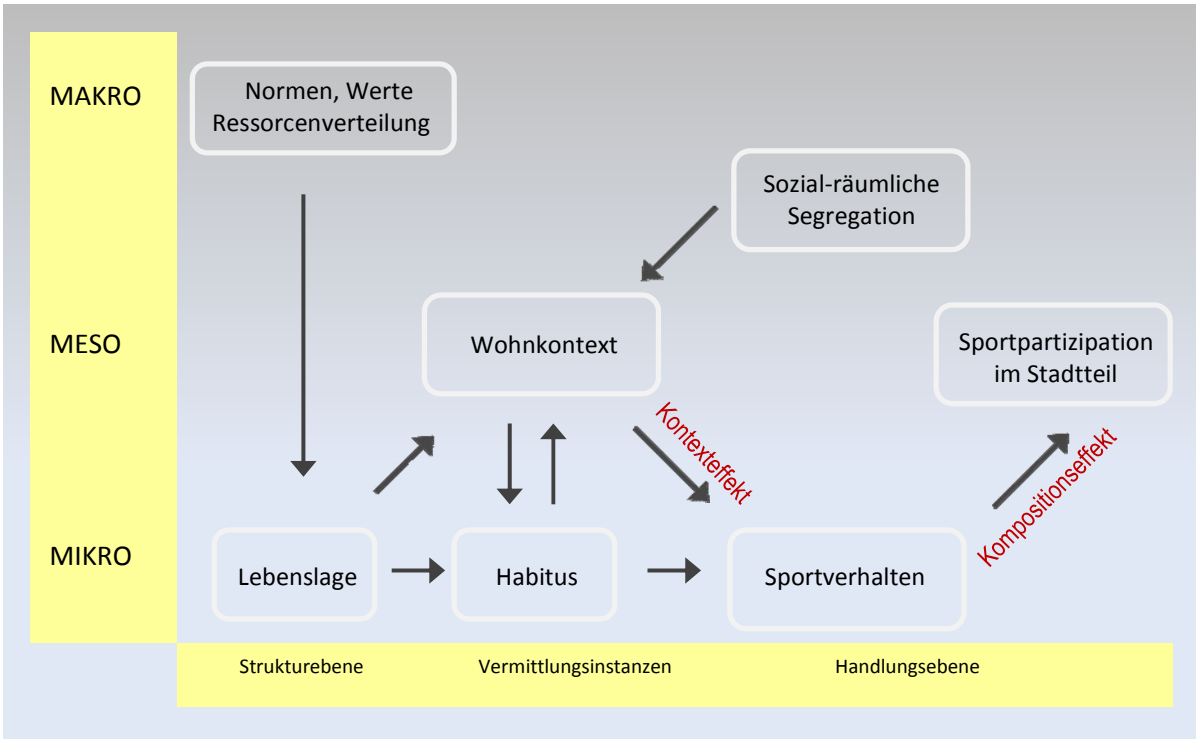


Abb. 3 Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext

Das individuelle Verhalten ist eingebettet in die Normen, Werte und Ressourcenverteilungen auf der Makroebene und wird durch das Nahumfeld mitgeprägt. Die Annahme lautet, dass der Wohnkontext auf der Mesoebene den Habitus des Einzelnen einerseits mitprägt, aber auch durch den Habitus der Bewohner/innen geprägt ist.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll der Wohnkontext als Teil des Interaktionsraums auf der Mesoebene genauer betrachtet werden.

Dabei soll durch die vorliegende Arbeit untersucht werden, ob und inwieweit die resultierende Sportpartizipation im Stadtteil einerseits als *Kompositionseffekt* über den Habitus als vermittelnder Instanz auf der Mikroebene beeinflusst wird. Da der Habitus wiederum von der Lebenslage beeinflusst ist, spiegelt sich in der Habitusstruktur des Wohngebiets dessen Sozialstruktur. Bei sozial relativ homogenen Nachbarschaften kann auch von relativ homogenen Habitusstrukturen ausgegangen werden (s. auch Kap. 2.3.1). Der Kompositionseffekt bestünde dann darin, dass sich aufgrund der unterschiedlichen Sozial- und Habitusstrukturen in verschiedenen Wohngebieten auch die Lebensführung der jeweiligen Bewohner/innen auf der Mikroebene unterscheidet, so dass sich im Aggregat auf der Mesoebene – unter der Prämisse, dass eine sozial-räumliche Segregation besteht (s. auch Kap. 2.3) – Unterschiede in der Sportpartizipation in den jeweiligen Stadtteilen bzw. Wohngebieten zeigen (s. auch Kap. 1.1).

Darüber hinaus soll untersucht werden, ob andererseits auch Kontexteffekte des Wohngebiets vorliegen. Der *Kontexteffekt* beschreibt, welchen zusätzlichen Einfluss der Wohnkontext auf der Mesoebene auf die individuelle Lebensführung allgemein bzw. konkret auf das Sport- und Bewegungsverhalten der sich in diesem Kontext befindlichen Personen hat. Das dem zugrundeliegende allgemeine Erklärungsmodell wird im Rahmen stadtsoziologischer Forschung unter dem Aspekt der Wohnumfeldeffekte thematisiert. Das folgende Kapitel 2.3 behandelt die dem zugrundeliegenden empirischen und theoretischen Grundlagen.

2.3 Sozial-räumliche Segregation und ihre Folgen

„Das Bild der Gesellschaft ist auf den Boden geschrieben." (Chombart de Lauwe[3])

„Segregation ist ein Ergebnis sozialer Ungleichheit." (Friedrichs 1995: 79) Die Segregation in den Städten bildet relativ exakt vertikale und horizontale Ungleichheiten und die Verteilung sozialer Probleme in unserer Gesellschaft im Raum ab (vgl. Strohmeier & Alic 2006: 47).

Allgemein bezeichnet der Begriff „Segregation" in der Perspektive der Stadtforschung eine „disproportionale Verteilung von Bevölkerungsgruppen über die städtischen Teilgebiete" (Friedrichs 1983: 217). Bezogen auf *soziale* Segregation bedeutet dies, dass unterschiedliche soziale Gruppen unterschiedliche Chancen und Bedürfnisse haben, sich in bestimmten städtischen Teilgebieten, die eine unterschiedliche Wohn- bzw. Wohnumfeldqualität bieten, anzusiedeln. In der stadtsoziologischen Forschung wird u.a. betrachtet, wie eng soziale Ungleichheit, also beispielsweise das Einkommen oder der ethnische Status eines Haushalts, mit räumlicher Ungleichheit zusammenhängt. Dieser strukturelle Effekt wird als „sozial-räumliche Segregation" bezeichnet (vgl. Friedrichs 1995: 79).

Es kann zwischen freiwilliger und erzwungener Segregation unterschieden werden: Freiwillige Segregation ist der Ausdruck des Wunsches, möglichst Personen mit ähnlichem Lebensstil als Nachbarn zu haben und zugleich räumliche Distanz zu sozial fern stehenden Gruppen zu halten (vgl. Bartelheimer 2001: 190). Soziale Distanz zwischen Bevölkerungsgruppen drückt sich so in räumlicher Distanz aus. „Soziale Distanz" kann sich dabei auch auf kulturelle Faktoren beziehen: Der Einfluss kultureller Gemeinsamkeiten kann sich bei der Wohnstandortwahl u.a. in Form der Bevorzugung solcher Wohngebiete äußern, in denen Menschen mit ähnlichen Wertvorstellungen leben, wo somit gegenseitig bekannte Rollenerwartungen existieren (vgl. Vascovics 1982: 205). Demzufolge kann sich in sozial homogenen Wohnvierteln auch eine erhöhte Homogenität von Wertverstellungen und auch von Lebensstilen zeigen (vgl. Lüdtke 1989: 145f.). An verschiedenen Orten bilden sich so Subkulturen, in denen verschiedene Verhaltensnormen und Lebensstile das Milieu dominieren (vgl. Häußermann 2001: 42). „Freiwillige" Segregation produziert so vor allem privilegierte Wohngebiete, nach dem „Wunsch wohlhabender Milieus, an ihren Wohnstandorten unter sich zu bleiben" (Bartelheimer 2001: 193).

„Unfreiwillige" Segregation beruht dagegen auf Verdrängung auf dem Wohnungsmarkt und produziert „benachteiligte Wohngebiete" durch die unfreiwillige Wahl aufgrund von ökonomischen und sozialen Restriktionen (z.B. Diskriminierung), in einen benachteiligten Stadtteil ziehen bzw. dort bleiben zu müssen (vgl. Friedrichs 2008: 391). Erzwungene Segregation kann daher als das Ergebnis ökonomischer Machtlosigkeit und gesellschaftlicher Diskriminierung interpretiert werden und verstärkt diese (vgl. Bartelheimer 2001: 190). Eine Folge von Segregation ist somit die Polarisierung der Stadtgesellschaft in benachteiligte vs. privilegierte Wohngebiete.

Da sich jedoch die Wohnstandorte u.a. in Bezug auf die Wohnqualität zum Teil stark unterscheiden, ist räumliche Segregation daher nicht nur als Folge sozialer Ungleichheit zu betrachten, sondern hat ihrerseits Einfluss auf die Verhaltenschancen der Bewohner und ist somit wiederum Produzent sozialer Ungleichheit: Die Tatsache, in einer benachteiligten Gegend zu wohnen, kann selbst ein Faktor der Benachteiligung sein. Damit wird soziale Un-

[3] zitiert nach Bertels 2008: 28.

gleichheit durch die räumliche Konzentration sozialer Problemlagen nicht nur verfestigt, sondern gar verschärft (vgl. Häußermann 2001: 45).

Die Wohnstandorte sind unterschiedlich u.a. mit Schulen, Einkaufmöglichkeiten und kulturellen Einrichtungen ausgestattet (vgl. Friedrichs 1995: 81), so dass sich die städtischen Teilgebiete erheblich nach sozialer Wertigkeit und Wohnqualität unterscheiden (vgl. Bartelheimer 2001: 189). „Die ungleiche Verteilung beeinflusst die Verhaltenschancen der Bewohner in mehrfacher Hinsicht: u.a. deren gesundheitliche Risiken, das Ausmaß der Kriminalität, die Möglichkeiten, einen Job zu finden, das Lernen am (erfolgreichen) sozialen Modell, sowie die kognitive und soziale Assimilation der Angehörigen einer Minorität." (Friedrichs 1995: 81)

Im Rahmen der stadtsoziologischen Forschung wird schwerpunktmäßig die Segregation bestimmter sozialer Gruppen, und zwar vornehmlich sozial benachteiligter Gruppen (z.B. von Sozialhilfeempfängern oder Arbeitslosen) oder bestimmter ethnischer Gruppen betrachtet. Soziale Segregation beinhaltet die räumliche Differenzierung bzw. Konzentration nach sozialstrukturellen Merkmalen wie Einkommen und Arbeitslosigkeit. Aufgrund verschiedener durch den Wohnungsmarkt vermittelter Prozesse bilden sich in bestimmten städtischen Teilgebieten räumliche Konzentrationen sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen (vgl. Farwick 2007a).

Messung von Segregation

Zur Messung der Segregation wird am häufigsten der Dissimilaritätsindex nach Duncan & Duncan (1955) verwendet (vgl. Blasius 1988: 415). Der Index der Dissimilarität (ID) misst die Verteilung zwischen zwei Gruppen. Er ist definiert als:

$$D = \tfrac{1}{2} \sum |a(i) - b(i)|,$$

wobei a(i) der prozentuale Anteil der Minorität in der i-ten Teileinheit an der Gesamtzahl der Gruppe A und b(i) der prozentuale Anteil der Majorität an der Gesamtzahl der Gruppe B in der i-ten Teileinheit des betrachteten Gesamtgebietes ist. Wenn keine Segregation vorliegt, wird D Null, bei totaler Segregation Eins (vgl. Blasius 1988: 415). Null entspräche einer völlig gleichmäßigen Verteilung der Teilgruppen über alle Teilräume. Der Index zeigt den prozentualen Anteil der Teilgruppe an, der umziehen müsste, um eine Gleichverteilung zu erreichen (vgl. Dohnke, Seidel-Schulze & Häußermann 2012: 13).

Die zweite Gruppe (B) kann auch aus allen anderen Mitgliedern aller anderen Gruppen zusammengesetzt sein, B entspricht dann Nicht-A. In dieser Form wird der Index üblicherweise als Index der Segregation (IS) bezeichnet: Dieser misst die Unterschiede in den Verteilungen einer Gruppe gegenüber der restlichen Bevölkerung (vgl. Friedrichs 2000: 186).

Die Indizes haben sich als „adäquates Maß zur Beschreibung von disproportionalen Verteilungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen" (Blasius 1988: 419) erwiesen. Hohe Indexwerte sind ein Hinweis auf eine hohe Konzentration sozialer Probleme (vgl. Dohnke, Seidel-Schulze & Häußermann 2012: 14). Es sollte jedoch berücksichtigt werden, dass die Indexwerte von der Anzahl der räumlichen Einheiten und vor allem von deren Größe abhängig sind (vgl. Friedrichs 2008: 390). Daher sind Vergleiche zwischen verschiedenen Städten nur eingeschränkt möglich bzw. nur dann sinnvoll, wenn Teilgebiete ähnlicher Größe und ähnliche Gesamtgebiete verglichen werden (vgl. Friedrichs 1983: 223f.; Friedrichs & Triemer 2009: 22).

Ethnische Segregation

Migrantenfamilien unterliegen im Vergleich mit deutschen Familien einem etwa doppelt so hohem Armutsrisiko (vgl. Lampert, Richter & Klocke 2006: 96). Die Mehrzahl der Migranten hat eine geringere Formalbildung, niedrigere Einkommen und ein höheres Risiko, arbeitslos zu werden (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 18).

Eng verknüpft mit sozialer Segregation ist daher auch „ethnische Segregation" (vgl. Friedrichs 1998b) zu betrachten. „Im Falle der ethnischen Segregation sind es die Angehörigen ethnischer Minoritäten, die sich disproportional zu der Majorität über die städtischen Teilgebiete verteilen." (Friedrichs 2008: 380) Die Segregation entlang des sozialen Status überschneidet sich häufig mit einer relativen Konzentration von MigrantInnen in den benachteiligten Wohnvierteln (vgl. Keller 2007: 183). Es kann insofern von einer „doppelten Diskriminierung" (Friedrichs 1983: 231) gesprochen werden: „Je ungleicher zwei Gruppen, zum Beispiel Deutsche und Türken, über die städtischen Teilgebiete verteilt sind, desto höher ist die Segregation." (Friedrichs 2008: 382) Das Ausmaß dieser sozial-räumlichen Ungleichheit kann als *ein* Indikator für die Integration einer Minorität interpretiert werden (vgl. Friedrichs 2008: 380; Friedrichs & Triemer 2009: 17). Dagegen wird „ein hohes Ausmaß von ethnischer Segregation (…) überwiegend als integrationserschwerend beurteilt." (Strohmeier & Häußermann 2003: 7)

Es gibt „zahlreiche neuere Befunde (…), die eindeutig belegen, dass Migranten überproportional häufig in benachteiligten Gebieten wohnen (oder gezwungen sind, dort zu wohnen)". (Friedrichs 2008: 392) Kinder mit Migrationshintergrund sind im Allgemeinen bezüglich der Wohnverhältnisse daher eindeutig benachteiligt (vgl. Klöckner, Beisenkamp & Hallmann 2007: 23).

2.3.1 Wohnumfeldeffekte und kollektive Sozialisation

Bei der Betrachtung von Wohnumfeld-, Nachbarschafts-, bzw. Quartierseffekten ist von Interesse, welchen Einfluss das Wohnumfeld als Kontexteffekt auf individuelles Verhalten haben kann. Die Betrachtung von Wohnumfeldeffekten basiert auf der Vorstellung, dass das Handeln von Personen nicht nur von individuellen Zielsetzungen, Neigungen und Dispositionen, sondern auch von der sozialen Umgebung, die eine davon unabhängige Wirkung erzielen kann, beeinflusst wird (vgl. Engel & Simonson 2006: 303). Einflüsse dieser „sozialen Umgebung" werden im Rahmen stadtsoziologischer Forschung als „Wohnumfeldeffekte" oder allgemeiner als „Kontexteffekte" bezeichnet. „Unterstellt wird, die Nachbarschaft habe einen von den Individualmerkmalen unabhängigen Effekt auf das Verhalten der Individuen" (Friedrichs 2008: 383), so dass „Stadträume (…) das Verhalten von Individuen und Gruppen" (Bartelheimer 2001: 193) beeinflussen können. „Gebaute Strukturen sind also nicht nur sozial strukturiert, sondern wirken selbst strukturierend auf die Praxen der sozialen Gruppen und AkteurInnen." (Manderscheid 2008: 163)

Dabei liegt der Fokus in der Forschung auf der Betrachtung von benachteiligten Wohngebieten, bei denen die Relevanz des Wohnumfelds als besonders hoch eingestuft wird (s.u.). „Der Wunsch wohlhabender Milieus, an ihren Wohnstandorten unter sich zu bleiben, hat dagegen weitaus seltener politische Besorgnis oder wissenschaftliche Neugier ausgelöst." (Bartelheimer 2001: 193; vgl. auch Friedrichs & Triemer 2009: 17) In der sozialwissenschaftlichen Literatur wird heute überwiegend die These vertreten, dass Gebiete mit hoher Konzentration von Armen einen Ort bilden, von dem negative Effekte auf die Bewohner ausgehen, der also

benachteiligende Effekte hat (vgl. Farwick 2007a: 112), während sozial gemischten Gebieten generell positive Effekte auf die Bewohner zugeschrieben werden (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 17). Dabei werden Effekte schlechter Wohnbedingungen in erster Linie mit Bezug auf die Sozialisation von Kindern vermutet (vgl. Häußermann & Siebel 2000: 133; Friedrichs & Blasius 2000: 17-31). Das Wohnumfeld bzw. die Nachbarschaft wird dabei aus einer sozialökologischen Perspektive betrachtet - als Setting, das Individuen sowohl direkt als auch indirekt beeinflussen kann (vgl. Elliot et al. 1996: 391). Das Wohnviertel wird in dieser Perspektive als eine „Gelegenheits-Struktur" (Friedrichs & Blasius 2000: 24) bezeichnet:

> „Insbesondere die Gelegenheitsstrukturen sind ein wichtiger Einflussfaktor des Freizeitverhaltens. Denn das Angebot bestimmt wesentlich die Nachfrage und damit auch die Wahrscheinlichkeit bestimmte Aktivitäten in der Freizeit auszuüben." (Isengard 2005: 260)

Die Gelegenheits-Struktur bezieht sich zum einen auf die Sachausstattung des Quartiers, die bestimmte Nutzungs- und Handlungsalternativen vorgibt (vgl. Farwick 2001: 153), zum anderen wird vermutet, dass die im Wohnviertel verfügbaren (vorhandenen) Verhaltensmodelle die Einstellungen und das Verhalten der Bewohner beeinflussen (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 24). Gruppenspezifische Verhaltensmuster in Verbindung mit räumlichen Gegebenheiten führen so zu einem „Raum-Verhaltens-Muster" (Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 142). Das Wohnumfeld bedeutet also einerseits Einbindung in einen Wertekontext (vgl. Engel & Simonson 2006: 304), andererseits in einen Strukturkontext, der den Akteuren Handlungschancen eröffnet bzw. diese einschränken kann (vgl. Engel & Simonson 2006: 304).

Wie die gesamte Stadt, so hat jedes Wohnviertel für dessen Bewohner eine „Opportunitätsstruktur" (Friedrichs & Blasius 2000: 77). Hierzu gehören zum einen Einrichtungen wie Sportstätten, Kinos, Einkaufsgelegenheiten, aber auch die Bewohner selbst. Im Falle benachteiligter Wohngebiete kann von einer „gegenüber dem Mainstream der Gesellschaft eingeschränkte[n] Opportunitätsstruktur des Stadtteils" (Friedrichs 2008: 381) ausgegangen werden. Diese Struktur beinhaltet wiederum direkte räumliche und materielle Aspekte sowie sozial vermittelte Benachteiligungen: „Wir haben es mit einer Kumulation von Benachteiligungen zu tun, die sich kausal kaum entwirren lässt." (Friedrichs 2008: 392)

Die Nachbarschaft stellt demnach eine „Opportunitätsstruktur" (Friedrichs 1998a: 83) dar, die neben direkt räumlichen Aspekten von der Sozialstruktur und dem dominanten Milieu der Bewohner konstituiert wird. Diese Unterscheidung zwischen Interaktionsstrukturen und sächlich-räumlichen Bedingungen findet sich ebenfalls im Modell der „Behavior-Settings" nach Barker (1968) wieder. Annahmen über Milieueffekte stützen sich auf sozialisationstheoretische Überlegungen und auf die Netzwerktheorie, die die Bedeutung von Kontaktnetzen betrachtet (vgl. Bartelheimer 2001: 196). Somit stellen Sozialisationstheorie und Netzwerktheorie wichtige theoretische Bezugssysteme dar.

Es können in diesem Zusammenhang drei Arten von Kontexteffekten unterschieden werden (vgl. Bartelheimer 2001: 195-200; Häußermann 2001: 45f.). „Wir haben es also mit drei Bündeln von Effekten zu tun" (Häußermann 2001: 46):

1. soziale Dimension: Milieueffekte, Eigenschaften der Menschen
2. physisch-materielle Dimension: Eigenschaften des Quartiers
3. symbolische Dimension: Stigmatisierung, Zuschreibungen

Zunächst zu 3.: Die **symbolische Dimension** wird vor allem im Kontext von „Stigmatisierung" betrachtet. In diesem Zusammenhang wurden beispielsweise mögliche negative Auswirkungen der Wohnadresse auf die Chancen bei der Jobsuche identifiziert (vgl. u.a. Keller 2007; für Köln: Frangenberg, Schmalenberg & Grönert 2011: 38). Diese Dimension wird an dieser Stelle nicht ausführlicher dargestellt, da sie in Bezug auf das Sportverhalten im Allgemeinen von untergeordneter Bedeutung erscheint.

Zu 1.: Bei der **sozialen Dimension** geht es um die mögliche Sozialisationswirkung von Wohnquartieren bzw. deren Funktion als Lernraum (vgl. Häußermann 2001: 46f.):

Über die Verteilung von Individualmerkmalen können sich Bevölkerungszusammensetzungen ergeben, die als Aggregatmerkmale auf die Personen zurückwirken, die Teil des jeweiligen Kontexts sind (vgl. Engel & Simonson 2006: 304). Durch soziale Segregationsprozesse bilden sich so „quartiersspezifische Habitusstrukturen" (Grundmann 2008: 180) heraus. Solche „strukturellen Effekte" auf die Orientierungen und Handlungen von Akteuren können sich so auswirken, dass sich Personen trotz gleicher *individueller* Disposition unterschiedlich verhalten, wenn sie unterschiedlichen sozialen Umgebungen ausgesetzt sind (vgl. Engel & Simonson 2006: 303). Die Aufgabe der Kontextanalyse ist dann die Trennung der individuellen Effekte von denen der sozialen Umgebung (vgl. Engel & Simonson 2006: 303).

Die Annahme, Nachbarschaften bzw. Wohnumfelder hätten einen Effekt auf das Verhalten ihrer Bewohner, basiert auf bestimmten Implikationen (vgl. zusammenfassend: Friedrichs & Blasius 2000: 22ff.), die aus der Netzwerkforschung abgeleitet sind und an Sozialisationstheorien - insbesondere an die Theorie des Sozialen Lernens nach Bandura anknüpfen (vgl. Bandura 1976a; Bandura 1976b; Bandura 1977): „Die Rede ist von sozialem Lernen. Das Leben in einem Quartier prägt Verhaltens- und Denkweisen." (Häußermann 2001: 45)

Nach Banduras Theorie vom Lernen am sozialen Modell finden Lernprozesse auch durch Imitation und Identifikation des Beobachters mit dem durch andere Personen vorgeführten Verhalten statt. Nachgeahmt werden dabei nicht nur isolierte Verhaltensschritte, sondern auch soziale Vorbilder in ihrer Gesamtheit, das modellierte Verhalten kann als Ganzes gelernt werden (vgl. Bandura 1976a: 45). Die beobachteten Modelle können sowohl reale Personen – wie z. B. die Eltern, Peers oder andere Bewohner oder Akteure des Quartiers – als auch symbolische Modelle sein, die oft auch medial vermittelt sind (vgl. Bandura 1976a: 9). „In Gestalt der eigenen Eltern werden den Kindern vom frühesten Alter an 'Modelle' angeboten, die sie beobachten und nachahmen können" (Tillmann 1999: 82; vgl. auch Hurrelmann 2002: 65). Die Rollenmuster der realen Modelle werden im Unterschied zum Lernen durch symbolische Modellierung via Fernsehen, Filme und andere audiovisuelle Medien (vgl. Bandura, 1976a: 47) in der Regel direkt an die Kinder weitergegeben (vgl. Hurrelmann 2002: 132).

Diese Milieueffekte des Wohnumfelds werden unter dem Begriff der „kollektiven Sozialisation" diskutiert:

Das Konzept der „kollektiven Sozialisation" bezieht sich auf Rollenbilder im Wohnviertel (vgl. Bartelheimer 2001: 192-102; Farwick 2001: 164-168; Häußermann & Siebel 2004: 166f.; Jencks & Mayer 1990: 113ff.). Die Quartiersbevölkerung stellt Rollenmodelle bereit (vgl. Farwick 2001: 165), die als mögliche Sozialisationsinstanzen infrage kommen. Wenn die im Wohnviertel vorhandenen Verhaltensmodelle Einstellungen und Verhalten der Bewohner beeinflussen können, verringern (oder erweitern) die Restriktionen (oder Optionen) des Wohnviertels die Verhaltenschancen der Bewohner (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 24).

Im Falle benachteiligter Gebiete wird dabei davon ausgegangen, dass „z.B. zu wenige Rollenmodelle des ‚mainstream'-Verhaltens" (Friedrichs & Triemer 2009: 17) vorhanden sind. So entsteht ein negativer Einfluss eines Teils der Bewohner des Gebietes auf die restlichen Bewohner durch Wahrnehmung und Übernahme abweichenden Verhaltens durch Interaktionen mit anderen Bewohnern. Ebenso können jedoch auch positive Rollenmodelle bestehen (vgl. Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 13), z.B. sportaktive Erwachsene.

Während das Modell der „kollektiven Sozialisation" sich vornehmlich auf den Einfluss erwachsener Rollenmodelle fokussiert, bezieht sich das „epidemische Modell" (vgl. Jencks & Mayer 1990: 113f.) auf Handlungsmuster, die durch Peer-Groups weitergeben werden. Durch positive Anerkennung durch die Interaktionspartner wird die Motivation, Handlungsmuster zu imitieren, verstärkt (vgl. Farwick 2001: 165).

Jedoch ist zu bedenken, dass Handlungsmuster auch durch überlokale Kontakte und über Medien vermittelt werden (vgl. Farwick 2001: 178). Hinsichtlich gesundheitlicher Konsequenzen des Aufwachsens in benachteiligten Lebenslagen ist anzunehmen, dass eine benachteiligte Lebenslage nicht zwangsläufig mit einem riskanten Gesundheitsverhalten einhergeht: „Wie Kinder und Jugendliche eine benachteiligte Lebenslage verarbeiten und welche gesundheitlichen Auswirkungen diese hat, hängt unter anderem von dem Rückhalt und der Unterstützung ab, die den Heranwachsenden zuteil wird, z.B. in der Familie, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft oder in der Schule und in Vereinen." (Lampert, Richter & Klocke 2006: 97) Die Nachbarschaft kann also über das mit ihr verbundene soziale Kapital auch einen protektiven Effekt auf die Gesundheit haben (vgl. ebenda). Im Falle einer Nachbarschaft, die ebenfalls sozial benachteiligt ist, kann daher jedoch auch ein verstärkender Effekt in Bezug auf Risikoverhalten möglich sein:

> „Limited opportunities may shape attitudes and norms. If a person sees little chance for a long and successful life, he or she is not likely to be concerned with exercising or quitting smoking, and these attitudes may prevail and spread in the neighborhood. People whose futures don't look bright may engage in risky or dangerous behaviors and express attitudes that deride careful, cautious, health-conscious behaviors like avoiding smoking." (Ross 2000: 267)

Da die wichtigsten Instanzen sozialen Lernens außerhalb der Familie wie Schule und Peer-Groups vom Quartier geprägt werden, sind Nachbarschaften „Lernräume" für Kinder und Jugendliche (vgl. Bartelheimer 2001: 196). Von besonderem Interesse sind hierbei die spezifischen Sozialisationsbedingungen in benachteiligten Wohnvierteln (vgl. Keller 2007: 181). Da Armutsgebiete[4] häufig betrachtet werden als „Ort des Lernens ‚falscher' Handlungsmuster" (Farwick 2001: 164-168), stellt sich die Frage, welche sozialisationsspezifischen Effekte sich für Kinder durch das Aufwachsen in sozialräumlich segregierten, benachteiligten Quartieren ergeben (vgl. Keller 2007: 181). Benachteiligte Wohngebiete „schränken die Verhaltensmöglichkeiten ihrer Bewohner ein. (…) Die Bewohner sind mehrfach benachteiligt, denn der Kontext hat den Effekt, soziales Lernen von abweichendem Verhalten zu begünstigen" (Friedrichs 2008: 382).

Es geht dabei um die benachteiligenden Effekte eines Milieus, das aus Benachteiligten gebildet wird (vgl. Häußermann 2001: 46). Im Fokus der Forschung stehen dabei meist solche Effekte, die sich auf das Lernen devianter Verhaltensweisen beziehen. Die Erfahrungswelt

[4] Die Begriffe „Armutsgebiete", „soziale Brennpunkte" und „benachteiligte Gebiete" werden i.d.R. synonym verwendet (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 15).

von Kindern kann durch die fehlende Repräsentation von sozialen Rollen, die ein ‚normales' Leben ausmachen, eingeschränkt werden (vgl. Häußermann & Siebel 2000: 133). Dies stellt insofern eine Benachteiligung dar, als die Möglichkeiten sozialen Lernens beschränkt werden (vgl. Häußermann 2001: 47). Angenommene Effekte der sozialen Dimension beruhen also auf sozialem Lernen (devianter) Verhaltensmodelle (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 20).

Zu 2.: In Bezug auf die **physisch-materielle Dimension** wird die Infrastruktur und die materielle Ausstattung der Gebiete relevant. Strukturelle Restriktionen können aufgrund fehlender Ausstattung des Gebiets mit infrastrukturellen Einrichtungen zu einer Einschränkung in den Aktivitäten führen (vgl. Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 12). In Bezug auf benachteiligte Wohngebiete besteht dabei das Risiko einer „Mehrfachbenachteiligung durch schlechte Infrastruktur" (Bartelheimer 2001: 194). Die „Kapitallosen" werden „gegenüber den gesellschaftlich begehrten Gütern, sei es physisch, sei es symbolisch, auf Distanz gehalten" (Bourdieu 1998: 23).

Von Belang sind dabei vor allem die Art der Bebauung, die Bebauungsdichte, Gebäudealter und die Ausstattung des Gebiets mit Infrastruktureinrichtungen. Auch inwiefern das Wohnumfeld Sportgelegenheiten bereit hält, hängt u.a. von der baulichen Struktur des Wohngebietes ab: „Beispielsweise setzt regelmäßiges Joggen Freiflächen ohne Verkehr voraus." (Wolf 2004: 107)

> „For instance some neighborhoods have bike paths, pleasant walkways, community tennis courts and pools, good schools, and good formal services like police protection, while other neighborhoods do not. Some present residents with dangerous streets where people are fearful and afraid to leave the house, while other neighborhoods appear safe and inviting. (…) People who are afraid on the streets near their house (…) limit their outdoor physical activities like walking. (…) The structure of a disadvantaged neighborhood may effect behaviors if there are few amenities like bike paths or tennis courts, or if the streets are too dangerous for a walk or run." (Ross 2000: 267)

Auf diese Weise beeinflusst „die Lage der Gelegenheiten in einer Stadt (…) die Aktivitäten der Bewohner" (Friedrichs 1990: 165). Gelegenheiten sind allerdings ungleich über die Stadt verteilt, also nicht proportional zur Zahl der Einwohner in den städtischen Teilgebieten. Dies äußert sich u.a. darin, dass in Arbeitervierteln i.d.R. weniger Schulen, Ärzte und Grünflächen vorhanden sind (vgl. Friedrichs 1990: 165). Sozial benachteiligte Quartiere sind oft durch unzureichende Bildungs-, Betreuungs-, Sport- und Freizeitmöglichkeiten gekennzeichnet (vgl. Wonik 2008: 2). „Da in Arbeitervierteln das Grünflächenangebot jedoch meist deutlich geringer ist, bestehen in der Gesamtausstattung mit freien Bewegungs- und Spielflächen deutliche Disparitäten zugunsten der Wohngebiete mit gehobenen sozialen Gruppen." (Weishaupt 1982: 78) Dies gilt für öffentliche, in weitaus stärkerem Maße aber noch für private Grünflächen bzw. „private Außenräume", d.h. Außenbereiche des privaten Wohnraums wie Höfe, Terrassen und Gärten, die von 10-jährigen Kindern relativ häufig für Bewegungsaktivitäten genutzt werden (vgl. Kleine 2003: 63f.): „Die Verfügbarkeit von Gärten (…) nimmt mit steigendem Einkommen zu." (Rosol 2011: 99) Nahezu alle Kinder, die in einem Einfamilienhaus leben, haben einen eigenen Garten, in dem sie spielen dürfen. Kinder mit Migrationshintergrund und Kinder, deren Familie von Arbeitslosigkeit betroffen sind, haben dagegen nur selten einen eigenen Garten, besonders selten, wenn sie in Hochhaussiedlungen wohnen (vgl. Klöckner, Beisenkamp & Hallmann 2007: 90). Auch auf diese Weise können

benachteiligte Wohngebiete „die Handlungsmöglichkeiten ihrer Bewohner objektiv einschränken“ (Häußermann 2001: 46).

Eine schlechte Ausstattung eines Wohngebiets hat eine erhöhte Belastung der Bewohner durch erhöhten Zeitaufwand für Wege oder Fahrten zur Folge. Dies bringt einen höheren Anteil der im Wohnviertel und in der Wohnung ausgeübten Aktivitäten mit sich (vgl. Friedrichs 1990: 165f.): Indessen steigert „eine gute Ausstattung (…) die Neigung, eine Aktivität auszuüben, da die Erreichbarkeit der Gelegenheit hoch ist.“ (Friedrichs 1990: 166)

Die Aktivitäten werden demnach durch im Wohnviertel vorhandene Opportunitäten begünstigt. Sind sie nicht vorhanden, muss ein Bewohner Kosten (Zeit und Geld) aufwenden, um zu einer entsprechenden Gelegenheit in einen anderen Teil der Stadt zu gelangen, oder aber darauf verzichten, die Aktivität auszuüben. „Je näher eine Gelegenheit zur Wohnung liegt, desto geringer ist der Aufwand, sie aufzusuchen; je geringer der Aufwand ist, desto eher wird eine in dieser Gelegenheit mögliche Aktivität auch von Personen im Einzugsgebiet der Gelegenheit ausgeübt.“ (Friedrichs 1990: 166)

Friedrichs (1990: 167) beschreibt drei mögliche Reaktionen auf fehlende Gelegenheiten im Wohnviertel:

1. *Restriktionshypothese:* keine Aktivität aufgrund fehlender Gelegenheit, Verzicht auf die Aktivität

2. *Kompensationshypothese:* wenn die Gelegenheit fehlt, fahren Personen zu einer entfernteren Gelegenheit

3. *Verlagerungshypothese:* statt der gewünschten Tätigkeit wird eine ähnliche leichter erreichbare ausgeübt

Welche mögliche Reaktion gewählt wird, hängt u.a. von individuellen bzw. sozialen Merkmalen der einzelnen Akteure ab. In welchem Maße nun die einzelnen Bewohner von Milieueffekten und Effekten der physisch-materiellen Dimension beeinflusst werden, thematisiert die Netzwerktheorie bzw. die Aktionsraumforschung.

2.3.2 Aktionsraum- und Netzwerkforschung

In welchem Ausmaß Quartiere ihre Bewohner sozialisieren, hängt entscheidend davon ab, wie stark sich deren Erfahrungsräume und Kontaktnetze weitgehend auf das Quartier beschränken (vgl. Bartelheimer 2001: 197; Häußermann & Siebel 2004: 167). Bedingungen für die Wirkung von Kontexteffekten sind vor allem kleine Aktionsräume und lokal eingegrenzte Netzwerke (vgl. Friedrichs 1998a: 84f.):

> „Die Effekte des Wohngebietes sind um so größer, 1. je mehr Zeit eine Person im Wohngebiet verbringt, 2. je größer der Anteil von Personen, die im Wohngebiet wohnen, an dem Gesamtnetzwerk eines Bewohners ist, 3. je kleiner das soziale Netzwerk von Personen ist.“ (Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008: 14)

Die Aktionsraumforschung hat jedoch gezeigt, dass dies nicht für alle Akteure gleichermaßen gilt, sondern in Abhängigkeit von deren sozialen Merkmalen unterschiedlich ist:

Netzwerkanalysen kommen zu dem Schluss, dass Kontaktnetzwerke Unterschichtsangehöriger lokal sehr stark eingegrenzt sind (vgl. Häußermann & Siebel 2004: 167). Die Aktionsräume armer Personen sind i.d.R. kleiner und beschränken sich weitgehend auf das eigene

Wohnviertel, die Netzwerke sind kleiner und räumlich weniger ausgedehnt (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 29; vgl. auch Tobias & Böttner 1992: 70). Es besteht daher vor allem in Bezug auf benachteiligte Wohnquartiere ein hohes Maß an lokaler Verankerung im eigenen Quartier (vgl. Farwick 2001: 161). Insbesondere durch Arbeitslosigkeit verengen sich Kontaktnetze besonders stark: Dies hängt u.a. mit dem Verlust von Kontakten, die mit dem Arbeitsplatz verbunden waren, und mit der Vermeidung solcher Kontakte zusammen, „die jene Lebensweise repräsentieren, die man gerade nicht mehr führen kann (Reduktion kognitiver Dissonanz)" (Häußermann 2001: 48). So ist zu vermuten, dass Kinder, deren Eltern arbeitslos sind, besonders stark von Quartierseffekten betroffen sind. Die Netzwerke der Mittelschicht sind dagegen größer, heterogener und räumlich diffus (vgl. Häußermann 2001: 48), so dass bei diesen von geringeren Quartierseffekten ausgegangen werden kann. In Bezug auf die soziale Dimension von Wohnumfeldeffekten ist daher bei Kindern höherer Schichten davon auszugehen, dass diese verstärkt auch Rollenvorbilder außerhalb des eigenen Wohnviertels haben.

Bezüglich möglicher Milieueffekte stellt sich also die Frage: „Unter welchen Bedingungen hat das Quartier eine Sozialisationswirkung?" (Häußermann 2001: 47)

Durch die als Folge von Segregation relativ homogenen Gruppenstrukturen ihrer Bewohner stellen Wohnquartiere bzw. Nachbarschaften ein potenzielles System sozialer Kontakte dar (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 142). Die Rollenmodelle im Wohnviertel können beobachtet oder in direkter Interaktion erlebt werden (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 23). In Bezug auf die soziale Dimension hat dies eine Beschränkung sozialer Interaktion, das heißt, eine Einschränkung sozialer Erfahrungen und die Restriktion von Austauschprozessen zur Folge (vgl. Häußermann 2001: 46). In Bezug auf das Aufwachsen in einem benachteiligten Wohngebiet kann dies unter der Bedingung eingeschränkter Kontaktnetze bedeuten, dass insbesondere Kinder und Jugendliche kaum noch bzw. weniger mit positiven Rollenmodellen konfrontiert werden und so „auch durch Anpassungsdruck, in einen Sozialisationsprozeß [geraten], dessen Ergebnis Verhaltensweisen sind, die ein Entkommen aus dem Milieu der Benachteiligung immer unwahrscheinlicher machen" (Häußermann 2001: 50).

Auch in Bezug auf die materielle Dimension von Kontexteffekten spielt die Größe und Ausdehnung von Netzwerken und Aktionsräumen eine entscheidende Rolle:

Je stärker Netzwerke und Aktionsraum räumlich begrenzt sind, desto stärker sind die Bewohner benachteiligter Wohngebiete auf die Infrastruktur, die „Gelegenheiten" und Einrichtungen des Wohngebietes angewiesen. Denn „um Aktivitäten auszuüben, bedarf es Gelegenheiten. (…) Unter ‚Gelegenheiten' seien öffentliche und private Einrichtungen verstanden, z.B. Museen, Theater, Postämter, Rathaus, Sportplätze. Diese Gelegenheiten sind Gebäude oder Flächen"[5] (Friedrichs 1990: 162). Ist die jeweilige Gelegenheit nicht im Wohngebiet vorhanden, kann die Wahrscheinlichkeit stark sinken, dass eine Person die entsprechende Aktivität ausübt.

„Als sozial ausgewiesener Ort bietet ein Wohngebiet Durchschnittswahrscheinlichkeiten der Aneignung der zu einer gegebenen Zeit verfügbaren materiellen wie kulturellen Güter und Dienstleistungen. Die Wahrscheinlichkeiten spezifizieren sich (…) je nach dem Aneignungsvermögen jedes Akteurs" (Bourdieu 1991: 31). Verschiedene Studien (zusammenfassend

[5] Hier unterscheidet sich der stadtsoziologische Begriff „Gelegenheit" von der in der Sportwissenschaft üblichen Terminologie. Nach Balz (1998) sind „Sportgelegenheiten" Flächen bzw. Räume, die Menschen zur sportlichen Mitnutzung offen stehen. Gemäß dieser Definition werden der Sportplätze nicht als Sport*gelegenheiten*, sondern als Sport*stätten* bezeichnet, während unter Sportgelegenheiten Parks, Wiesen etc., die für informelles Sporttreiben genutzt werden können, gefasst werden.

Friedrichs 1990: 167) zeigen, dass für Angehörige der Unterschicht eher die Restriktionshypothese gilt, für Angehörige der Mittel- und Oberschicht jedoch eher die Kompensationshypothese. Das bedeutet, „Haushalte der Mittel- und Oberschicht kompensieren Ausstattungsmängel“ (Friedrichs 1990: 167), indem sie eher auch weiter entfernte Gelegenheiten aufsuchen. „Personen mit hohem Einkommen vermögen zeitliche Barrieren besser zu überbrücken, weil sie die Kosten, u.a. einen PKW, leichter aufbringen können.“ (Friedrichs 1995: 166), während Armut bzw. Arbeitslosigkeit weitgehend zum „Ausschluß von Aktivitäten, die mit Geldausgeben verbunden sind“ (Häußermann 2001: 48), führt.

„Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein“ (Bourdieu 1991: 30): Wie oben beschrieben ist im Allgemeinen die Infrastruktur in den benachteiligten Wohngebieten im Vergleich mit dem städtischen Durchschnitt weniger vielfältig (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 30; Farwick 2001: 155). Da räumliche Nähe insbesondere für statusniedrige Gruppen jedoch eine wesentliche Voraussetzung für die Inanspruchnahme von Infrastruktureinrichtungen ist (vgl. Farwick 2001: 162) und bereits relativ niedrige Entfernungen ein Hinderungsgrund für deren Nutzung darstellen (vgl. Weishaupt 1982: 79), reagieren diese im Falle einer Unterausstattung häufig mit Nutzungsverzicht (vgl. Farwick 2001: 153). Hier gilt also vermehrt die Restriktionshypothese.

Die geringeren Aktionsräume sozial Benachteiligter haben so zur Folge, dass sie auf diese defizitäre Infrastruktur in ihrem Wohnviertel angewiesen sind und dies nicht bzw. kaum durch Fahrten zu Angeboten außerhalb des Wohngebietes kompensieren können. Mit steigender Benachteiligung eines Gebiets ist auch der Anteil der Aktivitäten im Gebiet höher, d.h. je ärmer ein Bewohner eines benachteiligten Wohngebietes ist, desto höher ist die Zahl der Aktivitäten im Gebiet (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 80f.). Je schlechter ein Wohngebiet ausgestattet ist, desto stärker beschränkt man sich auf die Aktivitäten, die im Wohngebiet möglich sind – und kompensiert die lokalen Defizite nicht durch Fahrten in andere Stadtteile (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 84). „Der Horizont des alltäglichen Lebens schrumpft auf die Wohnviertel.“ (Tobias & Boettner 1992: 70) Im Extremfall werden die Bewohner „Gefangene des Gebietes, ohne daß es eine sichtbare Mauer gäbe“ (Friedrichs & Blasius 2000: 180), so dass „das Leben in solchen Quartieren bedeute, in einem Milieu und einer Infrastruktur gefangen zu sein, die von den Lebenschancen, die die Gesellschaft heute üblicherweise bietet, ausschließt“ (Häußermann 2001: 43).

Demzufolge kann bei der Betrachtung von Kontexteffekten angenommen werden, dass diese Effekte nicht auf alle Bewohner gleichermaßen wirken, sondern dass es Interaktionseffekte geben könnte: Bei solchen Gruppen, die überdurchschnittlich viel Zeit im Wohngebiet verbringen und wenige Netzwerkpersonen außerhalb haben, kann die Bedeutung der Kontexteffekte als stärker eingeschätzt werden. Die Bedeutung der Nachbarschaft bzw. des Wohnumfelds unterscheidet sich also nach verschiedenen sozialen Gruppen in Abhängigkeit von der Zeit, die diese im Viertel verbringen: Dabei wird angenommen, dass – neben Bewohnern, die Transferleistungen beziehen – der Einfluss auf Kinder besonders groß ist (vgl. Friedrichs 1998a: 93): „Für Kinder und Hochbetagte, die einen wesentlich größeren Teil ihrer Zeit in ihrem Stadtteil verbringen, ist mit deutlich stärkeren Einflüssen des Wohngebiets (…) zu rechnen.“ (Wolf 2004: 122)

Dabei ist wiederum von gravierenden Unterschieden in der kindlichen Raumnutzung zwischen Kindern unterschiedlicher Milieus auszugehen (vgl. Schmidt 2002: 63).

Aktionsräume von Kindern

Beim Vergleich lebenslaufspezifischer Aktionsräume (vgl. Friedrichs 1990: 172-175) wird die Spezifik kindlicher Aktionsräume deutlich: „Der Aktionsraum eines Kindes ist sehr klein" (Friedrichs 1990: 172; vgl. auch Burrmann 2008a: 391) im Vergleich zu anderen Altersgruppen. Aber auch hier sind nicht alle Kinder gleich. „Die größere Quartiersbezogenheit des Raumverhaltens in den Unterschichten zeigt sich auch im Spielverhalten der Kinder." (Weishaupt 1982: 79)

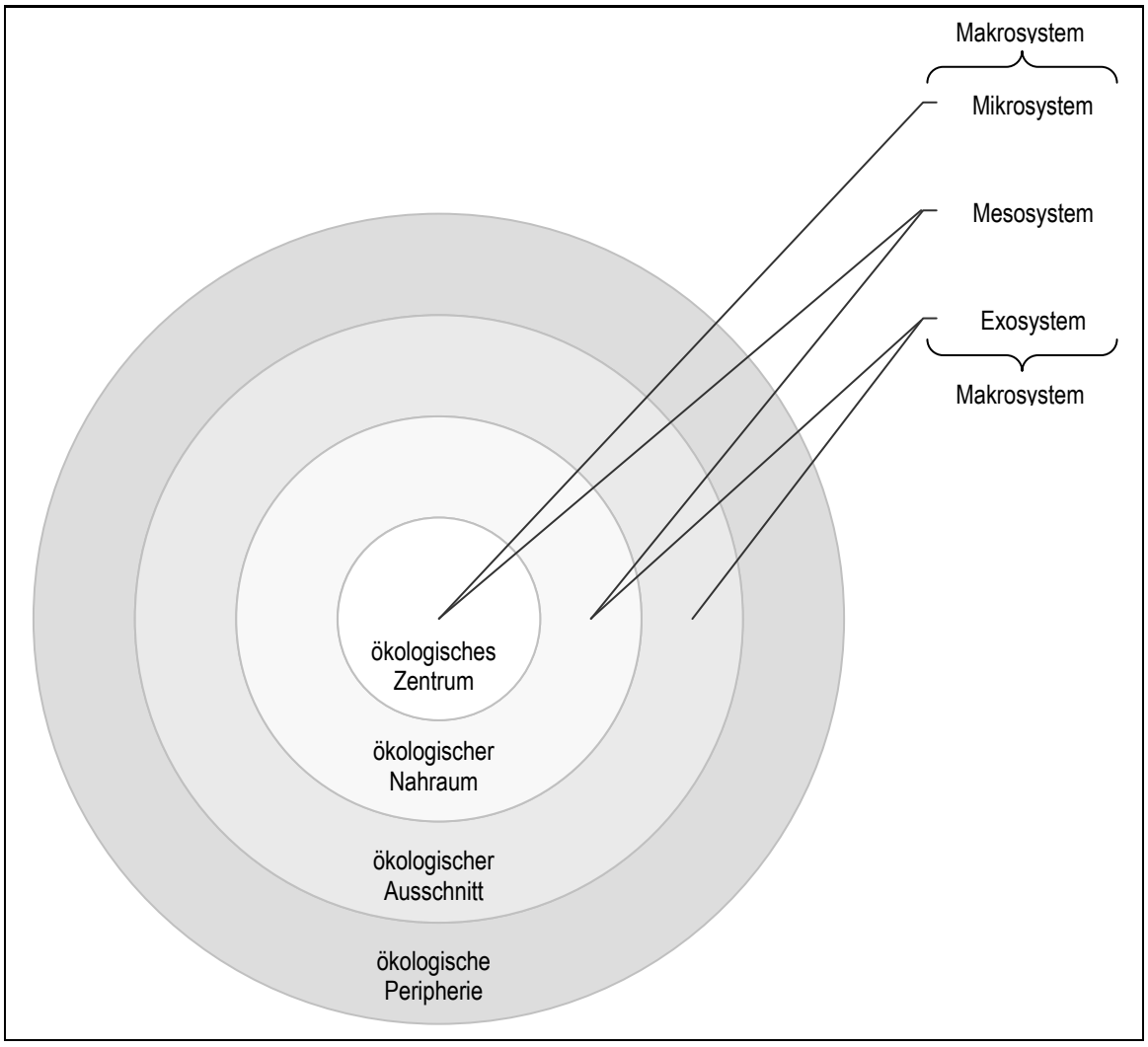


Abb. 4 *Schematische Zuordnung der vier ökologischen Zonen unter Einbeziehung von Bronfenbrenners Systemkategorien*
(nach Baacke 1999: 113)

Baacke (1999: 112ff.) unterscheidet vier „sozialökologische Zonen" in Bezug auf kindliche Lebenswelten: Das „ökologische Zentrum" ist die Familie, das Zuhause. Der „ökologische Nahraum" ist die Nachbarschaft, der Stadtteil bzw. das Stadtviertel als Ort, an dem das Kind die ersten Außenbeziehungen aufnimmt. Die „ökologischen Ausschnitte" umfassen Orte, in denen der Umgang durch funktionsspezifische Aufgaben geregelt wird. Als wichtigsten Ort dieser Art bezeichnet Baacke die Schule. Diese Räume sind Räume funktionaler Differenzierung, sie repräsentieren nicht mehr einen ganzheitlichen Erfahrungsraum, sondern einen zweckbestimmten Ausschnitt. Die Zone der „ökologischen Peripherie" umfasst schließlich nichtalltägliche, unvertraute Orte wie beispielsweise Urlaubsorte, aber auch ferner gelegene Freizeitangebote.

Je mehr Bewegungsfreiheit, Handlungs- und Kommunikationschancen die einzelnen Zonen für Kinder bereithalten, „desto stärker wird deren Entwicklung in jeder Hinsicht gefördert. Kinderunfreundliche, reizarme Umwelten behindern Kinder, ebenso wie großzügige Räume (…) und nichtrestriktives Erwachsenenverhalten Kindern günstige Entwicklungsspielräume gewähren“ (Baacke 1999: 116).

Im Rahmen der Betrachtung der Aktionsräume von Kindern wird häufig „die städtische Straße als sozialer Kristallisationspunkt“ (Herlyn 1990: 115) dargestellt. Die Studie „Aktionsräume von Kindern in der Stadt“ (Blinkert 1993) zeigt, dass die Zeit, die Kinder ohne Aufsicht draußen verbringen, unabhängig von weiteren Merkmalen der Eltern sehr stark von der Aktionsraumqualität des Wohnumfeldes beeinflusst wird. Die Zeit, die Kinder mit Fernsehen oder am Computer verbringen, hängt zwar am stärksten vom Bildungsmilieu der Eltern ab: Bei Kindern, deren Eltern dem unteren Bildungsmilieu zugeordnet wurden, hing jedoch die Zeit des Medienkonsums zusätzlich stark von der Aktionsraumqualität im Wohnumfeld ab (vgl. Blinkert 1993: 184f.). Auch andere Studien konnten deutliche Effekte der baulichen Umwelt auf das Spielverhalten von Kindern beobachten (vgl. Klöckner et al. 2002: 276).

> „Der außerhäusliche Lebensraum wird geprägt durch dessen Baustruktur (Geschoßzahl der Gebäude, Dichte und Mischung der Bebauung) und Nutzungsstruktur (reines Wohngebiet, Mischgebiet (…), städtisches Zentrum etc.). Dadurch wird der Bewegungsraum und der Anregungsgehalt dieser Umwelt ebenso mitbestimmt wie durch deren Ausstattung mit Grün-, Spiel- und Sportanlagen.“ (Weishaupt 1982: 72)

Der historische Wandel kindlicher Raumaneignung wird mit dem Begriff „Verhäuslichung“ bzw. „Verinselung“ bezeichnet. Diese beiden spezifischen Begriffe von makrosoziologischen Theoremen wie „Modernisierung“, die veränderte Sozialisationsbedingungen für Kinder beschreiben (vgl. Kelle & Breidenstein 1996: 48), können hier relevant sein als zunächst allgemeine Phänomene auf der Makroebene. Der Begriff **„Verhäuslichung“** beschreibt eine Lebenssituation von Kindern, die ihre Kindheit vorrangig im häuslichen Bereich oder in geschlossenen Räumen verbringen:

Blinkert (1993) beschreibt, dass der Trend zur „Verhäuslichung“ jedoch keine historische Konstante ist, der alle Kinder in modernen Gesellschaften unterworfen sind. Inwiefern die makroökologischen Kontexte der „modernen Kindheit“ also die einzelnen Handlungsfelder präformieren, hängt auch von Bedingungen auf der Meso- bzw. Mikroebene ab, da diese nicht von den Makrobedingungen determiniert, sondern lediglich mitstrukturiert (vgl. Bronfenbrenner 1981:42) werden. Ob und in welcher Intensität dieser Trend zur Verhäuslichung sich manifestiert, hänge nach Blinkert (1993) ganz entscheidend von der Art des Wohnumfeldes ab: Kinder neigen demnach vor allem dann zur „Verhäuslichung“, wenn die Aktionsraumqualität im Umfeld ihrer Wohnung schlecht ist. Kinder mit einem günstigen Wohnumfeld spielen mehr als viermal solange draußen wie Kinder, die in einem ungünstigen Umfeld aufwachsen. Bei guter Aktionsraumqualität zeigen sich also demnach nur wenige Anzeichen einer „Verhäuslichung“.

Kinder und Jugendliche, die unter relativ ungünstigen Wohnumfeldbedingungen aufwachsen, leben jedoch häufig zugleich auch unter ungünstigeren unmittelbaren Wohnverhältnissen, d.h. in Wohnungen, die beengt sind und wenig Platz zum Spielen bieten (vgl. Klöckner, Stecher & Zinnecker 2002: 289). Nicht selten gehen umgekehrt beengte Wohnverhältnisse mit einem vom Verkehr belasteten Wohnumfeld einher. „Art und Dichte der Bebauung sind spezifische sozialräumliche Merkmale mit deutlichem Einfluß auf das Spielverhalten der

Kinder." (Weishaupt 1982: 77) Städtische Wohnquartiere sind ungleich mit Infrastruktureinrichtungen für Kinder ausgestattet. Funktionsentmischte Räume bedeuten daher für einige Kinder kurze, für andere lange Wege z.B. zum Sportplatz (vgl. Zeiher 1990: 40). So können Unterschiede in der Qualität des Wohnumfelds auch zu sehr unterschiedlichen Entwicklungsbedingungen und Lernmöglichkeiten für Kinder führen. Dies hat u.a. Auswirkungen auf die motorische Entwicklung der Kinder (vgl. Hüttenmoser & Degen-Zimmermann 1995), beengte Wohnverhältnisse können bei Kindern die volle Entfaltung der Psychomotorik beeinträchtigen (vgl. Heintze 2004: 237).

Die „Verhäuslichung des Kinderalltags" wird inhaltlich ergänzt durch die These von der „Verinselung kindlicher Lebensräume" (Heim 2002: 285f.). Etwa ab den 1980er und 90er Jahren wurden Aktionsräume von Kindern unter dem Begriff der **„Verinselung"** diskutiert:

„Der Aktionsraum von Kindern lässt sich (…) zunächst als ‚aktive Verinselung' kennzeichnen; er vergrößert sich mit zunehmendem Alter." (Friedrichs 1990: 168) Der verinselte Lebensraum besteht aus einzelnen separaten Teilräumen, die wie Inseln in einem größer gewordenen Gesamtraum verstreut sind. Die Raumaneignung im Kindheitsverlauf vollzieht sich unter Bedingungen der Verinselung anders, als es für einen einheitlichen Lebensraum im Modell konzentrischer Kreise (vgl. Pfeil 1965) beschrieben wurde. „Verinselung" bedeutet, dass die Aktionsräume von Kindern i.d.R. nicht mehr in einem zusammenhängenden Lebensraum allmählich ausgeweitet werden. Stattdessen werden Kinder von den Eltern zu den einzelnen Inseln transportiert, u.a. auch zum Ort des Sporttrainings. Die Größe des kindlichen Lebensraums ist demnach nicht nur von der Fähigkeit selbständiger Aneignung abhängig, sondern auch von der Alltagsmobilität der Eltern. Zudem ist die sozialräumliche Funktionalisierung und Parzellierung in verschiedenen Wohnvierteln unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Baur 1989: 147).

Vor allem „Stadtkinder" finden einen verinselten Lebensraum vor (vgl. Burrmann 2008a: 394). Durch „verinselten Lebensraum" müssen Kinder verstärkt größere Entfernungen überbrücken und geplant Verabredungen treffen, um mit Gleichaltrigen in Kontakt zu kommen (vgl. Schmidt 2002: 65). Die so beschriebene „Partikularisierung des Raumes" (Schmidt 2002: 66) und die funktionale Trennung von Räumen führe nach Zeiher & Zeiher (1994: 28f.) zu einer Partikularisierung der sozialen Beziehungen, die einerseits zwar einen Zugewinn an individueller Selbstbestimmung bringen kann, jedoch andererseits die anspruchsvolle Aufgabe mit sich bringe, sich selbst Ziele und Prioritäten zu setzen, zu planen und zeitlich zu koordinieren (vgl. Schmidt 2002: 66): „Rauminseln können nur noch durch Transport- und Kommunikationsmedien erreicht werden. ‚Moderne Kindheit' wird zu einem komplexen Termin- und Verabredungsgeschäft." (Reutlinger 2008: 341f.; vgl. auch Zeiher 1997: 665) Dies erfordert Planung und Mitarbeit der Eltern, Kinder müssen Termine einhalten und zu den jeweiligen Orten gelangen (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 165; vgl. auch Burrmann 2008a: 392), was oft „elterliche Unterstützung beim Terminmanagement" (Fuhs 1996: 138) erfordert. Je höher der soziale Status der Eltern, desto mehr feste Termine nehmen die Kinder wahr (vgl. Nissen 1992: 165): „Die Zugänglichkeit dieser Spezialorte setzt (…) ebenfalls ungleich verteilte materielle und kulturelle Ressourcen sowie Mobilität in der Herkunftsfamilie voraus." (Manderscheid 2004: 146)

Auch hierbei ist zu bedenken, dass die „Verinselung [als] *generelles* Strukturprinzip" (Heim 2002: 290) ebenso wie eine „pauschalisierende Charakterisierung moderner Kindheit mit der Figur der Verhäuslichung ausgesprochen fragwürdig" (ebenda: 292) sei. Es hängt wiederum von den jeweiligen sozialen (Lebens-)lagen (s. Kap. 2.2.1) ab, inwiefern sich ein solcher mak-

rosoziologischer Trend auf Meso- bzw. Mikroebene manifestiert: Die „ökologische Peripherie“ ist für *einige* Kinder nur schwer erreichbar. Das Muster der Verinselung enthält so zwar auch „Momente der Freisetzung des kindlichen Individuums aus den durch nachbarschaftliche Milieus nahezu zwanghaft vorgegebenen Strukturen des einheitlichen Lebensraums“ (Heim 2002: 290), dies gilt jedoch wiederum nicht für alle Kinder gleichermaßen. Die Verinselung der Lebensräume kann dazu führen, dass es von den individuellen Ressourcen der Kinder bzw. der Eltern abhängt, inwiefern diese individuelle Freiheit genutzt werden kann: „Nicht alle Kinder haben die familiären und sozialen Rahmenbedingungen, die eine solche ressourcen- und elternabhängige modernisierte Kindheit erfordert.“ (Reutlinger 2008: 342) So ist die soziale Lage und das Verhalten der Eltern von Bedeutung für den Zugang zu Tätigkeitsgelegenheiten und -orten. Da die familiäre Alltags- und Freizeitmobilität in dieser Altersgruppe überwiegend von den Eltern bestimmt werde, nehmen Eltern „Einfluss auf Wahl von Tätigkeitsgelegenheiten, sowohl direkt als auch über die Bereitschaft zu Transport und Finanzierung“ (Zeiher 1990: 40), so dass das Auto oft eine große Bedeutung für den kindlichen Transport hat (vgl. Baacke 1999: 136).

Der Sachverhalt, dass die Aktionsräume von Erwachsenen stark in Abhängigkeit von deren sozialen Status variieren (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 29), wirkt sich so indirekt auch auf deren Kinder aus. Eine Offenheit der Familie gegenüber anderen sozialökologischen Zonen wird als „für die Kindesentwicklung besonders förderlich“ (Baacke 1999: 272) angesehen. Demzufolge seien jene Kinder besonders benachteiligt, die von der Modernisierung der Kindheit nicht profitieren können (vgl. Fuhs 2001: 141). Dies kann insbesondere für Kinder in benachteiligten Wohnquartieren angenommen werden, in denen auch bei Erwachsenen ein besonders hohes Maß an lokaler Verankerung im eigenen Gebiet vorliegt (vgl. Farwick 2001: 161).

3 Forschungsstand Sport, soziale und räumliche Ungleichheit

Zum Themenfeld Sport und soziale Ungleichheit liegen eine Vielzahl an Studien und empirischen Befunden vor. Herausgegriffen werden sollen im Folgenden insbesondere solche, die auf das Sportverhalten im Kindesalter fokussieren, da diese eine Einordnung der eigenen Ergebnisse ermöglichen können. Hingewiesen sei an dieser Stelle jedoch auf die eingeschränkte Vergleichbarkeit der Ergebnisse aufgrund unterschiedlicher Operationalisierungen von Begriffen und Konzepten in den verschiedenen Studien: Dies bezieht sich zum einen auf die Operationalisierung verschiedener Sport- und Bewegungskonzepte, denen ein mehr oder weniger enger oder weiter Sportbegriff zugrundeliegt. Zum anderen unterscheiden sich die jeweiligen Methoden, wie soziale Ungleichheit erfasst wurde und wie bestimmte Sozialschichten voneinander abgegrenzt sind.

Weiterhin zu beachten ist, dass die offiziellen Mitgliederstatistiken der Sportverbände u.a. aufgrund von Mehrfachmitgliedschaften einer Person verzerrend wirken können (vgl. Berndt 1995: 30). Die Erfassung des Sportverhaltens über Befragungen kann allgemein oder differenziert nach verschiedenen Sportsettings geschehen. Es ist zu beachten, dass auch bei ähnlichem Sportbegriff jedoch die konkrete Formulierung der Frage im Erhebungsinstrument die Umfrageergebnisse beeinflussen kann (vgl. Porst 2009: Kap. 7). Insofern ist beim Vergleich verschiedener Studien eine Gegenüberstellung der konkreten Ergebnisse nur unter Vorbehalt sinnvoll. Aussagekräftiger ist daher ein Vergleich der analysierten Zusammenhangsmuster und der Richtung und Stärke von identifizierten Zusammenhängen.

Tabelle 1 zeigt im Überblick, welche Studien im Rahmen dieses Kapitels herangezogen werden.

Tab. 1. : Übersicht über Studien

		Stichprobe				Themen*			
Name/Titel	Veröffentlichung(en)*	Untersuchungszeitraum	N =	Erhebungsort/e	Alter	Geschlecht	Migrationshintergrund	Status	sozial-räumlicher Kontext
Deutsche Studien									
Expertise für die Landesregierung NRW	Klein und Diettrich 1983	1977	9 Bezirke	Köln	7-14				×
Socialization into Sport Involvement	Klein & Liesenhoff 1982	1977	9 Bezirke	Köln	7-14				×
Von der Seele des Körpers	Klein 1991	1977	9 Bezirke	Köln	7-14				×
Zeiten der Kinder in der Stadt	Zeiher 1990; Zeiher 1997	o.A.	o.A.	Deutschland	o.A.	×		×	×
Jugendsportstudie NRW 1992	Sack 1996; Brinkhoff & Gogoll 1996; Brinkhoff 1998a; Berndt & Menze 1996; Kurz & Sonneck 1996	1992	4134	NRW	8-19	×	×	×	×

Fortsetzung Tab. 1

Lebenswelt, Sportunterricht und Gesundheit	Rütten & Ziemainz 2001	o.A.	241	Deutschland	Kl. 5 und 9	×			×
LBS-Kinderbarometer NRW 2000	Klöckner, Stecher & Zinnecker 2002	2000	2031	NRW	Kl. 4-7				×
Health Behaviour in School-Aged Children	Klocke 2006, Currie et al. 2004	2002	5005	NRW, Hessen, Sachsen und Berlin	Kl. 5, 7 und 9	×			
Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS)	Lampert et al. 2008	2003-2006	17641	Deutschland	0-17	×		×	
MoMo-Studie	Woll et al. 2008; Bös et al. 2009	2003-2006	4529	Deutschland	4-17	×			
Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets	Schmidt 2006	2005	2016	Essen	10-14	×	×	×	
1. World Vision Kinderstudie	Schneekloth & Leven 2007; Leven & Schneekloth 2007	2007	1592	Deutschland	8-11	×	×	×	
2. World Vision Kinderstudie	Leven & Schneekloth 2010	2010	2529	Deutschland	6-11	×	×	×	
Internationale Studien									
Adolescents' Social Networks and Recreational Activities	Andrews 1986	1985	212	Toronto/ Kanada	13-14	×	×		×
Youth Risk Behavior Survey 1992	Lee & Cubbin 2002	1992	8165	USA	12-21	×	×		×
Survey of Community, Crime and Health (CCH)	Ross 2000	1995	2482	Illinois/ USA	18-92				×
Whose neighbourhood?	Davis & Jones 1997	1996	468	England	9-11, 13-14	×			×
Swedish Annual Level of Living Survey	Cubbin et al. 2006	1996-2000	18081	Schweden	25-64	×	×	×	×
Association of School Environments With Youth Physical Activity	Sallis et al. 2001	2000	1081	USA	Kl. 6-8	×			×
Children's perceptions of their home	Hume, Salmon & Ball 2005	2002	147	Melbourne/ Australien	10	×			×

* Aufgeführt sind Themen und Veröffentlichungen, die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung betrachtet wurden.

Im Folgenden werden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige wichtige allgemeine quantitative Studien kurz vorgestellt, die - teilweise im Rahmen des Gesundheits- oder des Freizeitverhaltens - das Sportverhalten von Kindern in Deutschland erhoben haben. Zunächst wird die jeweilige Datenbasis der einzelnen Studien beschrieben, anschließend werden in den folgenden Unterkapiteln deren Ergebnisse themenspezifisch dargestellt. Soweit möglich werden die Ergebnisse für die etwa 10-jährigen Kinder berichtet, um die Vergleichbarkeit mit der eigenen Studie zu gewährleisten. Die empirischen Befunde werden zunächst zusammenfassend dargestellt. Im Anschluss werden mögliche Interpretationen aufgezeigt, die teilweise den berichteten Studien entnommen werden können. Einige Interpretationsmuster können auch mit Hilfe von Erkenntnissen, die im Rahmen qualitativer Studien gewonnen wurden, vertiefend betrachtet werden.

Jugendsportstudie NRW 1992

Für diese Studie wurden 1992 N= 4.134 Kinder und Jugendliche aus den Klassenstufen 3, 5, 7, 9, 11 und 13 mittels standardisierter Fragebögen zu ihrem Sportverhalten befragt. Im Vergleich mit der Verteilung in der Grundgesamtheit der Schüler/innen aus NRW der jeweiligen Jahrgangsstufen zeigten sich bezogen auf Geschlecht, Region und Klassenstufen keine signifikanten, in Bezug auf Schulform sowie die Raum- und Siedlungsstruktur nur äußerst geringfügige Abweichungen. Die Stichprobe kann somit als annähernd repräsentativ für die nordrhein-westfälische Jugend zwischen 8 und 19 Jahren erachtet werden (vgl. Sack 1996: 21ff.). Als Vergleichsergebnisse werden soweit möglich die Daten für das 3. und 5. Schuljahr herangezogen, da das 4. Schuljahr in der Studie nicht erfasst wurde.

HBSC-Studie

Die „Health Behaviour in School-Aged Children"-Studie ist eine alle vier Jahre durchgeführte repräsentative Schülerbefragung von ca. 200.000 Kindern und Jugendlichen im Alter von 11, 13 und 15 Jahren in 35 Ländern (vgl. Currie et al. 2004). In Deutschland (N=5005) wurde für die Befragung 2002 eine nach Schulformen proportional geschichtete repräsentative Klumpenstichprobe in den Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Hessen, Sachsen und Berlin gezogen (vgl. Klocke 2006: 202ff.), wodurch die Daten für Gesamtdeutschland zwar etwas eingeschränkt repräsentativ, aber dennoch aussagekräftig sind. Sport- und Bewegungsverhalten wird im Rahmen der Studie als Teil des Gesundheitsverhaltens betrachtet.

KiGGs-Studie

Im Rahmen des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys (KiGGS) des Robert-Koch-Instituts wurden deutschlandweit zwischen 2003 und 2006 insgesamt 17.641 Mädchen und Jungen im Alter von 0 bis 17 Jahren bzw. deren Eltern befragt sowie medizinisch untersucht. Die Studie erhebt den Anspruch, für die bis 17-jährige in Deutschland offiziell lebende Bevölkerung repräsentativ zu sein, wobei beachtet werden muss, dass Abweichungen der Netto-Stichprobe von der Bevölkerungsstruktur hinsichtlich Alter, Geschlecht, Staatsangehörigkeit und Region mittels eines Gewichtungsfaktors ausgeglichen wurden (vgl. Lampert et al. 2008). Eine derartige Anpassungsgewichtung birgt allerdings das Risiko, stichprobenspezifische Verzerrungen durch selektive Ausfälle noch zu verstärken (vgl. Alt & Bien 1994).

MoMo-Studie

Das Motorik-Modul ist ein Teilmodul des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys, in dessen Rahmen zwischen 2003 und 2006 in 167 Orten in ganz Deutschland N=4.529 Kinder und Jugendliche zwischen 4 und 17 Jahren getestet und befragt wurden (vgl. Woll et al. 2008). Die Studie erhebt damit ebenfalls den Anspruch, eine bundesweit repräsentative Stichprobe zur motorischen Leistungsfähigkeit und der körperlich-sportlichen Aktivität von Kindern und Jugendlichen vorzulegen, wobei eine Anpassungsgewichtung nach Alter, Geschlecht und Migrationshintergrund vorgenommen wurde (vgl. Bös et al. 2009: 79).

World Vision Kinderstudie

Die 1. World Vision Kinderstudie 2007 hat N=1.592 Kinder im Alter von 8 bis 11 Jahren mit einer CAPI-Befragung im eigenen Haushalt befragt. Zudem füllten die Eltern der 8- bis 11-Jährigen parallel einen Fragebogen über Haushaltsattribute und das Freizeitverhalten ihrer Kinder aus. Die Studie wurde deutschlandweit durchgeführt und ist annähernd repräsentativ für die Wohnbevölkerung in Deutschland im Alter von 8 bis 11 Jahren, wobei auch hier nachträglich Gewichtungen durchgeführt wurden (vgl. Schneekloth & Leven 2007: 391ff.). Bei der 2. World Vision Kinderstudie 2010 wurde die Gruppe der befragten Kinder um 6- bis 7-Jährige erweitert (vgl. Leven & Schneekloth 2010). Die Ergebnisse sind daher z.T. etwas schlechter vergleichbar, da teilweise nur die Gesamtergebnisse für die Gruppe der 6- bis 11-jährigen Kinder angegeben wurden und nur in Einzelfällen die Gruppe der 10- bis 11-Jährigen separat betrachtet wurde.

Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets

Im Rahmen der Studie „Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets“ (vgl. Schmidt 2006: 46ff.) wurden in der Stadt Essen N=2.016 Kinder weiterführender Schulen im Alter von 10 bis 14 Jahren per Fragebogen befragt. Der Stichprobe lag eine proportional nach Schulform und Wohngebiet (Nord-Süd) geschichtete Klumpenstichprobenziehung zugrunde. Neben soziodemographischen Daten erfasste der Fragebogen allgemeine Freizeitaktivitäten, die Bedeutung von Schule, Schulsport und Sportverein sowie Wohnumfeldbedingungen und deren Einschätzung. Ergänzt wurde diese Fragebogenerhebung durch sozialstrukturelle Daten und qualitative Interviews. Diese Studie ist insofern als Vergleichsstudie besonders interessant, da sie sich ebenfalls auf Großstadtkinder bezieht und sozial-räumliche Aspekte mit einbezieht. Allerdings bezieht sie sich nicht auf Grundschulkinder, sondern auf Schüler/innen weiterführender Schulen.

Beim Vergleich der vorliegenden Forschungsergebnisse ist wie oben beschrieben zu beachten, dass sowohl Sport- und Bewegungsverhalten als auch die betrachteten Einflussfaktoren jeweils unterschiedlich operationalisiert wurden. Ein direkter Vergleich der konkreten Ergebnisse ist daher nur bedingt sinnvoll, wohl aber ein Vergleich der ermittelten Zusammenhangsmuster. Unabhängig davon zeigen jedoch die genannten Studien beispielsweise übereinstimmend, dass sozialer Status und Sportvereinspartizipation von Kindern positiv miteinander assoziiert sind. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Kinder, die aus Familien mit niedrigem Status kommen, seltener bzw. weniger wahrscheinlich im Sportverein aktiv sind.

3.1 Vertikale Ungleichheiten: Schichtspezifisches Sportverhalten von Kindern

Zahlreiche Studien haben den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und Gesundheit sowie Gesundheitsverhalten im Erwachsenenalter aufgezeigt (vgl. zusammenfassend: Mielck 2000). In Bezug auf Sportverhalten als Bestandteil des Gesundheitsverhaltens zeigt sich, dass dieser Zusammenhang u.a. von der ebenfalls schichtspezifisch unterschiedlichen Zukunftsorientierung moderiert werden kann (vgl. Kriwy 2008: 112): Personen höherer Schichten weisen demnach häufiger eine stärkere Zukunftsorientierung auf. Die Bereitschaft, in der Gegenwart „Kosten" für präventives Verhalten auf sich zu nehmen, hängt von der Stärke der Zukunftsorientierung ab. Aus diesem Grund gehe mit steigender sozialer Schicht ein eher gesundheitsbewusstes Verhalten einher. Schichtenspezifisch unterschiedliche Gesundheitskonzepte können ein entsprechend unterschiedliches schichtenspezifisches Sportengagement bewirken (vgl. Heinemann 2007: 250).

Personen aus mittleren und oberen Schichten treiben häufiger und mehr Sport als solche aus unteren Sozialschichten (vgl. zusammenfassend: Heinemann 2007: 244f.). Dies gilt zum einen in Bezug auf Erwachsene, wird aber u.a. über den Sozialisationseinfluss der Eltern an die Kinder weitervermittelt: So wird die Partizipation im Sportverein primär von denjenigen Eltern gefördert, die selbst einen hohen Bildungsabschluss haben und die Bildungskarriere ihrer Kinder besonders unterstützen (vgl. Schmidt 2002: 90). Die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder und Jugendliche in einem Sportverein aktiv sind, steigt daher mit der Höhe des Einkommens, der Bildung der Eltern und der sozialen Schichtzugehörigkeit (vgl. Nagel 2003: 75). Auch im Kindes- und Jugendalter ist demzufolge das Ausmaß der Sportaktivität sowie die Vereinsmitgliedschaft schichtspezifisch geprägt (vgl. Cachay & Thiel 2008: 194).

Brinkhoff & Gogoll (1996: 223f.) kommen bei der Analyse der *Jugendsportstudie NRW 1992* zu dem Fazit, dass Sportvereinsabstinenz „ein klassisches Phänomen der Unterschicht" sei. Die Wahrscheinlichkeit, Nie-Mitglied in einem Sportverein gewesen zu sein, ist für Jugendliche aus der Unterschicht nahezu dreimal so hoch (28%) wie für Jugendliche aus Mittel- und Oberschicht (10-11%). Die Betrachtung mit einer differenzierten Schichteinteilung bestätigt den Befund eines linearen Zusammenhangs. Die Studie zeigt, dass „je höher die soziale Schichtzugehörigkeit, desto höher auch die Quote der Sportaktiven" (Brinkhoff 1998a: 74) ist.

Dieser Zusammenhang hat auch in aktuelleren Studien seine Bestätigung erfahren:

Die *KiGGs-Studie* ermittelte zahlreiche Belege für die Abhängigkeit der Gesundheitschancen der Kinder vom sozialen Status der Eltern (vgl. Lampert et al. 2008: 30ff.): Dabei ist der Statuseinfluss auf sportliche Aktivität nochmals größer als der Einfluss auf Ernährungsverhalten und psychische Verhaltensprobleme. Im Rahmen logistischer Regressionsmodelle hatten (unter Kontrolle von Wohnregion und Migrationshintergrund) Kinder aus Familien mit niedrigem Sozialstatus eine um den Faktor 3,06-4,04 höhere Chance (bzw. ein höheres Risiko), sportabstinent zu sein, im Vergleich zu Kindern mit hohem Sozialstatus.

Der *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* zeigt in Bezug auf Sportvereinsmitgliedschaft ebenfalls, dass Kinder aus höheren Schichten doppelt so häufig Mitglied sind wie Kinder aus niedrigen Schichten. Die Anteile nehmen mit steigender Schicht progressiv zu von 36,2% in der niedrigsten bis auf 70,0% in der höchsten Schicht (vgl. Schmidt 2006: 110).

Laut der *1. World Vision Kinderstudie*[6] sind in Bezug auf 8- bis 11-jährige Kinder aus der Unterschicht (47%) insgesamt wesentlich seltener in Vereinen und Gruppen eingebunden als Kinder aus der Oberschicht (89%) (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 167f.). In Bezug auf den Sportverein sind aus der Unterschicht nur 40% der 8- bis 11-jährigen Kinder Sportvereinsmitglied, wohingegen es in der Oberschicht 72% sind (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 174f.). In Bezug auf das Sportpensum insgesamt zeigte sich hier ein u-förmiger Effekt der Sozialschicht (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 171): Kinder aus der Unterschicht sind sowohl am häufigsten nicht bzw. selten (15% gegenüber 4% in der Oberschicht), als auch am häufigsten fast täglich sportlich aktiv (21% vs. 8%).

Die Stärke der Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und Sportverhalten ist u.a. auch abhängig vom jeweiligen Sportsetting. Allgemein kann dazu bilanziert werden: „In keinem anderen Setting ist die soziale Selektionsschwelle so hoch wie im Verein", denn „keine Sportgelegenheit braucht so starke, allgemeine, gesellschaftlich vermittelte sozialisatorische Voraussetzungen wie der Sportverein" (Brinkhoff & Sack 1996: 64). Die sozialen Determinanten sind schwächer, je geringer die institutionelle Einbindung der Sportaktivität ist, insbesondere die Mitgliedschaft im Sportverein wird in hohem Maße sozial determiniert (vgl. ebenda).

Zwar wird zum Teil bei Jugendlichen von geringeren Unterschieden im Sporttreiben nach Schicht als bei Erwachsenen ausgegangen (vgl. Klein 1991: 33). In diesem Punkt ist jedoch die Ergebnislage eher uneinheitlich. Sofern man von lebenslaufspezifischen Unterschieden des Schichteinflusses ausgeht, kann dies jedoch auch als Hinweis gewertet werden, dass sich die bei Kindern beobachteten Unterschiede nach Sozialstatus im weiteren Lebensverlauf u.U. noch verstärken werden.

Sportartenpräferenzen

In Bezug auf Sportartenpräferenzen kann von einer soziale Hierarchie unter den Sportarten (vgl. Cachay & Thiel 2008: 193f.) ausgegangen werden. Untersuchungen zu dieser Thematik beziehen sich jedoch ebenfalls mehrheitlich auf die Sportartenpräferenzen Erwachsener. Inwieweit diese schichtspezifischen Sportartenpräferenzen sich auch schon im Kindesalter zeigen, wurde bislang nur selten systematisch untersucht.

Es zeigt sich allgemein eine Sportartenhierarchie mit Golf und Tennis an der Spitze und Bodybuilding und Angeln am unteren Ende (vgl. Nagel 2003: 78). So hat beispielsweise Tennis zwar eine Popularisierung in den 80er und 90er Jahren erfahren, wird aber immer noch vorwiegend von höheren Schichten betrieben (vgl. Nagel 2003: 78). Auch Radfahren wird in den Alten Bundesländern tendenziell von höheren Schichten präferiert (vgl. Nagel 2003: 78). Die obere Mittelschicht ist auch in Sportarten wie Rudern, Schwimmen, Reiten und allgemein in Individualsportarten überrepräsentiert, während die mittlere Mittelschicht oft Gymnastik, Tischtennis, Turnen, Badminton, Handball, Volleyball und ebenfalls Individualsportarten betreibt. Ringen, Gewichtheben, Fußball und Kraftsportarten seien dagegen typische Sportarten der Unterschicht (vgl. Heinemann 2007: 244f.). Diese ursprüngliche Struktur ist jedoch einem fortlaufenden historischen Wandel unterworfen.

[6] Bei der 2. World Vision Kinderstudie bestätigt sich dieser Befund (vgl. Leven & Schneekloth 2010: 105f.). Hier sind die Ergebnisse im einzelnen jedoch schwerer vergleichbar, da die Ergebnisse für 6- bis 11-Jährige statt für 8- bis 11-Jährige angegeben wurden.

Allgemein kann bilanziert werden, dass obere Schichten typischerweise solche Sportarten präferieren, die neu, distinktiv und gesundheitsdienlich sind, einen Naturbezug haben, mit eher geringem Körperkontakt ausgeübt werden und in denen die individuelle Leistung erkennbar ist (vgl. Nagel 2003: 80). Je neuer und damit sozial selektiver eine Sportart ist, desto größer sind die Distinktionsgewinne im Sinne von Bourdieu (1992: 193f., vgl. auch Brinkhoff 1998a: 64). Sportarten mit höherer Bedeutung der individuellen Leistung werden eher von oberen Schichten, solche mit direktem Körperkontakt eher von unteren Schichten präferiert (vgl. Brinkhoff 1998a: 64f.). In unteren Schichten werden aufgrund eines instrumentelleren Verhältnisses zum eigenen Körper und zur Natur solche Sportarten bevorzugt, die direkten Körperkontakt mit dem Gegner, den Einsatz des ganzen Körpers und eine gewisse Schmerzunempfindlichkeit verlangen und/oder in denen eine kollektive statt individuelle Leistungskomponente vorherrscht, z.B. Fußball, Boxen oder Ringen (vgl. Nagel 2003: 80).

Die Auswahl der Sportart korreliert demnach mit der Schichtzugehörigkeit (vgl. Schmidt 2002: 150). Die klassenspezifischen Präferenzen hängen dabei nicht systematisch mit den tatsächlichen finanziellen Auswendungen zusammen, stattdessen erweisen sich statushohe Sportarten wie Volleyball als relativ kostengünstig, während z.B. Kegeln und Bodybuilding neben Golf und Windsurfen an der Spitze der Kostenhierarchie rangieren. Daher scheint die soziale Schichtung der Sportarten eher durch Beruf und Bildung bzw. den sozialen Habitus und weniger durch den Kostenaufwand erklärbar zu sein (vgl. Nagel 2003: 79). Neben den zur Ausübung der Sportart nötigen finanziellen Ressourcen sind hier also wiederum auch schichtenspezifische Wert- und Deutungssysteme des Körpers relevant (vgl. Brinkhoff 1998a: 65). Präferenzen für bestimmte Sportarten sind maßgeblich vom kulturellen Kapital beeinflusst und variieren schichtspezifisch (vgl. Nagel 2003: 78): „Verschiedene Sportarten sind für unterschiedliche soziale Schichten prädestiniert; sie sprechen einen unterschiedlichen sozialen Habitus an“ (Heinemann 2007: 249).

Aus den Befunden zur herkunftsbedingten Wahl einer bestimmten Sportart (vgl. Winkler 1995: 277) folgert Nagel (2003): Die Ergebnisse verweisen auf die Notwendigkeit, bei der Analyse von Unterschieden im Sportengagement stets auch den Habitus, d.h. die durch das Herkunftsmilieu geprägten Wahrnehmungs-, Denk- und Beurteilungsschemata zu betrachten, um so die „sozialen Vererbungsregeln sportiven Kapitals“ zu erkennen (vgl. Nagel 2003: 77). Spezifische Sportartenpräferenzen sind wiederum jeweils verbunden mit sehr unterschiedlichen Sozialisationsgehalten (vgl. Brinkhoff 1998a: 64).

Zwischenfazit

Schichtspezifische Wertorientierungen und Körperpraxen verweisen auf Differenzen im sozialen Habitus (s. Kap. 2.2.2), die zu unterschiedlichen Chancen des Zugangs zu verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens u.a. des Sports (vgl. Heinemann 2007: 247) führen. Ein gängiges Interpretationsmuster in diesem Zusammenhang ist, dass Mittel- und Oberschichten mit den vom Sport repräsentierten Werten und Normen eher übereinstimmen als die unteren Schichten (vgl. Brinkhoff 1998a: 64). Der Sport habe „in seiner Gesamtheit die *Insignien* seiner [bürgerlichen] Herkunft bis heute nicht verloren“ (Brinkhoff 1998a: 63).

Die Erklärungsmuster für schichtspezifisches Sporttreiben sind zum einen materielle Gründe bzw. die wirtschaftliche Lage (vgl. Heinemann 2007: 246), zum anderen schichtspezifische Wertorientierungen und Körperpraxen. Mögliche ökonomische Barrieren, die regelmäßiges Sporttreiben für Kinder erschweren, können z.B. die Höhe der Mitgliedsbeiträge für Sport-

vereine und Kosten für Kleidung und Ausstattung sein (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 175). Zudem verfügen Eltern aus niedrigeren Schichten i.d.R. über geringere logistische Möglichkeiten, um den Kindern eine regelmäßige Teilnahme zu ermöglichen (pünktliches Bringen und Holen u.ä.) (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 175). Es „dürfte hier ebenfalls eine Rolle spielen, dass es im Milieu dieser Kinder [aus den unteren Schichten] weniger üblich ist, von Freunden oder Bekannten einfach mal zum Training mitgenommen zu werden“ (Leven & Schneekloth 2007: 175).

3.2 Geschlechtsspezifisches Sportverhalten

In Bezug auf geschlechtsspezifisches Sportverhalten zeigen sich ebenfalls Unterschiede bezüglich der Sportartenpräferenzen und im Hinblick auf die allgemeine Sportpartizipation (vgl. zusammenfassend für das Kindesalter: Burrmann 2006: 176f.). Diese Unterschiede sind historisch gewachsen und scheinen zwar im Laufe der letzten Jahrzehnte kleiner geworden, nicht aber verschwunden zu sein.

In den 1950er Jahren existierten in der BRD sehr große geschlechtsspezifische Unterschiede. „In den 50er Jahren gehörten sportive Praxen noch zum Privileg junger Männer. (…) Sport war unbestritten ‚Männersache'." (Zinnecker 1989: 299) In den Sportvereinen dominierten Fußball, Feldhandball, Tischtennis, Faustball als Jungendomänen, während Turnen, Schwimmen und Tanzen als klassische Mädchen-Sportarten vertreten waren. Insgesamt waren Jungen wesentlich häufiger sportaktiv als Mädchen: Zinnecker (1989) berichtet für 1954 von 45% der Jungen, für die Sport die bevorzugte Freizeitbeschäftigung sei, während es bei den Mädchen lediglich 19% waren (vgl. auch Schmidt 2002: 86). „Sport war zweifelsohne in erster Linie ‚Jungen- und Männersache'" (Brinkhoff & Sack 1996: 57; vgl. auch Brinkhoff 1998a: 63) bzw. zuvor ein „Privileg der bürgerlichen männlichen Jugend" (Hasenberg & Zinnecker 1998: 105).

Diese Befunde haben jedoch auch in aktuelleren Studien – wenngleich in abgeschwächter Form – ihre Bestätigung gefunden. Weiterhin gilt: „Mädchen sind im Sportverein unterrepräsentiert." (Berndt & Menze 1996: 384)

Die *Jugendsportstudie NRW* kommt zu dem Ergebnis: „Insbesondere der Vereinssport selektiert sehr stark über Geschlecht." (Brinkhoff & Sack 1996: 61; Brinkhoff 1998a: 70) Während im 3. Schuljahr der Organisationsgrad von Mädchen (36%) und Jungen (43%) noch relativ ähnlich ist, steigt bei den Jungen der Anteil zum 5. Schuljahr auf 57% an, während er bei den Mädchen auf 36% stagniert, so dass sich die Schere öffnet (vgl. Berndt & Menze 1996: 386f.): „Die Wahrscheinlichkeit, als Mädchen Mitglied eines Sportvereins zu sein, ist (…) deutlich geringer als die eines Jungen." (Kurz & Sonneck 1996: 80) Die Wahrscheinlichkeit, Nie-Mitglied zu sein, ist für Mädchen doppelt so hoch wie für Jungen (vgl. Brinkhoff & Gogoll 1996: 222). In den Ballungszentren existieren im Vergleich zu ländlichen Zonen besonders große Differenzen zwischen den Geschlechtern: Bei den 3.-Klässlern sind 38,9% der Jungen Mitglied im Sportverein, unter den Mädchen sind es hier lediglich 19,8% (vgl. Brinkhoff & Sack 1999: 100).

Bei der *HBSC-Studie* zeigten sich Effekte kultureller, sozioökonomischer und geschlechtsspezifischer Faktoren auf das Gesundheitsverhalten im Allgemeinen und das Bewegungsverhalten im Besonderen (vgl. Klocke 2006). Die *HBSC-Studie* 2002 zeigt für Deutschland (wie auch für andere betrachtete Länder), dass 11-jährige Jungen (35%) sich häufiger als Mädchen (24%) gemäß der MVPA-Empfehlung[7] täglich mindestens eine Stunde sportlich betätigen (vgl. Klocke 2006: 208f.). Im Rahmen der *MoMo-Studie* sind dies bei den 10-Jährigen lediglich ca. 16% der Jungen und nur ca. 12% der Mädchen (vgl. Woll 2008: 184).

Die *KiGGS-Studie* ermittelte ebenfalls eine häufigere Sportausübung von Jungen (vgl. Lampert et al. 2008: 24f.): 84,4% der 10-jährigen Jungen und 76,6% der gleichaltrigen Mädchen treiben mindestens einmal in der Woche Sport in oder außerhalb des Vereins. Zudem ist un-

[7] MVPA="Moderate-to-vigorous physical activity" (vgl. Ravens-Sieberer & Thomas 2003: 58)

ter den Jungen mit 56,9% der Anteil derjenigen größer, die häufiger als zweimal wöchentlich Sport treiben (Mädchen: 38,2%).

Auch die *MoMo-Studie* kommt zu dem Befund, dass 10-jährige Jungen mit ca. 68% sowohl häufiger Mitglied im Sportverein sind als Mädchen (ca. 51%), als auch in höherem zeitlichen Umfang aktiv sind. Etwas geringere Unterschiede zeigen sich beim Sport außerhalb von Sportvereinen (ca. 47% vs. 36%), auch hier weisen aber unter den Kindern, die Sport betreiben, Jungen größere zeitliche Umfänge auf (vgl. Woll et al. 2008: 180-183).

Die Studie *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* kommt zu dem Ergebnis, dass in der Stadt Essen 61,6% der 11-jährigen Jungen und 47,5% der Mädchen Mitglied im Sportverein sind (vgl. Schmidt 2006: 106).

In der *1. World Vision Kinderstudie* zeigt sich für 8- bis 11-Jährige, dass Mädchen zwar nur unerheblich häufiger (9%) selten oder nie Sport treiben als Jungen (6%); auch hier sind jedoch die Jungen diejenigen, die häufiger an mehr Tagen in der Woche aktiv sind (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 170). In Sportvereinen sind 65% der Jungen gegenüber 50% der Mädchen aktiv. Zu beachten ist jedoch, dass in „Tanzclubs/Ballett", die in einer gesonderten Kategorie erfasst wurden, 17% der Mädchen teilnehmen und nur 1% der Jungen (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 166f.). Dies deckt sich mit dem Befund, dass Geschlechterunterschiede je nach Sportsetting unterschiedlich sein können: „Die bevorzugte organisatorische Einbindung ist vor allem bei Jungen der Sportverein, Mädchen sind häufiger bei kommerziellen Sportanbietern (z.B. Ballett, Reiten) anzutreffen, sie treiben auch häufiger Sport informell." (Heinemann 2007: 242, vgl. auch Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 303)

Interaktionseffekte mit Geschlecht

Interaktionseffekte liegen dann vor, wenn Einflussfaktoren in Abhängigkeit vom Geschlecht anders wirken, d.h. auf Mädchen andere bzw. stärkere oder schwächere Auswirkungen haben als auf Jungen. Neben den beschriebenen geschlechtsspezifischen Unterschieden ist bedeutsam, dass sich in mehreren Studien gezeigt hat, dass sich diese Effekte nach Schichtzugehörigkeit noch verstärken.

In der Altersgruppe der 10- bis 16-Jährigen ist der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Gesundheit insgesamt i.d.R. relativ schwach ausgeprägt (vgl. zusammenfassend: Richter 2008). In Bezug auf körperliche Aktivität als Teil des salutogenetischen Verhaltensmusters finden sich stärkere Unterschiede – insbesondere in Bezug auf Mädchen (vgl. Richter 2008: 19). Dies deutet auf eine Interaktion zwischen Status und Geschlecht hin

In Bezug auf Geschlecht zeigt sich besonders anhand der Sportvereine, dass diese „nach wie vor hochgradig selektiv wirken. Geschlecht und soziale Schicht sind die Klassifikationskriterien dieser Selektion. Beide Merkmale verstärken sich gegenseitig, wobei vertikale Unterschiede sich als besonders resistent erweisen" (Berndt 1995: 38). Soziale Determinanten, die auf den Vereinszugang wirken, verstärken sich demnach gegenseitig (vgl. Kurz & Sonneck 1996: 82). Die geschlechtsspezifischen Differenzen im Sportengagement werden mit sinkender Sozialschicht größer (vgl. Brinkhoff 1998a: 78). Die Effekte kumulieren sich: „Die Komplexität der Einflussgrößen und der sozialen Determination wird um so gravierender, je mehr Variablen *gleichzeitig* berücksichtigt werden." (Schmidt 2002: 90) Die sozialen Determinanten des Sportengagements wirken also auf der Ebene des „konkreten" Individuums gleichzeitig; es zeigen sich Verstärkungs- und Aufhebungseffekte (vgl. Brinkhoff 1998a: 78).

Auch die *KiGGS-Studie* liefert Hinweise auf einen Interaktionseffekt von Status und Geschlecht in Bezug auf das Sportverhalten: So ist bei Mädchen der Einfluss des Sozialstatus höher als bei Jungen (vgl. Lampert et al. 2008: 31f.).

Auch in Bezug auf die Schulkarriere (die ihrerseits stark vom Status der Eltern abhängt) finden sich Hinweise auf ähnliche Interaktionseffekte: Daten der *Jugendsportstudie NRW 1992* zeigen für Jungen geringe Unterschiede bezüglich der Sportvereinsmitgliedschaft im Vergleich von Gymnasium (52%), Realschule (46%) und Hauptschule (44%). Bei den Mädchen sind diese Schulformunterschiede mit 45%, 23% und 15% wesentlich stärker ausgeprägt (vgl. Berndt & Menze 1996: 389): „Realschülerinnen und vor allem Hauptschülerinnen kommen von vornherein mit den Angeboten des Vereins weniger in Berührung" (Berndt & Menze 1996: 390). Während sich also bei den männlichen Hauptschülern „Aufhebungseffekte" zeigen, können für Hauptschülerinnen „Verstärkungseffekte" (Brinkhoff & Gogoll 1996: 227) konstatiert werden. Diese Unterschiede sind wiederum in Ballungszentren gegenüber ländlichen Zonen noch verstärkt. „Land mildert soziale Differenzen – im Sinne Barkers ‚undermanned setting'!" (Brinkhoff & Sack 1999: 101): Unter den 5.-Klässlern in Ballungszentren sind 61,9% der männlichen Gymnasiasten Mitglied im Sportverein, 54,1% der männlichen Hauptschüler, 44,5% der Gymnasiastinnen und lediglich 9,1% der Hauptschülerinnen (vgl. Brinkhoff & Sack 1999: 101): „Geschlecht und Schulkarriere/Sozialschicht wirken insofern zusammen, als die geschlechtsspezifischen Differenzen im Sportengagement um so größer werden (zuungunsten der Mädchen) je tiefer die Sozialschicht bzw. je niedriger die Schulkarriere ausfällt." (Brinkhoff & Sack 1996: 63)

Sportartenpräferenzen

Die Sportartenpräferenzen von Mädchen und Jungen unterscheiden sich z.T. erheblich (vgl. Berndt 1995: 32): Allgemein haben Mädchen ein breiteres Spektrum an Präferenzen und wechseln häufiger die Sportart. Die empirisch ermittelten Sportartenpräferenzen korrespondieren i.d.R. mit Geschlechterstereotypen und -zuschreibungen und reproduzieren diese (vgl. Pfister 1993: 55f.; s. auch Kap. 2.1.2).

Insgesamt bevorzugen Jungen eher Mannschafts- und Spielsportarten mit Wettkampfcharakter und direktem Gegnerkontakt, während Mädchen eher Individualsportarten präferieren (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 305). Die deutlichsten geschlechtsspezifischen Unterschiede zeigen sich beim Fußball (Verhältnis Jungen-Mädchen 8:1), beim Reiten (1:7) und beim Tanzen (1:4), Judo (2:1), Tischtennis (3:1), Karate (2:1), Basketball (2:1),Volleyball (1:3) und Ringen (7:1) (vgl. Schmidt 2002: 93).

Die *Jugendsportstudie NRW 1992* kommt zu folgenden Ergebnissen hinsichtlich der Sportartenpräferenzen: Die weiblichen Sportvereinsmitglieder der 3. und 5. Klasse betreiben besonders häufig Turnen (26%) und Schwimmen (21%), danach folgen Leichtathletik, Tennis, Pferdesport und Judo. Sportspiele dagegen sind in diesem Alter bei den Mädchen relativ selten, jüngere Mädchen betreiben vor allem Individualsportarten. Bei den Jungen dagegen steht eindeutig Fußball mit 43% auf Platz 1. Es folgen mit deutlichem Abstand Schwimmen (14%), Handball, Tischtennis, Judo und Tennis (vgl. Berndt 1995: 32ff.). Analog zur Sportpartizipation insgesamt sind die Sportartenpräferenzen von Mädchen ebenfalls in höherem Maße sozialschichtabhängig als die der Jungen. In Bezug auf Fußball gibt es nur geringe Unterschiede zwischen männlichen Gymnasiasten (31%) und männlichen Hauptschülern (39%) (vgl. Berndt 1995: 35). Auch hier scheinen demnach Interaktionseffekte vorzuliegen.

Die *MoMo-Studie* ermittelte als beliebteste Vereinssportarten bei 6-10-Jährigen Mädchen Turnen (32%), Tanzen (26%) und Schwimmen (20%), gefolgt von Leichtathletik und Tennis. Bei den gleichaltrigen Jungen folgen nach Fußball (52%) Schwimmen (18%), Turnen, Leichtathletik und Handball (vgl. Bös et al. 2009: 184).

Beim *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* zeigten sich „regionalspezifische Besonderheiten" (Schmidt 2006: 117) in Bezug auf die Sportartenpräferenzen der befragten 10-14 Jährigen: Hier sind bei den Jungen nach Fußball (51%) Kampfsportarten mit 18% auf dem 2., Basketball mit 10% auf dem 3. Platz. Bei den Mädchen ist zwar Reiten mit 22% auf dem ersten Platz[8], Schmidt (2006: 118) konstatiert jedoch zugleich bei den Mädchen im Ruhrgebiet „deutliche Modernisierungstrends in Richtung Sportspiele und Kampfsportarten", da Fußball, Basketball und Handball sowie Kampfsportarten einen deutlich höheren Stellenwert als in vergleichbaren Studien aufwiesen.

Gründe für geschlechtsspezifische Unterschiede[9]

Die Körper- und Bewegungskarrieren von Mädchen werden weiterhin stärker als bei Jungen durch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Unterstützung in den Herkunftsfamilien negativ beeinflusst. Das Umfeld von Mädchen bietet allgemein geringere Unterstützungsmechanismen für Sportengagement als bei Jungen (vgl. Schmidt 2002: 150; Gieß-Stüber et al. 2008: 74). Ein sportliches familiales Umfeld und Unterstützung sei für Mädchen von vorrangigerer Bedeutung als Jungen (vgl. Schmidt 2006: 106). Zahlreiche Studien belegen, dass Jungen schon in der frühen Phase der Sozialisation für Sportengagement positiver unterstützt werden und belohnte Erfahrungen sammeln. Mädchen dagegen werden nicht in gleichem Maße ermutigt (vgl. zusammenfassend: Heinemann 2007: 257). Die Sozialisation zum Sport verlaufe also bei Jungen und Mädchen unterschiedlich, weil Jungen durch erwachsene oder gleichaltrige Sozialpartner eher zu außerhäuslichen und körperlichen Aktivitäten angeregt würden (vgl. zusammenfassend: Nagel 2003: 120).

So gaben im Rahmen der *Jugendsportstudie NRW 1992* lediglich 18% der Mädchen an, ihre Eltern hätten eine positive Einstellung zu ihren sportlichen Aktivitäten, bei den Jungen waren dies immerhin 34%. Eltern sehen eine gute Förderung im Sport zudem bei Jungen als bedeutsamer an (vgl. Berndt 1995: 37).

Diese Befunde können als Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation, im Sinne geschlechtstypischer „somatischer Kulturen", interpretiert werden, da der Umgang mit dem eigenen Körper deutlich geschlechtsspezifisch ausgebildet sei (vgl. Klocke 2006: 218). Hintergrund wären demnach Geschlechterrollen bzw. geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen: Berndt & Menze (1996: 391) vermuten in diesem Zusammenhang, dass beispielsweise die niedrige Sportvereinspartizipation von Hauptschülerinnen mit „einer eindeutiger ausgeprägten Hinwendung zur Rolle der Ehefrau und Mutter verbunden sein könnte. (…) Mit dieser als traditionell zu charakterisierenden Interpretation der Frauenrolle ist möglicherweise auch die Unvereinbarkeit von Vereinssport und Weiblichkeit für viele Mädchen – und deren Familien – verbunden". Für Gymnasiastinnen gelte dies in weitaus geringerem Maße. Dies wäre ein Erklärungsansatz für die Befunde, die auf Interaktionseffekte zwischen Geschlecht und Schicht bzw. Schulkarriere deuten.

[8] Hier wurden sowohl Vereins- als auch andere Sportsettings berücksichtigt (vgl. Schmidt 2006: 118).

[9] s. auch Kap. 2.1.2.

3.3 Kulturelle / ethnische Unterschiede im Sportverhalten

Neben schicht- und geschlechtsspezifischen Unterschieden im Sportverhalten wirken sich auch kulturelle/ethnische Unterschiede auf die Sportaktivität und Sportartenpräferenzen aus. Analog zu den Analysen zum schichtspezifischen Sporttreiben ist auch hier zu beachten, wie jeweils Migrationshintergrund bzw. ethnische Zugehörigkeit operationalisiert wurde.

Der *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* ermittelte im Gegensatz zu den meisten anderen Studien nur geringfügig niedrigere Sportvereinsquoten von Kindern mit (45,9%) gegenüber Kindern ohne Migrationshintergrund (53,3%). Dies könne jedoch als „regionalspezifische Besonderheit" (Schmidt 2006: 111) interpretiert werden und liege vornehmlich darin begründet, dass Jungen mit Migrationshintergrund – und hier insbesondere mit türkischem Migrationshintergrund – in der Stadt Essen weit über dem Durchschnitt liegende Mitgliederquoten aufweisen (61,6% bzw. 75,4%).

Allgemein weisen Migrantenkinder jedoch erheblich niedrigere Mitglieder-Quoten im Sportverein auf (vgl. zusammenfassend Schmidt 2002: 124). Die Mitgliederquoten von Migranten in Sportvereinen liegen noch z.T. unter denen für die unteren Sozialschichten und können als Unterschichtung der Gesellschaft durch die Migranten interpretiert werden (vgl. Klein 1998: 8).

Auch die *Jugendsportstudie NRW 1992* kam zu dem Ergebnis, dass Kinder von Ausländern und Aussiedlern im Sportverein deutlich unterrepräsentiert sind. Bei den Kindern des 3. und 5. Schuljahres sind nur 20,0% der Aussiedlerkinder und 25,2 der türkischen Kinder Mitglied im Sportverein, unter den deutschen Kindern sind es 49,4%, unter den Kindern anderer Herkunftsländer 41,7% (vgl. Kurz & Sonneck 1996: 83): „Die viel zitierten Wege und Pfade, die zu einem Engagement im Verein führen, scheinen insbesondere für nicht-deutsche Kinder immer noch schwer zugänglich zu sein." (Brinkhoff & Sack 1999: 98)

Laut der *1. World Vision Kinderstudie* gilt dies nicht nur für Sportvereine, sondern für Vereine und Gruppen insgesamt, in denen 63% der Kinder mit Migrationshintergrund vertreten sind, während es bei Kindern ohne Migrationshintergrund 77% sind (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 168). Mitglied im Sportverein sind hier nur 47% der Kinder mit Migrationshintergrund, gegenüber 60% der Kinder ohne Migrationshintergrund (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 175).

> „Am Beispiel der ethnischen Minderheiten zeigt sich augenscheinlich, daß die Sportvereine keineswegs ein sozialstrukturelles Spiegelbild der Gesellschaft darstellen und es auch nie dargestellt haben, sondern daß sie eher Ungleichheitsstrukturen abbilden oder auch verstärken." (Klein 1998: 8)

Zudem zeigten sich deutliche Unterschiede auch in Bezug auf Sportartenpräferenzen: Beispielsweise haben türkische Jungen eine wesentliche größere Chance, Mitglied in einem Fußballverein zu werden als in einem Tennisclub (vgl. Brinkhoff & Sack 1999: 98f.). Türkische Jungen seien fast ausschließlich im Fußballverein und mit Abstrichen in Kampfsportarten aktiv (vgl. Schmidt 2006: 111).

Gründe für kulturelle/ethnische Unterschiede im Sportverhalten allgemein

Bei Kindern mit Migrationshintergrund können zusätzlich zu den Gründen, die das schichtspezifische Sporttreiben beeinflussen, kulturelle Barrieren eine Rolle spielen (vgl. Leven &

Schneekloth 2007: 175). So sei „das Interesse für den Freizeit- und Breitensport (…) auch nicht immer mit den sozialen, kulturellen und ästhetischen Normen beispielsweise von Einwanderergruppen kompatibel“ (Bröskamp 1994: 9).

Es existiert zwar nur wenig Forschung zu der Frage, inwieweit beispielsweise „der“ Islam Körperbilder und Leistungsorientierungen prägt, die einem Sportengagement entgegenstehen können (vgl. Heinemann 2007: 189). Untersuchungen zum Sport in der Türkei legen jedoch nahe, dass viele der im Sport vermittelten Verhaltensmuster und Werte wie Selbstdisziplin in der traditionellen türkischen Kultur und im Islam keinen hohen Stellenwert einnehmen (vgl. Pfister 1998: 142). In der Türkei werde mit dem Begriff Sport überwiegend Hochleistungssport assoziiert. Breiten- und Freizeitsport spielen dagegen nur eine marginale Rolle (vgl. Pfister 1998: 131), so dass es häufig an Sportmöglichkeiten im unmittelbaren sozialen Umfeld mangelt und weite Wege erforderlich sind (vgl. Aksay 2009: 40). Auch ein Großteil der vorhanden Sportanlagen sind für den Leistungssport konzipiert, informelle Sportgelegenheit in den Großstädten oft nur in den gehobenen Wohnvierteln vorhanden (vgl. Pfister 1998: 136). Hinzu kommt, dass die Mitgliedsbeiträge der Sportvereine vergleichsweise hoch sind (vgl. Aksay 2009: 40)

Die Lebensstile von Migrantengruppen in Deutschland unterscheiden sich aber sowohl von den traditionellen Lebensformen der Herkunftskulturen als auch von den Praxisformen der Aufnahmegesellschaft (vgl. Bröskamp 1994: 159). Zu beachten ist zudem, dass Kinder mit Migrationshintergrund keineswegs eine sozial homogene Gruppe darstellen (vgl. Nobis & Fussan 2007: 268). Zugewanderte unterscheiden sich u.a. nach dem Einreisegrund, dem Rechtsstatus, nach Bildungsniveau und sozialer Lage im Herkunftsland (vgl. Boos-Nünning & Karakaşoğlu 2003: 319), so dass es zu groben Fehleinschätzungen führen könnte, wenn zwischen ethnischen und sozioökonomischen Faktoren nicht differenziert wird und die Koinzidenz von Migrationshintergrund und sozialer Lage als Kausalität interpretiert wird (vgl. Nobis & Fussan 2007: 269).

Detailliertere Untersuchungen liegen jedoch nur für die größeren Migrantengruppen, insbesondere für die Gruppe türkischer Migranten, vor:

Insbesondere für türkische Kinder und Jugendliche (hier betrachtet im Vergleich mit italienischen) scheinen allgemein höhere Barrieren im Zugang zum Sportverein zu bestehen (vgl. Fussan & Nobis 2007: 291). Unterschiedliche „somatische Kulturen“ können dabei eine Rolle spielen: „Zusammenfassend festzuhalten ist hier, daß türkische Mädchen und Jungen vielfach ein anderes Verhältnis zu ihrem Körper haben als vergleichbare deutsche Jugendliche derselben Altersstufe.“ (Bröskamp 1994: 75)

Interaktion mit Geschlecht

Zahlreiche Befunde deuten darauf hin, dass zudem eine Interaktion mit Geschlecht vorliegt, dass also der kulturelle Hintergrund für Jungen andere Auswirkungen als für Mädchen in Bezug auf deren Sportverhalten haben kann.

Bei der Betrachtung des Sportvereinsstatus in Abhängigkeit von Geschlecht, Schichtzugehörigkeit und ethnischer Herkunft kommt die *Jugendsportstudie NRW* zu dem Befund, dass sich die Effekte der verschiedenen Determinanten kumulieren: „Der Nie-Mitgliedschaftsstatus scheint ein besonderes Phänomen türkischer Mädchen zu sein. (…) Besonders ‚dramatisch' erweist sich die Kombination von sozialer Schichtung und ethnischer Zugehörigkeit.“ (Brinkhoff & Gogoll 1996: 228)

Auch die neueren Studien ermitteln ähnliche Zusammenhangsmuster in dem Sinne, dass „bei ausländischen Jugendlichen die geschlechtsbezogene Schere noch weiter auseinander geht“ (Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 308): Die *KiGGS-Studie* zeigt ebenfalls, dass der Effekt des Migrationshintergrundes ebenso wie der Effekt des Sozialstatus bei Mädchen stärker ist als bei Jungen (vgl. Lampert et al. 2008: 31f.).

Auch in der *1. World Vision Kinderstudie* bestätigt sich dieser Befund: Während sich 8- bis 11-jährige Kinder mit und ohne Migrationshintergrund insgesamt nur unwesentlich unterscheiden, ist bei den Mädchen mit Migrationshintergrund der Anteil der Sportabstinenten mit 16% im Vergleich zu 6% höher. Bei den Jungen verhält es sich teilweise umgekehrt, hier sind diejenigen mit Migrationshintergrund zu größeren Anteilen (24%) fast täglich sportlich aktiv gegenüber 15% der Jungen ohne Migrationshintergrund (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 171). Ähnlich verhält es sich hier bezüglich der Mitgliedschaft im Sportverein: Bei den Jungen spielt der Migrationhintergrund keine Rolle (63% vs. 65%), bei den Mädchen mit Migrationshintergrund jedoch sind nur 34% im Sportverein gegenüber 55% der Mädchen ohne Migrationshintergrund (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 175). Auch hier zeigt sich also ein Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Migrationshintergrund.

Im *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* ist dieser Zusammenhang in noch stärkerem Maße zu beobachten (vgl. Schmidt 2006: 111f.): Mädchen mit Migrationshintergrund sind lediglich zu 26,3% Mitglied, Jungen mit Migrationshintergrund zu 61,6%. Bei den Kindern ohne Migrationshintergrund sind die Unterschiede zwischen Jungen (56,8%) und Mädchen (49,5%) dagegen nur relativ gering. Dieser Interaktionseffekt ist unter den türkischen Kindern sogar noch größer: Hier sind 75,4% der Jungen und lediglich 19,6% der Mädchen Sportvereinsmitglied. Mädchen mit Migrationshintergrund sind im Sportverein demnach „weit, weit unterrepräsentiert“ (Schmidt 2006: 123) und können somit als „besonders benachteiligte Gruppe im Hinblick auf den Zugang zu Sportvereinen gelten“ (Fussan & Nobis 2007: 293). Dies wurde vor allem im Hinblick auf Kinder und Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund betrachtet. „Diese gravierenden Unterschiede (…) lassen sich letztlich nur mit kulturellen bzw. ethnischen Einflüssen erklären, da die Differenzwerte in keinem anderen Sektor so groß sind.“ (Schmidt 2006: 112)

Gründe für Interaktionseffekte

Als Erklärung für das niedrige Engagement türkischer Mädchen und Frauen im organisierten Sport kann angeführt werden, dass der in Deutschland typische weibliche Sportgeschmack in striktem Gegensatz zu den ethischen Werten der türkischen Minoritätenkultur stehe (vgl. Bröskamp 1994: 173f.). Dies betreffe u.a. religiöse Bekleidungsvorschriften (vgl. Kleindienst-Cachay 2009: 73f.) und Geschlechtertrennung in der öffentlichen Sphäre (vgl. Klein 1998: 9; Bröskamp 1994: 70) und hat Auswirkungen auf das Sportverhalten im engeren Sinne wie für das Bewegungs- und Freiraumverhalten: Im Allgemeinen haben die Jungen „aufgrund des Wertemusters der Herkunftsfamilie einen größeren Bewegungsspielraum als Mädchen. Ihnen wird es eher erlaubt, sich längere Zeit und in größerer Entfernung von zu Hause aufzuhalten“ (Thien, Voglmayr & Zuba 2007: 55). Daher können Jungen mangelnde Sporttradition innerhalb der Familie und fehlende motivierende Vorbilder eher kompensieren, während sich bei den Mädchen eine fehlende bewegungsnahe Früherziehung durch die stärkere häusliche Bindung besonders negativ auswirke (vgl. Keskinler, Rehn & Egelhof 2009: 87).

Bröskamp (1994) berichtet auf Basis von qualitativen Interviews mit Sportlehrer/innen von

Hauptschulen in Berlin-Kreuzberg zum Sportunterricht mit türkischen Jugendlichen, dass sich hier zum Teil erhebliche Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen zeigen, die auf traditionellen Vorstellungen von Geschlechternormen basierten: Die Anforderungen des Sportunterrichts konfligieren mit für türkische Mädchen teilweise gültigen körperbezogenen Verhaltensstandards (vgl. Bröskamp 1994: 70; Schaoua & Keiner 2006: 143). Die Beteiligung am Sport ist für muslimische Mädchen daher in der Regel konfliktbeladen (vgl. Klein 1998: 12; Kleindienst-Cachay 2009: 74): „Für Mädchen aus islamischen Familien sind (…) Konflikte mit den religiösen Geboten (Verhüllung des Körpers, Geschlechtertrennung) vorprogrammiert." (Pfister 1998: 127) Das Desinteresse vieler türkischer Schülerinnen am Sport steht sowohl mit den Geschlechterrollen als auch mit der Sportkultur in der Türkei in engem Zusammenhang (vgl. Pfister 1998: 127).

„Solche eindeutigen Beschränkungen gelten für die männliche türkische Bevölkerung gerade nicht." (Bröskamp 1994: 174) Daher zeige sich bei Jungen mit türkischem Migrationshintergrund tendenziell ein umgekehrter Effekt: Nach Auskunft von Sportlehrer/innen habe Sport für männliche türkische Schüler einen besonders hohen Stellenwert, vor allem Fußball sei ‚ihre Sportart' (vgl. Bröskamp 1994: 72): „Der Sport (…) scheint ein Interaktionsfeld zu sein, in dem türkische Jugendliche ihre Vorstellungen von Männlichkeit (…) realisieren und wirkungsvoll inszenieren können." (Bröskamp 1994: 73)

Untersuchungen zum Sporttreiben in der Türkei als Herkunftskultur bestätigen dies, zeichnen jedoch auch ein differenzierteres Bild: In der Türkei sind Mädchen und Frauen innerhalb der schon relativ kleinen sportlich aktiven Gruppe wiederum erheblich unterrepräsentiert (vgl. Pfister 1998: 131f.). Wie in Deutschland zeigen sich jedoch auch in der Türkei große Unterschiede im Sportengagement in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft der Frauen (vgl. Pfister 1998: 133) und starke regionale Unterschiede (vgl. Aksay 2009: 43f.). In den familiären Sozialisationsprozessen werden Mädchen und Jungen bestimmte Einstellungen zum Sport vermittelt, es gäbe viele Eltern, die insbesondere das Sportengagement ihrer Töchter nicht unterstützen (vgl. Pfister 1998: 138).

Während daher Frauen „in traditionellen Lebenszusammenhängen (…) Sport nicht in ihr Selbstkonzept und ihren Lebenszusammenhang integrieren" (Pfister 1998: 135) können und in ländlichen Gebieten und Kleinstädten die Vorstellung verbreitet sei, dass Sporttreiben für Mädchen unnütz oder gesundheitsschädlich sei, dass sie dadurch vermännlicht werden, gegen die „Ehre" der Familie verstoßen und ihren guten Ruf gefährden könnten (vgl. Pfister 1998: 138; Aksay 2009: 42), gebe es in Großstädten bzw. in Familien mit geringer religiöser Bindung jedoch auch zahlreiche Eltern, die das Sporttreiben ihrer Töchter unterstützen (vgl. Pfister 1998: 138; Aksay 2009: 38). Weiblichkeit und Männlichkeit sind zwar in der türkischen Gesellschaft relativ rigide definiert, die Geschlechterrollen unterscheiden sich jedoch in starkem Maße in Abhängigkeit von der sozialen Lage (vgl. Pfister 1998: 138).

Auch für die in Deutschland lebenden Muslime sollte daher berücksichtigt werden, „dass das Spektrum muslimischer Religiosität ebenso breit gefächert ist wie die Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Erziehung" (Boos-Nünning & Karakaşoğlu 2003: 330; vgl. auch Kleindienst-Cachay 2009: 73; Kleindienst-Cachay 2011: 95f.). Die beschriebenen Effekte sind daher vornehmlich für traditionell erzogene Mädchen anzunehmen (vgl. Thien, Voglmayr & Zuba 2007: 58). Zu erwarten wäre demnach auch ein Interaktionseffekt höherer Ordnung, in dem Sinne, dass türkische Mädchen zwar allgemein schwerer Zugang zum Sporttreiben und insbesondere zum organisierten Sport finden, dies jedoch für nicht-(traditionell-)religiöse bzw. statushöhere türkische Familien nicht oder in geringerem Maße gilt.

3.4 Sozial-räumlicher Kontext des Sportverhaltens

Abu-Omar, Rütten & Schröder (2004: 102) konstatieren einen Mangel an hochwertigen Studien zur Beziehung zwischen dem Bewegungsverhalten von Kindern und den bestehenden Bewegungsräumen. Studien zum sozial-räumlichen Kontext des Sport- und Bewegungsverhaltens basieren häufig auf einem großräumigeren Raumbezug als er in dieser Arbeit thematisiert wird: So liegen Stadt-Land- und Regionenvergleiche vor, die teilweise auch im Rahmen allgemeinerer Sportverhaltensstudien realisiert sind. Es wird dabei z.B. wie in den *Jugendsportstudie NRW* nach Regionstypen unterschieden (vgl. u.a. Brinkhoff & Sack 1996: 58) oder in anderen Studien zwischen Ost- und Westdeutschland (vgl. u.a. Fuhs 1996). Untersuchungen zum Raumbezug des Sportverhaltens von Kindern innerhalb des gleichen Regionstyps wurden bislang seltener durchgeführt. Innerstädtische kleinräumige Analysen sind nicht Inhalt der breit angelegten Studien, sondern nur im Rahmen speziellerer Studien zu finden.

Im Rahmen stadtsoziologischer Forschungen gibt es (s. Kap. 2.3.1) zwar zahlreiche Studien zum Raumbezug des Verhaltens, jedoch nur wenige in Bezug auf das *Bewegungs*verhalten. So existieren zahlreiche empirische Befunde zu Wohnumfeldeffekten (vgl. u.a. Brooks-Gunn et al. 1993; Buck 2001; Duncan & Raudenbush 2001a; Duncan & Raudenbush 2001b; Keller 2007; Sampson 2001), die zu dem Ergebnis kommen, dass Kontexteffekte neben Individualeffekten einen eigenständigen Einfluss auf Verhalten haben können. Die meisten dieser Studien konzentrieren sich jedoch auf deviantes Verhalten. So werden beispielsweise Effekte auf kriminelles Verhalten im engeren Sinne (vgl. Jencks & Mayer 1990) bzw. auf die Einstellung zu kriminellem Verhalten (vgl. Friedrichs & Blasius 2000) betrachtet. Weitere Perspektiven sind Effekte auf Bildungserfolg (vgl. Leventhal & Brooks-Gunn 2000), Schulabbruch, kognitive Fähigkeiten, ökonomischen Erfolg (vgl. Jencks & Mayer 1990), Schulverweigerung (vgl. Wagner, Dunkake & Weiß 2004) oder der Effekt des Lebens in einem Armutsgebiet auf die Dauer von Armutslagen (vgl. Farwick 2001). Die beschriebenen Untersuchungen beziehen sich also fast ausschließlich auf Armutsgebiete und dort auf die Kontexteffekte auf deviantes Verhalten.

Dagegen liegen nur einige Studien mit Bezug auf Gesundheitsverhalten vor, die in diesem Rahmen auch das Bewegungsverhalten als eine Dimension des Gesundheitsverhaltens betrachten.

Internationale Studien

Eine amerikanische Studie von Ross (2000) untersucht die Hypothese, dass der Wohnkontext sich auf das Gesundheitsverhalten (gemessen an Spazierengehen, Sporttreiben und Rauchen) Erwachsener (18-92 Jahre) auswirkt. Datengrundlage ist der Survey of Community, Crime and Health (CCH) von 1995, eine Zufallsstichprobe von Haushalten in Illinois (N=2.482). Die Befragungsdaten wurden mit statistischen Kontextdaten über Armut, Bildung und ethnische Zusammensetzung von 1990 verknüpft. Der soziale Status des Wohngebiets hatte in dieser Studie keinen von den Individualmerkmalen unabhängigen Effekt auf das Sporttreiben.

Lee & Cubbin (2002) analysieren für Jugendliche in den USA die Effekte auf Diätverhalten, Bewegungsverhalten und Tabakkonsum und beziehen dabei sowohl Individualvariablen (u.a. Alter, Geschlecht, Ethnie) als auch Kontextvariablen in Bezug auf Merkmale der Nachbarschaft mit ein (u.a. Mittleres Einkommen, Arbeitslosenquote, ethnische Zusammensetzung). Datenbasis waren der *Youth Risk Behavior Survey 1992*, bei dem 8.165 Jugendliche zwischen 12 und 21 Jahren befragt wurden, sowie der *US Census* für die Kontextmerkmale (vgl.

ebenda: 428f.). Unter Kontrolle der Individualmerkmale gab es dabei einen zusätzlichen Einfluss der Kontextvariablen, der jedoch relativ gering ausfiel.

Zu eindeutigeren Ergebnissen kommen Cubbin et al. (2006) in einer Studie mit Erwachsenen (25-64 Jahre) zum Gesundheitsverhalten bezüglich Herz-Kreislauf-Erkrankungen in Schweden. Untersucht wurden die Risikofaktoren Rauchen, sportliche Inaktivität, Übergewicht, Diabetes und Bluthochdruck. Grundlage der Untersuchung (N=18.081) waren Daten des Swedish Annual Level of Living Survey (1996-2000), die mit Indikatoren auf Nachbarschaftsniveau (Daten von 1997) verknüpft wurden. Unter Kontrolle von Individualmerkmalen wie Alter, Geschlecht, Familienstand, Migrationsstatus und individuellem sozioökonomischem Status hat der Status der Nachbarschaften einen hoch signifikanten Einfluss auf das Bewegungsverhalten. Bei gleichen individuellen Merkmalen sind Personen, die in deprivierten Stadtvierteln leben, demnach eher sportlich inaktiv als in anderen Gebieten (vgl. Cubbin et al. 2006: 234).

Andrews untersuchte 1986 eine Stichprobe von N=212 Jugendlichen (13-14 Jahre) in Toronto/ Kanada hinsichtlich der Frage, inwieweit die sozialen Netzwerke und Freizeitaktivitäten mit der sozialen Zusammensetzung der Wohngebiete zusammenhängen. Als alternative Erklärungsmodelle werden die Architektur der Wohngebäude („housing design"), das Geschlecht der Befragten und der Minderheitenstatus geprüft. Ausgangspunkt der Analysen der sozialen Netzwerke waren 45 Variablen, eine zweite Gruppe von 44 Variablen ging als Indikatoren in die *Wahrnehmung, Nutzung und Einstellungen von Freizeitmöglichkeiten* ein. Insgesamt drei sportbezogene Variablen sind darunter. Ergebnisse von Diskriminanz- und Clusteranalysen zeigen, dass sowohl die soziale Zusammensetzung als auch die Architektur (Hochhäuser vs. niedrige Bauten) einen sehr hohen Anteil der Varianz erklären können (67,2% bzw. 62,4%). Bei genauerer Betrachtung der sportbezogenen Auswertung wird zudem die geschlechtsspezifische Dimension betont (vgl. Andrews 1986: 509).

Im Jahr 2002 führten Hume, Salmon & Ball (2005) in Australien eine Studie mit N=147 10-jährigen Kindern in Melbourne/Australien durch. Ziel war es, die Perzeption der Kinder u.a. auf die Bewegungsmöglichkeiten ihrer Umgebung qualitativ zu erfassen und diese mit dem tatsächlichen Bewegungsverhalten der Kinder abzugleichen. An drei Grundschulen in sozial benachteiligten Stadtteilen wurde ein Interventionsprojekt durchgeführt, in dessen Rahmen die Kinder Zeichnungen von ihrem Zuhause und ihrer Wohnumgebung anfertigten. Sie wurden dazu aufgefordert, Dinge und Orte zu zeichnen, die ihnen wichtig sind. Zusätzlich wurde von einer Untergruppe der Kinder (n=44) Fotos von ihnen wichtigen Orten und Dingen in ihrer Umgebung gemacht. Diese Materialien wurden nach Themen und Häufigkeiten ausgewertet.

Von Bedeutung ist die unterschiedliche Wahrnehmung von Bewegungsmöglichkeiten nach Geschlecht. So ist zum einen der Anteil der Jungen höher, der in der Wohnumgebung mehr Bewegungsmöglichkeiten (mindestens zwei) wahrnehmen (50% im Vergleich zu 39,3% der Mädchen). Zum anderen ist der Anteil der Mädchen höher, die zu Hause keine Möglichkeiten für Bewegungsaktivitäten zeichnen (75,8% im Vergleich zu 57,7% der Jungen) (vgl. Hume, Salmon & Ball 2005: 9). Hier zeigt sich, dass Mädchen und Jungen Orten und Dingen, die mit Bewegung verbunden sind, unterschiedliche Bedeutung zuweisen.

In einer zweiten Teilstudie wurde das Bewegungsverhalten der Kinder 8 Tage lang mit einem Accelerometer (Beschleunigungsmesser) aufgezeichnet. Es zeigte sich hier, dass die Kinder die Bewegungsmöglichkeiten nicht nur geschlechtsspezifisch unterschiedlich wahrnehmen, sondern sich Jungen tatsächlich signifikant intensiver bewegen als Mädchen. Dies

gilt sowohl für die mäßige als auch die intensive Bewegungsaktivitäten. Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede zeigten sich darin, dass Jungen insbesondere dann sportlich aktiver sind, wenn sie mehr Möglichkeiten für sitzende Aktivitäten (z.B. TV oder Computer) in ihrem Zimmer haben, als wenn sie diese nicht haben. Zusammenhänge mit dem sozioökonomischen Status werden in der Studie zwar thematisiert, aber nicht geprüft. Für Mädchen zeigt sich dieser Zusammenhang nicht. Wohl aber sind Mädchen stärker aktiv, wenn sie einen Hund oder Bewegungsmöglichkeiten in ihrem Umfeld zeichnen. Bei Jungen zeigten sich hier keine Zusammenhänge.

Davis & Jones (1997) untersuchten in einer britischen Studie mit N=468 Kindern und Jugendlichen (9-11 sowie 13-14 Jahre) deren Bedürfnisse und Erwartungen bezüglich Freizeitgestaltung, Nutzung ihrer Nahumwelt, Aktivitäten, Mobilität und Gesundheitsvorstellungen. Sie verwenden in vier Schulen (2 Primary Schools, 2 Secondary Schools) in Birmingham halbstrukturierte Fragebögen unter Hinzuziehung von Fokusgruppen-Interviews. Zwei der Schulen lagen innerstädtisch in einem benachteiligtem Umfeld, die zwei weiteren Schulen lagen 6 km außerhalb und zeichneten sich durch höheres Einkommen, weniger Arbeitslosigkeit und geringere Anteile an MigrantInnen aus.

In dieser Studie bestätigen sich weitere Befunde zu geschlechtsspezifisch unterschiedlichem Freizeit- und Bewegungsverhalten. Dies zeigt sich bei den 9- bis 11-jährigen Kindern beispielsweise in der Häufigkeit des Sporttreibens (71% der Jungen treiben fast täglich Sport, bei den Mädchen sind dies hingegen nur 51%). Bei den beliebtesten Freizeitaktivitäten unter den befragten 9- bis 11-Jährigen dominieren bei den Mädchen stärker die wohnungsbezogenen Aktivitäten (Fernsehen: Mädchen 17%, Jungen 10%; zu Hause bleiben: Mädchen 12%, Jungen 8%; in den Garten gehen: Mädchen 12%, Jungen 9%), bei den Jungen sind zu einem größeren Anteil Aktivitäten außerhalb der Wohnung beliebt.

Bei den Mobilitätspräferenzen in ihrem Wohnumfeld sind es ebenfalls die Jungen dieser Altersgruppe, die zu höheren Anteilen körperlich aktiv sind, indem sie am liebsten Fahrradfahren (41% zu 30% bei den Mädchen) oder zu Fuß gehen (39% zu 29% bei den Mädchen). Die Mädchen hingegen nehmen lieber den Bus (16% zu 3% bei den Jungen) oder werden mit dem Auto gebracht (17% zu 6% bei den Jungen) (vgl. Davis & Jones 1997: 356).

Unterschiede bezüglich der verschiedenen Stadtteile werden hinsichtlich der Art und Weise, wie die Kinder zur Schule kommen, berichtet. Während bei der innerstädtischen Grundschule ein höherer Anteil der Kinder zu Fuß zur Schule geht (81% zu 60%), sind es bei der außerhalb gelegenen Grundschule mehr Kinder, die mit dem Auto gebracht werden (39% zu 15%) (vgl. Davis & Jones 1997: 354). Hier wurde also vornehmlich auf Unterschiede bezüglich der innerstädtischen Lage, weniger der sozialen Strukturen fokussiert. Ob die Unterschiede ggf. an einem weiteren Einzugsgebiet, an einer besseren Ausstattung der Haushalte mit Autos oder an unterschiedlichen Einstellungen liegen, wurde im Rahmen der Studie nicht erhoben bzw. nicht diskutiert.

Als Ideen der Kinder und Jugendlichen zur Umgestaltung wurden in den Focusgruppen-Interviews beispielsweise eine bessere Straßenbeleuchtung, Aufseher in Parks, eine bessere Fahrradinfrastruktur oder Treffpunkte für junge Leute genannt (vgl. Davis & Jones 1997: 361). Die Autor/innen fordern auf der Grundlage ihrer Ergebnisse 1. den Einbezug von Kindern und Jugendliche in Planungsprozesse bei der Umgestaltung der Wohnumfelder, 2. die Förderung suburbaner Zentren und 3. die Bevorzugung dieser und anderer benachteiligter Gruppen in ihren Wohnorten vor Autofahrer/innen (vgl. Davis & Jones 1997: 361f.).

In den USA führten Sallis et al. (2001) eine Studie mit N=1.081 Schüler/innen an N=24 Middle Schools (entspricht Gesamtschule, Klassen 6-8) mit N=137 Sportbereichen durch. Neben einer Bewertung der Sportinfrastruktur der Schulen (Sportstättentyp wie Sportplätze, Sportfelder und Sporthallen, Größe der Sportflächen und Aufbauten wie Basketballplätze oder Volleyballnetze) wurden Beobachtungen der Bewegungsaktivitäten der Schüler/innen, der Ausstattung und Aufsicht (vor der Schule, nach dem Mittagessen und nach Schulschluss) vorgenommen. Die Autor/innen kommen zu dem Ergebnis, dass Schulumgebungen mit guter Ausstattung und Betreuung einen 4- bis 5-mal so hohen Anteil an Mädchen und Jungen dazu anregt, körperlich aktiv zu sein, als Schulumgebungen mit Defiziten in beiden Bereichen (vgl. Sallis et al. 2001: 619).

Deutsche Studien

Für deutsche Städte liegen nur vereinzelte Studien vor, die sich innerstädtisch den Zusammenhängen zwischen Wohnumfeld und Bewegungsverhalten widmen. Einige Studien fokussieren beispielhaft auf den Vergleich bestimmter Stadtgebiete.

Im Zusammenhang mit der Diskussion über die „Verinselung" kindlicher Lebensräume (s. Kap. 2.3.2) unterscheidet Zeiher (1990) zwischen „aktiver" und „passiver Verinselung" und setzt diese auf der Basis von Fallbeispielen in Bezug zu unterschiedlichen innerstädtischen Lebenswelten in verschiedenen Quartierstypen – einem traditionellen Arbeiterquartier und einer Mittelschichtgegend mit bildungs- und kleinbürgerlichen Traditionen. In den verschiedenen Wohnvierteln zeigen sich „milieuspezifische Muster des Umgangs mit Raum und Zeit" (Zeiher 1997: 666): Die „aktive" Verinselung als typisches Muster für das untersuchte Mittelschichtenquartier besteht darin, dass sich die Eltern aktiv um Tätigkeitsgelegenheiten und Spielkontakte kümmern: „Sie bringen und holen das Kind zu all seinen Terminen, oft mit dem Auto. (…) Die Orte, zu denen das Kind eigens gebracht wird, liegen weit verstreut. (…) Die Entfernungen entsprechen den Mobilitätsmöglichkeiten der Erwachsenen" (Zeiher 1990: 42f.). Später kann der Lebensraum durch selbständige Fahrten allmählich vergrößert werden.

Im Zentrum der „passiven Verinselung", die sie im Arbeiterquartier beobachtet, steht dagegen die „Abschottung im Privaten" (Zeiher 1990: 46). Eltern sind hier nur selten bereit, Kinder zu Freizeitveranstaltungen zu transportieren (vgl. Zeiher 1997: 667). „In den eher ‚bürgerlichen' Stadtteilen dominieren volkshochschulmäßige Kursprogramme, werden Kinder von Eltern aus einem weiten Einzugsbereich zu einzelnen Kursen gebracht. In Arbeiterbezirken sträuben sich viele Kinder gegen zeitlich genau fixierte Angebote" (Zeiher 1990: 54), kursförmig organisierte Veranstaltungen hätten hier weniger Chancen, regelmäßig und pünktlich besucht zu werden (vgl. Zeiher 1997: 667).

Rütten & Ziemainz (2001) kommen in ihrer explorativen Studie, in dessen Rahmen sie Schülerinnen und Schüler (n=241, Klassen 5 und 9) befragen, zu dem Ergebnis, dass eine schlechte Bewegungsinfrastruktur einen signifikanten negativen Einfluss auf die gesundheitliche Selbsteinschätzung der Befragten hat (vgl. Rütten & Ziemainz 2001: 77). Im Rahmen der Studie konnte jedoch nicht geklärt werden, ob hier möglicherweise eine Scheinkorrelation vorliegt, denn eine schlechte Bewegungsinfrastruktur könnte auch mit der schlechten Ausstattung eines benachteiligten Sozialraums zusammenhängen, der über die Zugehörigkeit seiner Einwohner/innen zu niedrigen sozialen Schichten ebenfalls in Gesundheitsfragen benachteiligt ist (z.B. bei den Themen Ernährung, Stressbewältigung, soziale Unterstützung).

Dass schlechte Bewegungsinfrastrukturen die Inaktivität besonders von Frauen und Mädchen fördern, wird zwar postuliert (ebenda), jedoch durch die vorliegende Untersuchung nicht belegt. Wohl wird hingegen aufgezeigt, dass ein höherer Anteil der Mädchen die Bewegungsmöglichkeiten im direkten Wohnumfeld schlechter bewertet als die befragten Jungen. So bewerten an die 60% der Jungen der 5. Klassen die Bewegungsmöglichkeiten als „sehr gut" im Vergleich zu nur etwa 30% der gleichaltrigen Mädchen. Sind die Vergleichswerte bei den männlichen Neuntklässlern noch deutlich darunter (20%), beurteilen nur etwa 5% der Mädchen der 9. Klasse die Bewegungsmöglichkeiten im direkten Wohnumfeld mit „sehr gut" (vgl. ebenda: 76). Hier lassen sich also neben geschlechts- besonders auch altersspezifische Unterschiede in der Bewertung der Bewegungsfreundlichkeit der Wohnquartiere erkennen.

Beim *LBS-Kinderbarometer NRW 2000* ergaben sich „hinreichend Belege für die Bestätigung der These über den Einfluss des Wohnkontexts auf (…) die Freizeitbeschäftigungen, [wobei] die Differenzen (…) relativ gering ausfallen" (Klöckner, Stecher & Zinnecker 2002: 293). Nachdem mit Hilfe einer Clusteranalyse[10] die Wohnumfelder der Kinder zunächst typisiert wurden, wurde das Freizeitverhalten der beiden Extremgruppen kontrastierend gegenübergestellt: 36% der befragten Kinder wachsen dabei unter relativ günstigen Wohnumfeldbedingungen auf, während 16% in Wohnumfeldern, die als vergleichsweise ungünstig eingestuft wurden, groß werden (vgl. Klöckner, Stecher & Zinnecker 2002: 286f.). Kinder, die in ungünstigen Wohnumfeldern leben, betreiben zwar seltener Außenraumaktivitäten wie Radfahren, Inlineskaten und draußen/im Garten spielen, jedoch ebenfalls seltener verhäuslichte Tätigkeiten wie Lesen und Computerspielen (vgl. ebenda: 292). Dies spricht dafür, dass die Unterschiede zwischen den Wohnumfeldern zumindest teilweise auf einem Kompositionseffekt beruhen.

Studien über Köln

Darüber hinaus liegen vereinzelte Studien vor, die den Raumbezug des Sportverhaltens in Köln untersucht haben:

In einer Expertise für die Landesregierung NRW tragen Klein und Diettrich (1983) u.a. Strukturdaten der Stadt Köln zur Sportstättensituation und zum Organisationsgrad in Sportvereinen nach den 9 Stadtbezirken zusammen. Auf der Grundlage von Daten aus dem Jahr 1977 zeigen sie beispielsweise, dass jedem Kölner Einwohner bzw. jeder Kölner Einwohnerin im Durchschnitt 1,80 m² Sportfläche (Summe aus gedeckten und ungedeckten Sportflächen) zur Verfügung stehen (vgl. Klein & Diettrich 1983: 78). Dabei variieren die Flächen zwischen den Stadtbezirken stark: Während in Bezirk I (Innenstadt) Erwachsene 0,49 m² für das Sporttreiben nutzen können, sind es im Bezirk III (Lindenthal) 3,85 m². Für Kinder (0-14 Jahre) wirken sich die Unterschiede im Sozialraum sogar noch etwas stärker aus: So stehen ihnen im Bezirk I (Innenstadt) 3,29 m² pro Kind zur Verfügung, im Bezirk III (Lindenthal) sind es hingegen 27,16 m² (vgl. ebenda).

Beim Organisationsgrad im Sportverein ergeben sich ebenfalls gravierende Unterschiede (vgl. ebenda: 79). In der Altersgruppe der 7- bis 14-jährigen Kinder liegt er zwischen 17,24%

[10] Ziel der Clusteranalyse (vgl. Bacher 1996; Wiedenbeck & Züll 2001) ist das Auffinden von homogenen Gruppen/Clustern für eine Menge von Objekten. Das heißt, dass Objekte (z.B. Personen oder hier Wohnumfelder) auf der Grundlage von bestimmten Merkmalen (= Klassifikationsmerkmale), so zu Clustern zusammengefasst werden, dass die Objekte desselben Clusters einander möglichst ähnlich sind, während sich Objekte aus unterschiedlichen Clustern möglichst deutlich voneinander unterschieden sollten (vgl. Bacher 2001: 71).

(Bezirk VIII, Kalk) und 38,81% (Bezirk IV, Mülheim). Zur Interpretation dieser Zahlen ziehen die Autoren sowohl die Sportstättensituation als auch die Sozialstruktur heran (z.B. 8 m² Sportfläche pro Kind und hoher Anteil an Kindern aus der Arbeiterschicht im Fall des Stadtbezirks Kalk). Größere Bedeutung messen sie jedoch auch den vor Ort aktiven Sportvereinen[11] bei. Weiterhin wird thematisiert, dass eine gute Versorgung mit Sportflächen nicht automatisch hohe Organisationsgrade in Sportvereinen nach sich zieht (vgl. ebenda: 80). So sind im Fall von Lindenthal „nur" 21,6% der 7- bis 14-Jährigen Mitglied im Sportverein. Dies führen die Autoren darauf zurück, dass den meisten Sportanlagen eine überregionale Bedeutung zukomme und diese zugleich in den am dünnsten besiedelten Stadtteilen liegen. Die Stadtteile im Bezirk Lindenthal mit der höchsten Einwohnerdichte seien sogar besonders schlecht mit Sportstätten versorgt (vgl. ebenda).

Auch in der Ausübung der vier meistbetriebenen Sportarten von Kindern gibt es einige sozialräumliche Unterschiede in der Stadt Köln: So sind es beispielsweise im Bezirk II (Rodenkirchen) die Sportarten Schwimmen (36,8%), Turnen (23%), Fußball (20,5%) und Kanu (3,1%), in der Innenstadt (Bezirk I) hingegen werden stärker Sportarten auf gedeckten Flächen ausgeübt: Turnen (48, 5%), Judo (16%), Eissport (11,4%) und Fußball (8,3%). Die Autoren schlussfolgern, dass der Sozialraum besonders hinsichtlich von Sportvereinsmitgliedschaften und der Sportarten auf das Spiel- und Bewegungsverhalten von Kindern und Jugendlichen Einfluss nimmt.

In einer Studie von Klein (1991), die sich auf Kinder bezieht, greift der Autor teilweise auf die Daten von Klein & Diettrich (1983) zurück. Er bekräftigt hier, dass die im Sportverein betriebenen Sportarten eng mit der Sportanlagensituation im jeweiligen Stadtbezirk zusammenhängen (Klein 1991: 31). Auf die gleichen Daten, die z.T. im Rahmen des Forschungsprojekts „Socialization into Sport Involvement" erhoben wurden (vgl. Klein & Liesenhoff 1982: 157), beziehen sich auch Klein & Liesenhoff (1982).

Besonders handlungsrelevant sei für Kinder die Nahumwelt von bis zu 5 Minuten Wegzeit (vgl. Klein 1991: 48). Diese werde bezüglich der Bewegungsmöglichkeiten geschlechtsspezifisch wahrgenommen. So wird die Entfernung von Sportanlagen im Wohnumfeld sowohl von Mädchen und Jungen als auch von erwachsenen Frauen und Männern unterschiedlich eingeschätzt. Dabei ist der Anteil an männlichen Befragten deutlich höher, die Sportanlagen in der unmittelbaren Wohnumgebung angeben (vgl. ebenda: 48f.), die Entfernung einer Sportanlage wird also nach Geschlechtszugehörigkeit unterschiedlich perzipiert (vgl. Klein & Liesenhoff 1982: 157). Klein führt diese Unterschiede in der Wahrnehmung auf sozialisationsbedingt unterschiedliche Wahrnehmungsstrukturen und Bedeutungsgewichtungen zurück. Da Mädchen traditionell behüteter und familienzentrierter aufwachsen als Jungen sowie eine geringere Aktivität aufweisen, nehmen Frauen Sportanlagen als weniger nah wahr (vgl. Klein 1991: 49f.)

Zur Erklärung von Unterschieden nach Gebietseinheiten (vgl. ebenda: 44f.) strukturiert Klein die Ergebnisse nach folgenden Gebietsmerkmalen:

1. Sozialstruktur

[11] z.B. im Fall von Mülheim, das von der Sozialstruktur eher geringere Organisationsgrade hätte erwarten lassen, aber durch einen sehr aktiven Sportverein geprägt ist.

2. Sportstättenversorgung (quantitativ, Erreichbarkeit, qualitativ)

3. Sportvereine

    a) strukturell: Größe, Sparten, Sportarten

    b) individuelle Faktoren des Sportvereins: Tradition im Sport für Kinder, Verbindung Verein-Schule z.B. über Lehrer

Klein (1991) bezieht sich weiterhin auch beim Organisationsgrad der Kinder im Sportverein in den einzelnen Kölner Stadtbezirken auf die Daten der Publikationen von 1982 bzw. 1983. Im Bezirk Kalk ist dieser besonders niedrig, in Rodenkirchen, Porz und besonders in Mülheim überdurchschnittlich (vgl. ebenda: 43). Klein & Liesenhoff (1982) berichten zusammenfassend, dass die Stadtbezirke und Stadtteile[12] mit dem niedrigsten Sozialindex zugleich die schlechteste infrastrukturelle Versorgung an Spiel- und Sportanlagen aufwiesen (vgl. ebenda: 157). In den Stadtbezirken mit niedrigem Sozialindex seien weniger Kinder Mitglied in einem Sportverein, was sich nur zum Teil mit der schlechten Anlagenausstattung erklären lasse. Die Interpretation der Unterschiede nur über die Schichtverteilung oder aber die Sportanlagenversorgung der jeweiligen Bezirke sei nicht ratsam (Klein 1991: 44). Kinder seien am ehesten Mitglied in einem Sportverein, wenn dieser groß ist, ein reichhaltiges Sportangebot hat und spezielle Maßnahmen für Kinder und Jugendliche betreibt (vgl. Klein & Liesenhoff 1982: 158). Der Organisationsgrad im jeweiligen Gebiet sei auch davon positiv beeinflusst, wenn sich im unmittelbaren Einzugbereich die Anlagen eines Sportvereins befinden, der sich traditionell dem Sporttreiben der Kinder widmet (vgl. ebenda). So gibt Klein als Erklärung für hohe Anteile von Sportvereinsmitgliedern im (sozial benachteiligten) Stadtteil Mülheim an, dass der MTV Köln als größter Breitensportverein Kölns mit jahrzehntelanger Tradition im Sport für Kinder und Jugendliche und mit besonders enger Verbindung mit den umliegenden Schulen einen positiven Einfluss habe (vgl. Klein 1991: 44).

Kleins Untersuchung der Bedeutung sozialräumlicher Gegebenheiten stieß jedoch insofern an methodische Grenzen, als Probleme mit der Verfügbarkeit der Daten und der Einteilung der Gebiete bestanden (vgl. ebenda: 43). Die Daten lagen lediglich auf der Ebene der 9 Kölner Stadtbezirke vor. Dies erscheint allerdings zu großräumig, um evt. Kontexteffekte identifizieren zu können (vgl. Nonnenmacher 2007). Klein empfiehlt ausblickend die hinreichende Berücksichtigung von Interaktionseffekten (Verstärker-, Kompensations-, Sättigungseffekte, Schwellenwerteinflüsse u.a.) (vgl. Klein 1991: 43). Es sollte demnach in der vorliegenden Untersuchung betrachtet werden, ob der räumliche Kontext in Abhängigkeit von anderen Merkmalen bzw. Gruppenzugehörigkeiten variiert.

[12] Die Autor/innen beziehen ihre Interpretation auch auf Stadt*teile*. Daten lagen ihnen jedoch nur auf der großräumigeren Ebene der Stadt*bezirke* vor.

4 Hypothesen

Querschnittserhebungen können nur „Situationsbeschreibungen“ liefern, jedoch keine Entwicklungsverläufe rekonstruieren (vgl. Baur & Burrmann 2008: 233). Lerntheoretische Hypothesen können somit nicht direkt getestet werden, da dafür mindestens eine Panelstudie erforderlich wäre. Es können aber Hypothesen getestet werden, die sich aus dem theoretischen Kern ableiten lassen (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 179).

Es werden im folgenden solche Hypothesen formuliert, die nach der Definition von Häder „Aussagen über einen Zusammenhang von mindestens zwei Merkmalen (…) [sind], wobei es sich bei diesen Aussagen um Vorstellungen bzw. um Erklärungsversuche handelt.“ (Häder 2006: 39)

Individualeffekte (Individualebene)

Sozio-ökonomischer Status

Einerseits wurde in Bezug auf die Sportpartizipation Erwachsener wiederholt gezeigt, dass Personen aus unteren Sozialschichten seltener Sport treiben als Personen aus höheren Schichten (vgl. zusammenfassend: u.a. Heinemann 2007: 244). Anderseits wurde aufgezeigt, dass die Vorbildfunktion sportlicher Eltern als überaus bedeutungsvoll für die Sportsozialisation der Kinder angesehen werden muss (vgl. u.a. Nagel 2003: 89), es also eine „intergenerationale ‚Vererbung‘ von Sport(vereins)engagements in der Herkunftsfamilie“ (Burrmann 2005) gibt. Da Eltern mit hohem sozialen Status i.d.R. sportaktiver sind, ist folglich zu erwarten, dass sie ihre Kinder auch eher zum eigenen Sporttreiben animieren:

→ I.I. Je höher der soziale Status der Eltern, desto eher sind die Eltern sportlich aktiv.

→ I.II. Kinder sportaktiver Eltern sind häufiger im Sportverein aktiv als Kinder, deren Eltern nicht sportlich aktiv sind.

→ I.III. Je höher der soziale Status der Eltern, desto wahrscheinlicher ist die Sportvereinsaktivität der Kinder.

Diese Hypothesen werden zunächst bivariat geprüft. In multivariaten Modellen kann anschließend analysiert werden, ob auch bei gleicher sportlicher Aktivität der Eltern der Status einen zusätzlichen Einfluss auf die Sportvereinsaktivität der Kinder hat.

Diese Zusammenhänge sind besonders bezüglich der Sportvereinspartizipation zu erwarten, da im Vergleich verschiedener Sport-Settings der Sportverein als dasjenige mit der höchsten Selektionsschwelle gilt (vgl. Thiel & Cachay 2003: 285) und die sozialen Determinanten auf das Sportengagement i.d.R. um so schwächer sind, desto weiter bzw. weicher der Sportbegriff ist bzw. desto geringer die institutionelle Einbindung der Sportaktivität ist (vgl. Brinkhoff 1998a: 79).

In abgeschwächter Form kann jedoch auch in Bezug auf informelles Sporttreiben und Freiraumverhalten ein Zusammenhang in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft, d.h. dem sozialen Status der Eltern, erwartet werden:

→ I.IV. Je höher der soziale Status, desto häufiger Toben und Spielen Kinder draußen.

Migrationshintergrund

Bei Kindern mit Migrationshintergrund werden kulturelle Barrieren vermutet, die sich negativ auf deren Sportpartizipation auswirken (vgl. Leven & Schneekloth 2007: 175). Das Interesse für den Breitensport sei nicht immer mit den sozialen, kulturellen und ästhetischen Normen einiger Einwanderergruppen kompatibel (vgl. Bröskamp 1994: 9).

→ I.V. Die Sportvereinsaktivität von Kindern ohne Migrationshintergrund ist höher als von Kindern mit Migrationshintergrund.

Da Migrationshintergrund zugleich negativ mit sozialem Status assoziiert ist (vgl. Lampert, Richter & Klocke 2006: 96), könnte der soziale Status in der Beziehung zwischen Migrationshintergrund und Sportverhalten als intervenierende Variable (vgl. Kühnel & Krebs 2001: 476) fungieren und sollte daher in den multivariaten Modellen kontrolliert werden.

Geschlecht

Mädchen werden allgemein in räumlicher und zeitlicher Hinsicht stärker eingeschränkt als Jungen (s. Kap. 3.2). Dies kann sich auf ihr Bewegungs- und Freizeitverhalten auswirken. Mädchen haben insgesamt kleinere Aktionsräume als Jungen, da sie von ihren Eltern stärker kontrolliert werden (vgl. u.a. Pfister 1993: 53). Einige können aufgrund von größeren Verpflichtungen in Haushalt und Familie weniger souverän über ihre Freizeit verfügen (vgl. Heinemann 2007: 257).

Historisch gesehen war Sport zudem lange Zeit eine Männerdomäne (vgl. u.a. Zinnecker 1989: 299). Auch heute werden Mädchen allgemein geringer in Bezug auf ihr Sportengagement unterstützt als Jungen (vgl. Schmidt 2002: 150; Gieß-Stüber et al. 2008: 74). Insbesondere der im Sportverein betriebene Sport entspricht dem sozialen Rollenbild bzw. dem geschlechtsspezifisch ausgeprägten sozialen Habitus von Frauen bzw. Mädchen weniger als dem von Männern bzw. Jungen (vgl. Heinemann 2007: 260).

Aus diesen Gründen ist zu erwarten, dass Jungen häufiger als Mädchen draußen Toben und spielen und in höherem Maße im Sportverein aktiv sind.

→ I.VI. Die Sportpartizipation von Jungen ist höher als die von Mädchen.

Aggregateffekte (Kontextebene)

Aggregateffekte ergeben sich, wenn Handlungen dominanter Gruppen in einem Sozialraum in der Summe als typische Gebietsmerkmale erscheinen (vgl. Bartelheimer 2001: 193).

Das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in unterschiedlichen Teilräumen leben, sollte sich daher – wenn sich die für die Individualebene formulierten Hypothesen bestätigen – auf der Aggregatebene unterscheiden: In statusniedrigeren Gebieten/ benachteiligten Wohngebieten wäre die Sportpartizipation demnach geringer.

→ II.I. Je geringer der soziale Status des Gebiets, desto niedriger die Sportpartizipation der Erwachsenen.

→ II.II. Je geringer der soziale Status des Gebiets, desto niedriger die Sportpartizipation der Kinder.

→ Die Aggregateffekte können vermittelt über sozial-räumliche Segregation Kompositionseffekte als Resultat von Individualeffekten und/oder Kontexteffekte sein.

Kontexteffekte (Individual- und Kontextebene)

Kontexteffekte wären dann von Bedeutung, wenn Kinder mit ähnlichem familiärem Hintergrund, die unter verschiedenen Wohnumfeldbedingungen aufwachsen, sich anders verhalten (vgl. Jencks & Mayer 1990: 111). Die Theorie der „kollektiven Sozialisation" (s. Kap. 2.3.1) zielt auf die mögliche Wirkung von (erwachsenen) Rollenmodellen bzw. fehlenden Rollenmodellen im Wohnviertel.

→ III.I. Unabhängig von der Sportaktivität der eigenen Eltern hat die Sportaktivität anderer erwachsener Rollenmodelle im Stadtteil einen positiven Effekt auf die Sportaktivität des Kindes.

→ III.II. Bei gleichem individuellen sozialen Status ist das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in benachteiligten Wohngebieten leben, niedriger als bei Kindern in anderen Wohngebieten.

Interaktionseffekte

Desweiteren ist auch die Bedeutung möglicher Interaktionseffekte zu bedenken: Unter dem Begriff »Interaktion« wird hier eine bedingte Beziehung verstanden, d. h. der Effekt einer bestimmten Variablen unterscheidet sich unter verschiedenen Bedingungen bzw. in verschiedenen Gruppen (vgl. Brüderl 2000: 597f.). Die Stärke - und u.U. auch die Richtung - der Beziehung zwischen zwei Variablen variiert daher mit einer dritten (vgl. Kühnel & Krebs 2001: 483f.), je nach Ausprägung dieser Drittvariable unterscheidet sich die Beziehung der beiden anderen (vgl. auch Urban 1982: 171). Im Extremfall entstehen Einflüsse erst durch das Zusammenwirken zweier oder mehrerer unabhängiger Variablen (vgl. Küchler 1979: 91). Bei einem Interaktionseffekt erster Ordnung wird die Kombination zweier Variablen betrachtet, bei einem Effekt zweiter Ordnung die Kombination dreier Variablen (vgl. Andreß, Hagenaars & Kühnel 1997: 81). Unterschieden werden kann überdies bei Mehrebenenanalysen zwischen Interaktionseffekten innerhalb der gleichen Ebene und Cross-Level-Interaktionen zwischen Individual- und Kontextebene (vgl. Engel 1998: 43).

Zu fragen wäre hier also: Wirken die o.g. Effekte auf alle Kinder in ähnlicher Weise? Oder gibt es auf bestimmte Kinder stärkere Effekte als auf andere? So könnte erwartet werden, dass beispielsweise bestimmte Arten von Wohnumfeldern bzw. Wohngebietstypen einen stärkeren Einfluss haben als andere oder dass in Abhängigkeit vom ethnischen Hintergrund oder dem Geschlecht der Kinder die Bedeutung des Wohnumfelds bzw. der sozialen Herkunft variiert.

Die berichteten Ergebnisse insbesondere zum Organisationsgrad von Mädchen im Vereinssport legen nahe: „Für Mädchen wirken sich jene soziodemographischen Merkmale, die ein Vereinsengagement eher unwahrscheinlich werden lassen, deutlicher auf den Organisationsgrad aus als für Jungen." (Berndt & Menze 1996: 393). Wie in Kap. 2.1.2 beschrieben, ist anzunehmen, dass für Mädchen ein sportliches familiales Umfeld, das das Sportengagement

unterstützt, von noch größerer Bedeutung als für Jungen ist, um Sportvereinsmitglied zu werden und zu bleiben (vgl. zusammenfassend: Schmidt 2002: 90).

Ältere Studien (u.a. Weishaupt 1982) haben gezeigt, dass die Wohnumgebung auf Mädchen einen stärkeren Einfluss auf das Sportinteresse haben kann als auf Jungen. Dies kann mit erhöhter elterlicher Kontrolle zusammenhängen: „Nur wenn die Wohnungsumgebung weitgehend gefahrenlos ist für Kinder, erlaubt die insgesamt erhöhte Kontrolle von Mädchen diesen dennoch die volle Entfaltung ihres Bewegungsdrangs." (Weishaupt 1982: 79) Es sollte also geprüft werden, ob und inwiefern auch aktuell ein Cross-Level-Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Wohngebiet identifiziert werden kann.

→ Die o.g. Effekte zeigen sich in Abhängigkeit vom Geschlecht, d.h. für Mädchen stärker als für Jungen:

- IV.I. Die Kontexteffekte des Wohngebiets sind für Mädchen stärker als für Jungen (Wohngebiet x Geschlecht)
- IV.II. Die Statuseffekte sind für Mädchen stärker als für Jungen (Status x Geschlecht)

Aus amerikanischen Studien für benachteiligte Gebiete ist die Hypothese bekannt, dass Kontexteffekte der Nachbarschaft auf ethnische Minoritäten stärker – und zwar negativer – seien als auf die einheimische Bevölkerung (vgl. Friedrichs 2008: 403). Insofern sollten auch mögliche Interaktionseffekte des Migrationshintergrunds Beachtung finden:

→ Die o.g. Effekte zeigen sich in Abhängigkeit vom Migrationshintergrund

- IV.III. Wohngebiet x Migrationshintergrund
- IV.IV. Status x Migrationshintergrund

Friedrichs (2008) diskutiert im Zusammenhang mit ethnischer Segregation die Frage, ob Restriktionen für Jungen und Mädchen in gleichem Maße gelten: „Wir benötigen (…) Studien, die den Assimilationsprozess nach dem Geschlecht untersuchen." (Friedrichs 2008: 405) Es sollte also auch geprüft werden, ob für Mädchen mit Migrationshintergrund die gleichen Zusammenhänge zu beobachten sind wie für Jungen mit Migrationshintergrund:

→ IV.V. Die o.g. Effekte zeigen sich in Abhängigkeit von Geschlecht *und* Migrationshintergrund (>Migrationshintergrund x Geschlecht)

Dies könnte für Kinder mit türkischem Migrationshintergrund in besonderem Maße gelten: Denn „während Sport für viele türkische Männer und Jungen ein soziales Feld darstellt, in dem sie ihre körperbezogenen Vorstellungen von männlicher Ehre wie Mut, Stärke und Selbstbewußtsein in ausgewählten Sportarten in einer ihnen gelegenen Weise verwirklichen können, gilt dies für türkische Frauen und Mädchen gerade nicht" (Bröskamp 1994: 174).

5 Daten

Die vorliegende Auswertung basiert auf Daten, die auf verschiedenen Analyseebenen angesiedelt sind: zum einen Individualdaten auf der Mikro-Ebene von Personen, d.h. hier der befragten Schüler/innen, zum anderen Daten auf der Meso-Ebene der räumlichen Einheiten, in denen sich diese Personen befinden, d.h. hier der Stadtteile, in denen die befragten Schüler/innen wohnen bzw. zur Schule gehen. Die Regionalisierung der Daten leistet die Verknüpfung zwischen den beiden Ebenen.

5.1 Individualdaten

Die hier verwendeten Individualdaten wurden im Rahmen des Projekts *„Kinder heute – Bewegungsmuffel, Fast Food Junkies, Medienfreaks? Eine Lebensstilanalyse“* erhoben. Unter der Projektleitung von Wolf-Dietrich Brettschneider führte die Universität Paderborn die Befragung im ländlichen Kreis Höxter durch. Die Deutsche Sporthochschule Köln erhob die Daten unter der Leitung von Hans Peter Brandl-Bredenbeck in Köln. Zusätzlich gab es Projektpartner in 7 europäischen Ländern, die die gleiche Erhebung in ihrem jeweiligen Land durchführten, so dass auch ein internationaler Vergleich durchgeführt werden konnte (vgl. Brandl-Bredenbeck, Keßler & Stefani 2008; Thomas 2011). Für die vorliegende Analyse wurde ausschließlich auf die in Köln erhobenen Daten zurückgegriffen.

Das Projekt zielte auf die Analyse kindlicher Lebensstile im Bereich des gesundheitsrelevanten Verhaltens und erfasste Sport- und Ernährungsverhalten sowie Medienkonsum der Kinder. Das Sport- und Bewegungsverhalten war daher für die Primäranalyse nur eine von mehreren Lebensstilfacetten und wird dementsprechend weniger detailliert erfasst als in monothematischen Studien möglich. Hinsichtlich der hier im Vordergrund stehenden Fragestellungen handelt es sich demnach um eine sekundäranalytische Auswertung der Daten (s. auch Kap. 9.2).

So lag der Schwerpunkt des Erhebungsinstruments in Bezug auf das Sportverhalten der Kinder auf dem Bereich des formellen Sportengagements, während informelles Sporttreiben nicht direkt erfasst wurde. Ausführlich erfragt wurden nur die Sport*vereins*aktivitäten[13]: Somit sind zwar nicht alle möglichen Sportsettings enthalten - mit dem Sportverein aber das wohl wichtigste (vgl. Heinemann 2007: 242; Kurz & Sonneck 1996: 88; s. auch Kap. 1.1).

Erhebungsinstrument

Der Fragebogen umfasste folgende Inhalte (s. auch Anhang B):

Der Medienkonsum wurde in Anlehnung an die Erhebungsinstrumente des Medienpädagogischen Forschungsverbundes (MPFS 2004) und der HBSC-Studie (Currie et al. 2004) erhoben.

Zur Erfassung des Selbstkonzepts kamen die folgenden Skalen zum Einsatz:

- „School-related self-concept“ und „Physical Ability“ der „Perceived Competence Scale“ nach Harter (1982),

[13] Es wurde explizit nach der Mitgliedschaft und den betriebenen Sportarten im Sportverein gefragt, nicht auszuschließen ist jedoch, dass die befragten Kinder darunter u.U. auch kommerzielle Einrichtungen, z.B. Ballettschulen, aufgeführt haben.

- die Skala „Self-Esteem“, deren Items aus unterschiedlichen Quellen (Grob et al. 1996, Harter 1982, Marsh 1988, Rosenberg 1965) stammen,
- die Skala „Depressivität“ nach Schwarzer & Bäßler (1999),
- die Skala „Fachspezifisches Interesse: Sport“ (Schiefele 1991),
- die Skala „Physical Appearance“ aus dem „Self Description Questionaire I“ von Marsh (1988) sowie
- die Skala „Körperselbstwertgefühl“ (Brettschneider & Gerlach 2004b), die von der Brettschneiders Projektgruppe für die SPRINT-Studie entwickelt wurde.

Ein Großteil dieser Skalen wurde bereits u.a. im Rahmen der „*Paderborner Kinderstudie*“ (vgl. Brettschneider & Gerlach 2004a) verwendet.

In Bezug auf Ernährungsverhalten wurden Mahlzeitenverhalten und Verzehrhäufigkeiten erfasst. Der Fragenteil mit Aussagen über die Häufigkeit von verzehrten Lebensmitteln wurde dem *Food Frequency Questionnaire* der KOPS-Studie (vgl. Müller 2000) entnommen. Die Verzehrhäufigkeiten dienten als Basis zur Berechnung des „Ernährungsmusterindex“, der die Übereinstimmung mit den aktuellen Verzehrempfehlungen (im Sinne einer „optimierten Mischkost“) des Ernährungskreises der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE) angibt (vgl. Baerlocher & Laimbacher 2001: 31). Um das Ernährungsverhalten differenzierter zu erfassen, wurde zusätzlich – anhand der im Auftrag der BZgA verwendeten Instrumentarien von Gerhards und Rössel (2003) – nach der Regelmäßigkeit eingenommener Mahlzeiten gefragt.

Die Erfassung der Schulwegbestreitung fand mittels des Instrumentariums statt, das Müller (2000) in der KOPS-Studie verwendet hat.

Die Kinder wurden außerdem im Rahmen der Befragung gewogen und gemessen. Diese Messungen liegen der Einteilung in BMI-Gruppen zugrunde, die der Identifikation von Unter-, Übergewicht und Adipositas dienen. Während im Erwachsenenalter feste Grenzwerte zur Definition von Übergewicht und Adipositas von der WHO empfohlen werden, müssen bei Kindern und Jugendlichen alters- und geschlechtsspezifische Veränderungen des BMI berücksichtigt werden. Im Kindes- und Jugendalter sollte die Bestimmung von Übergewicht und Adipositas daher anhand geschlechtsspezifischer Altersperzentile für den BMI erfolgen. Zu diesem Zweck gibt es für deutsche Kinder und Jugendliche jeden Alters und Geschlechts Referenzwerte (vgl. Kromeyer-Hauschild et al. 2001).

Für die Analysen im Rahmen dieser Arbeit stehen die Daten zum Sport- und Bewegungsverhalten sowie die sozio-demographischen Hintergrunddaten im Mittelpunkt:

Die Erfassung der körperlichen Aktivität der Kinder und der Eltern orientierte sich an den bereits im Rahmen der „*Paderborner Kinderstudie*“ (vgl. Brettschneider & Gerlach 2004a + 2004b) verwendeten Erhebungsinstrumenten:

Die Kinder wurden zunächst gefragt „*Bist du Mitglied in einem Sportverein?*“. Die Antwortoptionen waren „ja“, „nicht mehr“ und „nein“, wobei die letzten beiden Kategorien für die Auswertung ggf. zusammengefasst werden können. Diese Frage stellt eine Filterfrage dar für den darauf folgenden Fragenkomplex, bei dem die Kinder tageweise eintragen sollten, welche Sportart sie wie viele Stunden im Verein betreiben. Für die Codierung der offen abgefragten Sportarten wurde eine umfangreiche Codeliste erstellt, damit die offenen Antworten möglichst ohne große Informationsverluste codiert werden können. Grundlage der Auswahl

der Kategorien waren dabei u.a. Mitgliederstatistiken der Sportverbände für die entsprechende Altersgruppe und die Vereinsangebote in Köln. Für die Auswertung erfolgte dann z.T. eine Gruppierung in Oberkategorien (z.B. Kampfsport)

Alle Nicht-Sportvereinsmitglieder konnten diesen Teil überspringen und kamen direkt zu den Fragen zur Sportaktivität der Eltern, die sich wieder an alle Befragten richteten: *„Manche Eltern treiben Sport, manche nicht. Wie ist das in deiner Familie?"* Die Sportaktivität von Mutter und Vater sollte dabei jeweils auf einer 5-stufigen ordinalen Skala mit den Kategorien „täglich", „mehrmals pro Woche", „einmal pro Woche", „selten" und „nie" angegeben werden.

Freizeitsportaktivitäten der Kinder außerhalb des Sportvereins konnten leider nicht berücksichtigt werden, die Frage *„Ich tobe und spiele draußen…"* mit den Antwortoptionen „täglich", „mehrmals pro Woche", „einmal pro Woche", „selten" oder „nie" ermöglicht jedoch zumindest eine grobe Einordnung der informellen Bewegung bzw. des Freiraumverhaltens.

Neben Geschlecht und Alter, das als Differenz aus Erhebungszeitpunkt und Geburtsmonat errechnet wurde, wurden als soziodemographische Hintergrunddaten der Migrationshintergrund sowie der sozio-ökonomische Status erfasst:

Der sozio-ökonomische Status der Eltern wurde mit Hilfe der „Family Affluence Scale" (FAS) erfasst[14]. Die FAS wurde entwickelt zur Messung des ökonomischen Status der Familie und ist speziell für Kinder konzipiert, da diese nicht direkt z.B. nach Beruf und Einkommen der Eltern befragt werden können. So wurden solche Sachverhalte gewählt, über die Kinder und Jugendliche relativ problemlos und zuverlässig Auskunft geben können: Auto- und Computerbesitz der Familie, Familienurlaube und eigenes Zimmer des Kindes[15].

Boyce & Dallago (2004) berichten von höchstens 3% Item-Nonresponse im Rahmen der „Health Behaviour in School-aged Children" (HBSC)-Studie, bei der die FAS-Skala in 22 Ländern zum Einsatz kam. Im Rahmen unserer Studie in Köln lag die Ausfallquote mit 1,2% sogar noch niedriger. Die externe Validität der Skala wurde im Rahmen der HBSC-Studie geprüft, indem die Beziehung zwischen der FAS-Skala und dem Berufsstatus des Vaters berechnet wurde. Dabei zeigte sich, dass der FAS als adäquater Proxy für den Erwerbsstatus des Vaters dienen kann (vgl. Boyce & Dallago 2004: 20ff.). Die FAS-Skala nutzt somit einfache aber robuste Indikatoren der sozialen Lebenslage und berücksichtigt im Wesentlichen die Ausstattung der Haushalte mit materiellen Gütern (vgl. Klocke 2006: 211).

Auf Basis dieser vier Variablen wurde dann der Summenindex FAS berechnet. Der Index umfasst Werte von 0 (=sehr niedriger Status) bis 7 (=sehr hoher Status). Zusätzlich wird dann noch eine trichotomisierte Skala gebildet, die die Ausprägungen 1 (=niedriger Status), 2 (=mittlerer Status) und 3 (=hoher Status) aufweist. FAS wird demnach nur berechnet, wenn keine der vier Variablen einen fehlenden Wert aufweist (vgl. Boyce & Dallago 2004: 15).

[14] Die Nutzung sozio-ökonomischer Skalen zur Messung sozialer Ungleichheit ist allerdings nicht unumstritten: „Vielleicht ist das böse Diktum, daß sozioökonomische Skalen Vierfruchtmarmeladen ähneln, nicht ganz unberechtigt. Auch bei derartigen Marmeladen mag der Geschmack recht angenehm sein, und dies trotz der Tatsache, daß der Esser nicht recht weiß, was da so schmeckt. Viele Soziologen mag die Erklärungskraft sozioökonomischer Skalen faszinieren. Dem theoretisch interessierten Forscher ergeht es wie dem Gourmet: Er zieht die klar definierten Speisen dem nahrhaften, möglicherweise auch wohlschmeckenden Einheitsgemisch vor." (Hartmann 1985: 77) Wie so oft muss hier dennoch aus pragmatischen Gründen auf eine solche Skala zur Messung sozialer Ungleichheit zurückgegriffen werden.

[15] Der Fragebogen enthält die vier genannten Indikatoren aus dem internationalen Standardfragebogen der HBSC-Studie. Der in der deutschen HBSC-Teilstudie zusätzlich verwendete Indikator für kulturelles Kapital (Umfang des Bücherbesitzes) fand leider keine Berücksichtigung.

Der Migrationshintergrund wurde anhand der im Bundesgesundheitssurvey des Robert-Koch-Institutes eingesetzten Fragen bestimmt (vgl. Kurth et al.: 2002). Es wurde einzeln für Vater und Mutter erfragt „*Aus welchem Land kommen deine Eltern?*". Für Eltern, die nicht aus Deutschland kommen, wurde dann zusätzlich das konkrete Herkunftsland offen erfragt. Anhand einer Codeliste wurden bei der Dateneingabe die Länder in 9 Kategorien eingeteilt: Türkei, Italien, Griechenland, Polen, Ehem. Sowjetunion, Ehem. Jugoslawien, Sonstige EU-Länder, Afrikanische Länder, Sonstige. Der Auswahl der Kategorien lagen amtliche Statistiken über Einwohneranteile nach Nation zugrunde (vgl. Stadt Köln 2006a: 25). Neben dem Kriterium der Größe der Gruppen wurden auch Erkenntnisse über die soziale Relevanz der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit in die Auswahl einbezogen.

Stichprobenziehung

Es wurde anhand einer Gruppierung der Kölner Stadtteile nach den zwei Kriterien Urbanisierungsgrad und sozialen Indikatoren eine proportional geschichtete Klumpenstichprobe gezogen. Der Stichprobenziehung lag eine Gruppierung der 85 Kölner Stadtteile auf Basis amtlicher Statistiken (Stadt Köln 2006a; Stadt Köln 2006b) zugrunde. Für diese Stadtteiltypisierung (vgl. Böltken 2005; Hoffmeyer-Zlotnik 2005c) wurden die Stadtteile nach den beiden Dimensionen (1) „Soziale Indikatoren" (Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund, Arbeitslosenquote, Sozialhilfequote, Anteil Sozialwohnungen, Ausländeranteil, Wohnfläche je Einwohner) und (2) „Dichte/Urbanisierungsgrad" (Einwohnerdichte, Anteil Ein- und Zweifamilienhäuser, PKW pro Einwohner) gruppiert. Die zwei Dimensionen wurden durch eine Faktorenanalyse[16], in die alle genannten 9 Variablen einflossen, bestätigt (s. Tab. 2).

Tab. 2. : Ergebnisse der Faktorenanalyse, rotierte Lösung

	Faktorladungen		
	1 Soziale Indikatoren	2 Dichte / Urbanisierungsgrad	*Kommunalitäten*
Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund	,928	,152	*,884*
Arbeitslosenquote	,873	,351	*,886*
Sozialhilfequote	,840	,232	*,759*
Anteil Sozialwohnungen	,836	-,079	*,706*
Ausländeranteil	,817	,357	*,794*
Wohnfläche je Einwohner	-,715	-,310	*,608*
Einwohnerdichte	,112	,904	*,829*
Anteil Ein- und Zweifamilienhäuser	-,137	-,882	*,797*
PKW-Dichte	-,313	-,712	*,604*

kumulierter Anteil erklärter Gesamtvarianz: 76,3%
Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse
Extraktionskriterium: Eigenwerte
Rotationsmethode: Varimax

Die Faktorlösung erklärt 76,3% der Gesamtvarianz. Anhand der Kommunalitäten ist ersichtlich, dass alle Variablen gut bis sehr gut durch die Faktorlösung abgebildet werden. Die Fak-

[16] Zur Methode der Faktorenanalyse s. Kap. 6.2.

torladungen erlauben eine Zuordnung zu den beiden extrahierten Faktoren, wobei es in einigen Fällen Nebenladungen von > 0,3 auf dem jeweils anderen Faktor gibt.

Die folgende Grafik zeigt die Faktorwerte der 85 Kölner Stadtteile und unterscheidet zwischen Stadtteilen der Brutto- und der Nettostichprobe.

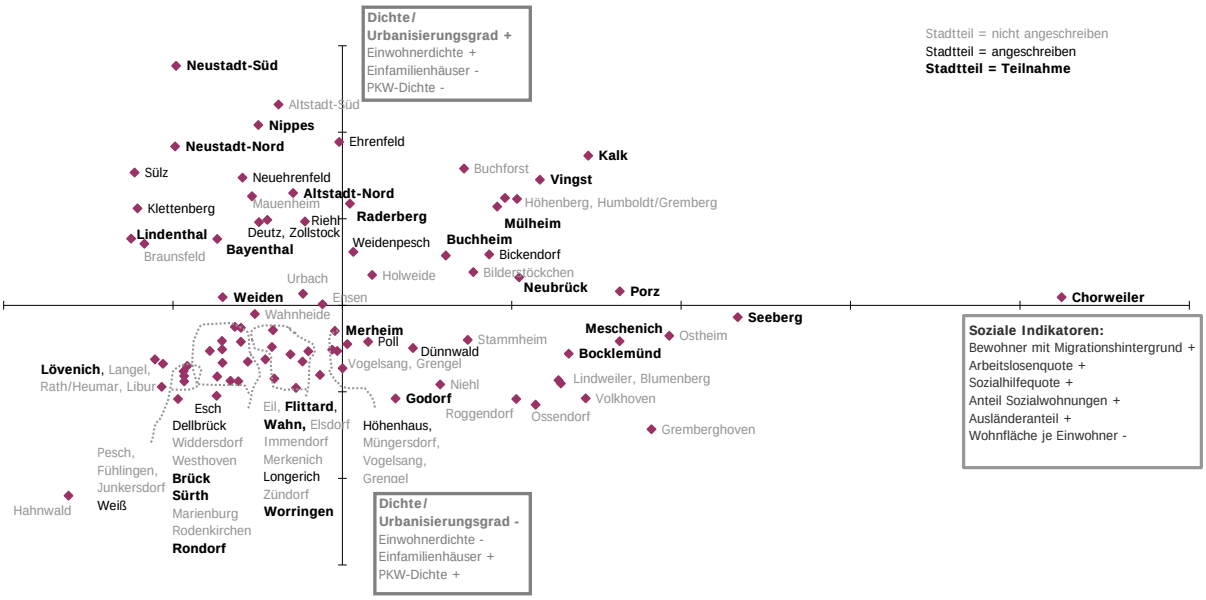


Abb. 5 Kölner Stadtteile nach sozialen Indikatoren und Urbanisierungsgrad (Faktorwerte)

Der Quadrant rechts oben enthält diejenigen Stadtteile mit hohem Urbanisierungsgrad und hohen Werten bei den sozialen Indikatoren, d.h. unter anderem hoher Arbeitslosenquote und Sozialhilfedichte. Im Quadranten links oben sind Stadtteile mit hohem Urbanisierungsgrad enthalten, die in Bezug auf die Sozialen Indikatoren niedrigere Werte haben. Links unten sind die Stadtteile mit niedrigem Urbanisierungsgrad sowie niedrigen sozialen Indikatoren zu finden und rechts unten solche mit höheren sozialen Indikatoren bei niedrigerem Urbanisierungsgrad. Es wurden 47 Schulen in 42 verschiedenen Stadtteilen angeschrieben. Bei der Auswahl der angeschriebenen Schulen wurde darauf geachtet, dass aus jedem der vier ermittelten Quadranten ähnlich viele Gebiete in der Stichprobe vertreten sind. Bezüglich der sozialen Indikatoren gibt es keine signifikanten Unterschiede zwischen den für die Stichprobe ausgewählten und den nicht ausgewählten Stadtteilen (s. Anhang A, Tab. A-1). Teilgenommen haben 31 Schulen aus 28 verschiedenen Stadtteilen. Dies entspricht einer Rücklaufquote von 66% der Schulen.

Klassenraumbefragung

Die Befragung wurde als „Klassenraumbefragung“ durchgeführt. Bei der Methode der Klassenraum- bzw. Klassenzimmerbefragung werden mehrere Personen simultan schriftlich befragt (vgl. Simonson 2009: 64). Dies ist insbesondere dann günstig, wenn sich die Befragten ohnehin an einem Ort befinden: In der Schule können schriftliche Befragungen von Schüler/innen im Klassenverband während der Unterrichtszeit durchgeführt werden (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 50). Der Empfehlung von Simonson (2009: 64), nach der dabei eine Person anwesend sein sollte, die die Befragung anleitet, Ausfüllhinweise gibt und für Rückfragen zur Verfügung steht, wurde gefolgt. Angesichts des jungen Alters der Befragten wurde sogar gewährleistet, dass in der Befragungssituation nicht nur eine, sondern zwei bis drei

geschulte Interviewer/innen zugegen waren. In der Umfrageforschung ist es zwar im Allgemeinen anerkannt, jedoch nicht unumstritten, Kinder schriftlich zu befragen (vgl. Kränzl-Nagl & Wilk 2000). Grundsätzlich wird ein Mindestalter von 8 bzw. 10 Jahren empfohlen (vgl. Lipski 2000: 84; Fuchs 2004: 83f.).

Vorteile der Klassenraumbefragung gegenüber anderen Befragungsformen sind hohe Ausschöpfungsquoten und die bessere Erreichbarkeit von sonst schwer erreichbaren Gruppen, wie Kindern aus „bildungsfernen Schichten" (vgl. Simonson 2009: 64f.). Da durch den Feldzugang über die Institution Schule einige Schwellen entfallen, die den Zugang bei haushaltsbasierten Befragungen erschweren, sind die Ausschöpfungsquoten bei Klassenraumbefragungen wesentlich höher (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 52). Niedriger gebildete Personen bzw. Personen mit niedrigerem sozialem Status sind im Allgemeinen schwieriger mit schriftlichen Befragungen bzw. sprachbasierten Erhebungsformen zu erreichen (vgl. Hartmann 1990; Neller 2005). Die niedrigeren Ausschöpfungsquoten bei haushaltsbasierten Befragungen stellen daher insofern ein Problem dar, als sie zu schichtspezifischen Stichprobenverzerrungen führen (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 52). Diese systematischen Ausfälle sind bei Schulbefragungen in weit geringerem Maße vorhanden, da Schulbefragungen Jugendliche mit niedrigem Sozialstatus besser erreichen können (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 58). Zudem werden Jugendliche aus sozial benachteiligten Stadtteilen durch haushaltsbasierte Befragungen schlechter erreicht als durch Klassenraumbefragungen (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 71). Unit-Nonresponse bei Klassenraumbefragungen kann dagegen i.d.R. als stichprobenneutral gewertet werden (vgl. Simonson 2009: 68).

Interviewereffekte sind dabei unwahrscheinlich, es können jedoch Effekte des Gruppenkontexts auftreten, so dass darauf geachtet werden sollte, dass sich die Schüler/innen in der Befragungssituation nicht gegenseitig beeinflussen (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 54f.). Bisherige Befunde deuten jedoch darauf hin, dass soziale Erwünschtheit eine vergleichsweise geringe Rolle spielt (vgl. zusammenfassend: Simonson 2009: 66) und die Validität der Antworten relativ groß ist (vgl. Simonson 2009: 71).

Klassenraumbefragungen können daher als empfehlenswertes Erhebungsverfahren für die Befragung von Kindern und Jugendlichen bewertet werden (vgl. Oberwittler & Naplava 2002: 73) und eine sinnvolle Alternative als Form der Datenerhebung darstellen (vgl. Simonson 2009: 81).

Zumindest für Grundschüler/Viertklässler gilt zudem, dass der Einzugsbereich der Grundschule zum großen Teil übereinstimmt mit administrativen Gebietsgrenzen auf kleinräumiger Ebene[17]. Dies wurde über einen zusätzlichen Schulleiterfragebogen bestätigt. Die soziale Zusammensetzung der Grundschulen ist somit in der Regel ein Spiegel der Sozialstruktur des Viertels bzw. in benachteiligten Wohngebieten sogar nach unten gefiltert, da „ambitionierte" Eltern ihre Kinder teilweise auf Schulen in anderen Stadtteilen schicken (vgl. Keller 2007: 194).

Samplebeschreibung

[17] Zum Zeitpunkt der Einschulung der befragten Schüler/innen galt noch die Zuordnung zu Schulbezirken, die in NRW erst zum Schuljahr 2008/09 aufgehoben wurde (vgl. Makles & Schneider 2011: 2).

Es wurden insgesamt 1195 Schüler/innen von 31 Grundschulen aus 28 verschiedenen Stadtteilen befragt. Abbildung 6 zeigt die räumliche Verteilung der befragten Schulen.

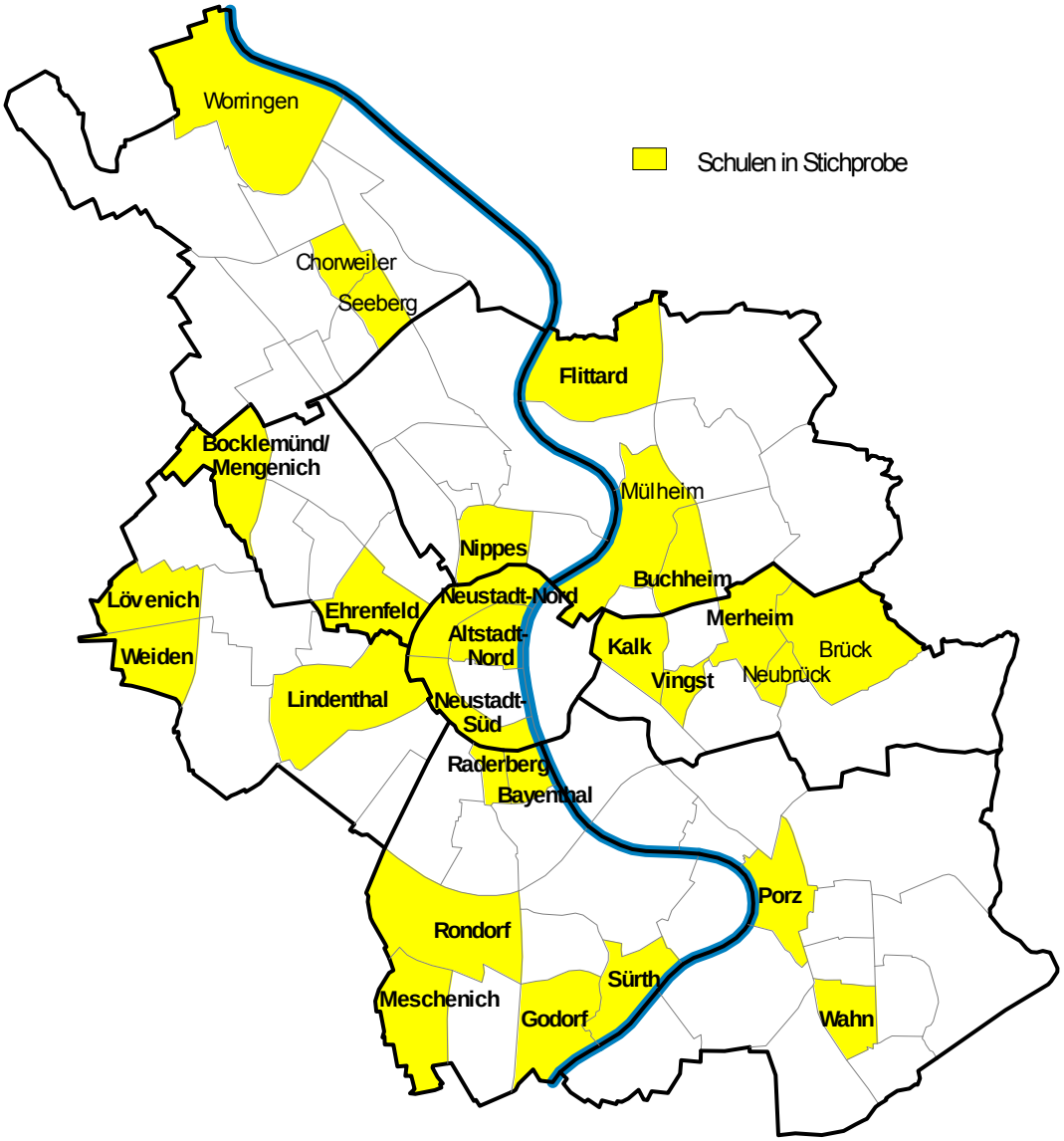


Abb. 6 Räumliche Verteilung der befragten Schulen (nach Stadtteilen)

Im Vergleich der Kölner Grundschüler/innen insgesamt und der Nettostichprobe nach Lagetypen der innerstädtischen Raumbeobachtung des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (vgl. Stadt Köln 2001: 26) erweist sich die Verteilung der eigenen Stichprobe bezogen auf die Verteilung in der Grundgesamtheit der Grundschüler/innen als sehr ähnlich (siehe Abb. 7). Insofern werden die verschiedenen Lagetypen sehr gut durch die Stichprobe repräsentiert. Ein Chi-Quadrat-Anpassungstest[18] (vgl. Janssen & Laatz 2005: 527ff.) belegt zudem, dass die Verteilung in der Stichprobe nicht signifikant von der Verteilung in der Grundgesamtheit abweicht (p=0,688). Legt man die Kriterien Stadtrandlage, Innenstadtrandlage und Innenstadt zugrunde, so kann die Stichprobe also diesbezüglich als repräsentativ für Köln bezeichnet werden.

[18] Der Chi-Quadrat-Anpassungstest prüft, ob sich die Häufigkeitsverteilung in der Stichprobe signifikant von erwarteten Häufigkeiten der Grundgesamtheit unterscheidet (vgl. Janssen & Laatz 2005: 527-532).

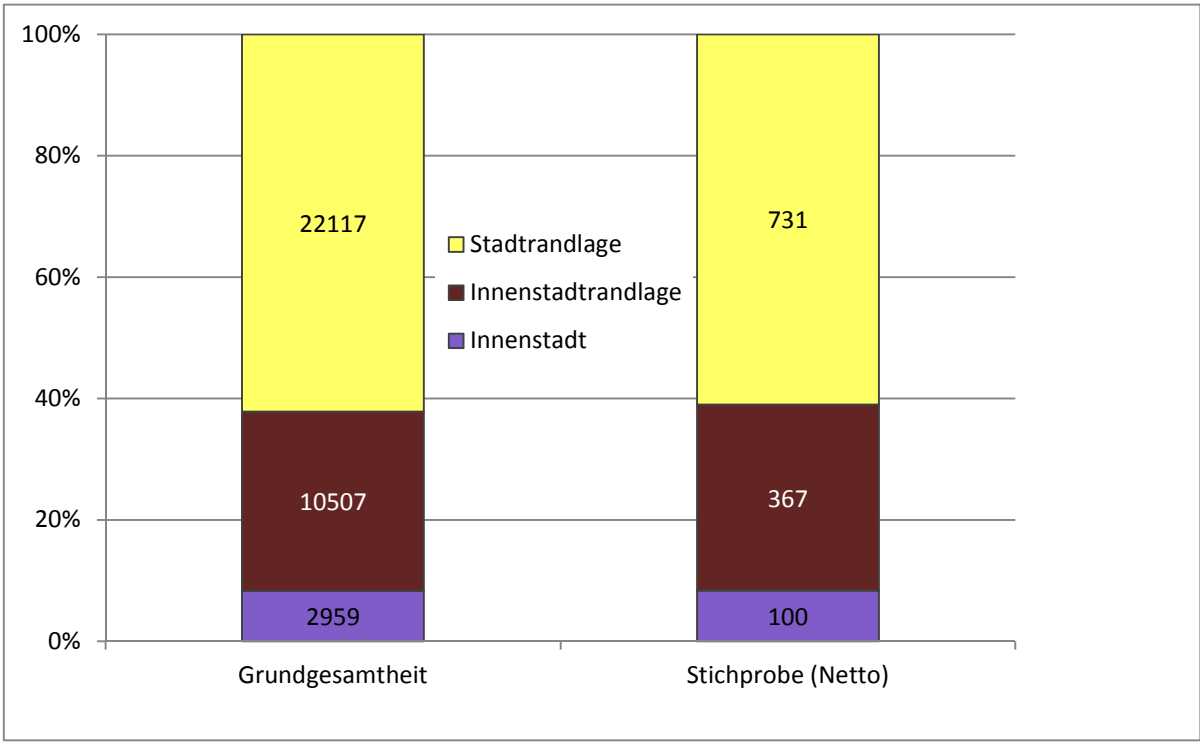


Abb. 7 *Kölner Stichprobe nach Lagetypen der innerstädtischen Raumbeobachtung. Verteilung Grundgesamtheit bzw. eigene Stichprobe*

(Quellen: Stadt Köln 2006b, eigene Berechnungen; eigene Daten, eigene Berechnungen)

Das realisierte Sample umfasst 1195 Kinder, davon sind 606 (50,7%) weiblich und 589 (49,3%) männlich. Auch diese Verteilung weicht laut Chi-Quadrat-Anpassungstest nicht signifikant von der Verteilung der Kölner Grundschüler/innen in der Grundgesamtheit ab (p=0,354).

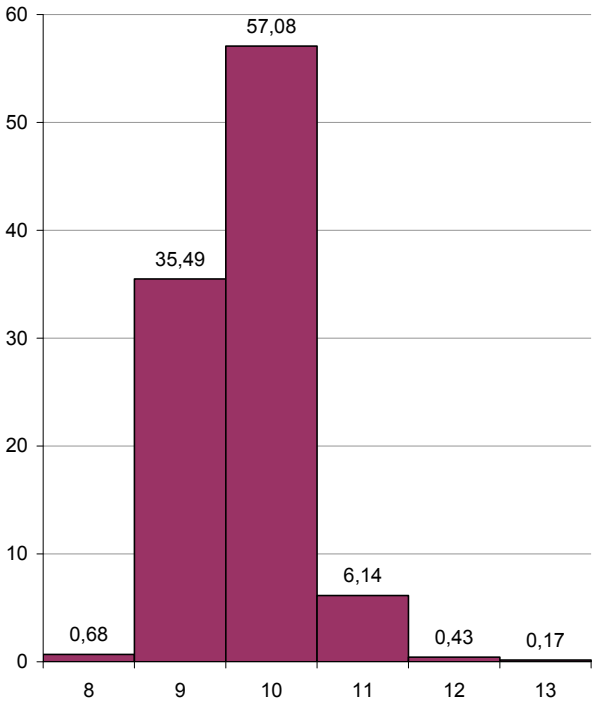


Abb. 8 *Alter der befragten Kinder in Jahren*

Angaben in Prozent, N=1172

Abbildung 8 zeigt die Altersverteilung der befragten Viertklässler/innen. Der Großteil (92,6%) ist 9 oder 10 Jahre alt. Das Durchschnittsalter beträgt 9,71 Jahre (±0,63).

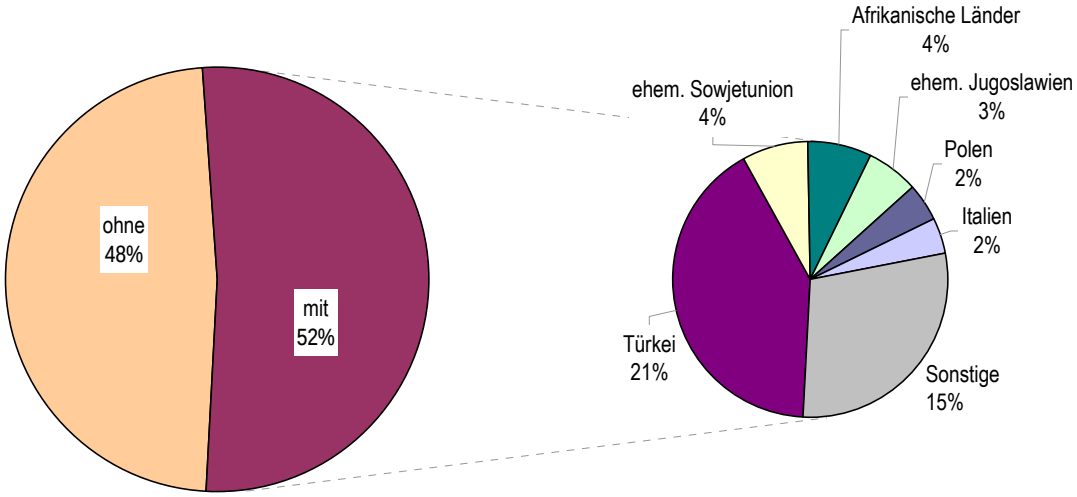


Abb. 9 *Anteile Kinder mit und ohne Migrationshintergrund, Herkunftsländer*[19]
Angaben in %, N=1190

51,6% der Befragten Schüler/innen sind Kinder mit Migrationshintergrund[20], das heißt, mindestens ein Elternteil stammt nicht aus Deutschland. Die mit Abstand größte Migrantengruppe sind dabei die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund (21,2% von allen Kindern).

Nach dem anhand der gruppierten Family Affluence Scale (FAS) erfassten sozioökonomischen Status[21] sind in der Stichprobe 22,0% Kinder mit niedrigem, 42,3% mit mittlerem und 35,6% mit hohem Status[22]. Der Mittelwert der ungruppierten FAS-Skala (Wertebereich 0-7) beträgt 4,74 (±1,58).

Kinder mit Migrationshintergrund haben insgesamt einen deutlich (Eta=0,338***) niedrigeren Status (4,23) als Kinder ohne Migrationshintergrund (5,30). Es gibt unter ihnen mehr Kinder mit niedrigem (30,8% vs. 12,5%) und weniger Kinder mit hohem Status (21,5% vs. 50,9%). Abbildung 10 verdeutlicht zudem, dass bezogen auf einzelne Herkunftsländer die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund diejenige Gruppe mit dem niedrigsten sozialen Status (Mw=3,83) darstellen.

[19] Nur 1,2% der Kinder haben auf dieser Kategorienebene zwei verschiedene Migrationshintergründe und konnten demnach nicht zugeordnet werden.

[20] Von allen Bewohner/innen Kölns haben 30,6% einen Migrationshintergrund (vgl. Stadt Köln 2006a: 27), diese Angaben liegen jedoch nicht nach Altersgruppen aufgeschlüsselt vor, so dass anhand dessen die Repräsentativität der Stichprobe nicht direkt geprüft werden konnte.

[21] Auf Ebene der 28 Stadtteile, in denen die Befragung stattfand, korreliert der Anteil an Schüler/innen mit niedrigem Status mit r = 0,757*** sowie der Anteil an Schüler/innen mit hohem Status mit r = -0,736*** mit der offiziellen Kinderarmutsquote der Stadtteile (s. Kap. 7.1). Die durchschnittliche Kinderarmutsquote der betrachteten Stadtteile beträgt 24,9%, der aus den Befragungsdaten berechnete Anteil an Kindern aus statusniedrigen Familien 21,9%. Dies legt nahe, dass die Family Affluence Scale als adäquater Proxy für den Status der Eltern verwendet werden kann (s.o. in den Ausführungen zum Erhebungsinstrument).

[22] Da in Großstädten die Anteile an Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern im Allgemeinen größer sind als in ländlichen Gebieten, sind die hier ermittelten Anteile für hohen Status erwartungsgemäß geringer als im Bundesdurchschnitt: Die (mit Einschränkung, s. Kap. 3) für Deutschland repräsentative Stichprobe der HBSC-Studie von 2005/2006 ermittelte auf Basis der Family Affluence Scale 13,2% mit niedrigem, 40,0% mit mittlerem sowie 46,8% mit hohem Status (vgl. Holstein et al. 2009: 262).

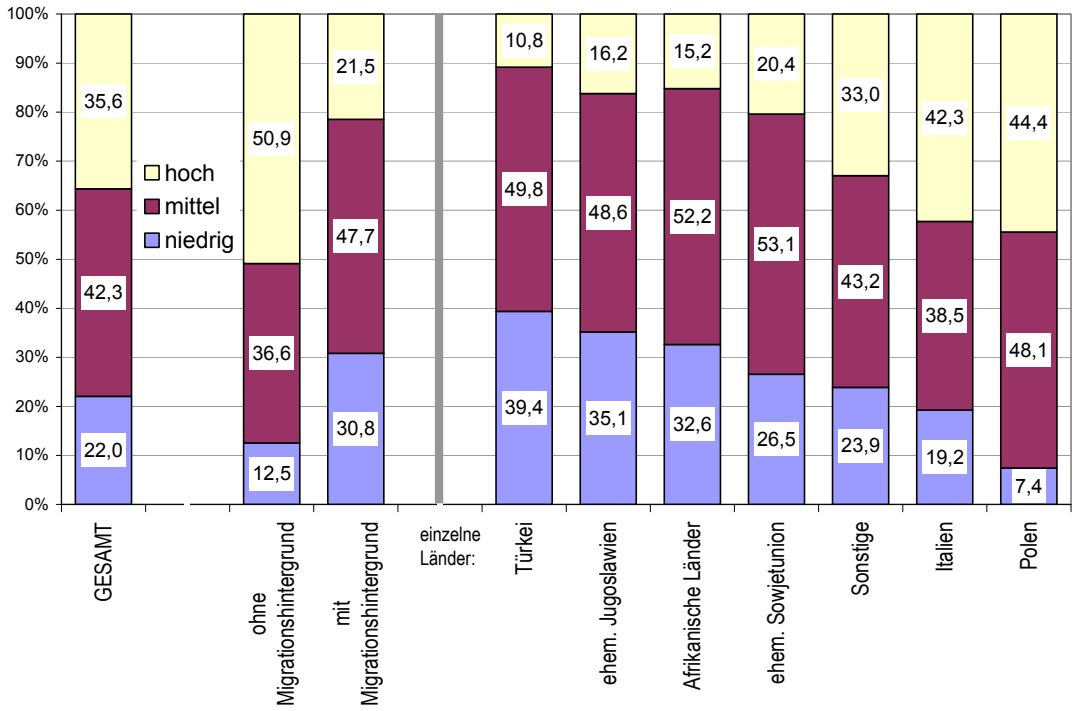


Abb. 10 *Sozio-ökonomischer Status insgesamt, nach Migrationshintergrund und nach einzelnen Herkunftsländern*

Angaben in % (1176 ≤ N ≤ 1181)

5.2 Regionalisierung von Daten

Um Kontexteffekte in die Analyse miteinbeziehen zu können, wurden die Individualdaten im Rahmen der „Regionalisierung“ sowohl mit typologischen Zuordnungen von Wohngebieten als auch mit räumlichen Strukturdaten dieser Gebiete verknüpft. Bei der Regionalisierung von Umfragedaten wird der Raum nach baulichen, wirtschaftlichen, planerischen, demographischen und sozialen Merkmalen untergliedert und strukturiert, so dass funktional oder strukturell abgegrenzte räumliche Einheiten unterschieden werden, die einen „Typ“ darstellen (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 19).

Das Verfahren der Regionalisierung ermöglicht es, den Kontext, der handlungsrelevant sein kann, zu erfassen. Eine Beschreibung der Struktur des näheren Wohnumfeldes bietet die Möglichkeit, das Wohnquartier als Handlungsraum und Sozialisationsinstanz zur Interpretation von Umfragedaten zu nutzen (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 1), indem die Individualdaten mit aggregierten Strukturdaten verknüpft werden. Die per Fragebogen erhobenen Individualdaten aus der SchülerInnenbefragung wurden mit sowohl mit einzelnen Strukturdaten (bspw. der Kinderarmutsquote) als auch mit Gebietstypdaten als Hintergrundvariablen über die Variable „Stadtteil der Schule“ als Verknüpfungsvariable ergänzt. Durch dieses Verfahren können die befragten Personen in einem Merkmalsraum verortet werden, welcher einen Kontext für ihr Denken und Handeln darstellt (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2005a: 17).

Welche Strukturmerkmale auf Stadtteilebene im Einzelnen als Aggregatdaten zur Beschreibung dieses Merkmalsraum herangezogen werden konnten, wird in Kapitel 5.3 dargestellt.

Diese Strukturdaten können zudem für eine Typisierung der Wohnumfelder herangezogen werden: Eine Arbeitsgruppe des Verbandes der Deutschen Städtestatistiker hat in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) Vorschläge für gemeinsame Standards für die Typisierung von Stadtteilen vorgelegt (vgl. Böltken 2005), die nach sechs Dimensionen gegliedert sind (vgl. Böltken 2005: 131):

1. Städtebauliche Situation (u.a. Lage in der Stadt, Dichte, Historie, Baualter)

2. Gebäudestruktur (Haustypen, Ein-, Zweifamilienhäuser)

3. Infrastruktur (Wohndichte, Freizeit- und Kultureinrichtungen)

4. Sozialstruktur (Altersstruktur, Deutsche/Ausländer, Haushaltsstruktur, Sozialhilfeempfänger, Sozialwohnungen)

5. Beschäftigungsstruktur (Beschäftigtenquote, Arbeitsplatzdichte, Sektorstruktur)

6. Umwelt (Luft-/Verkehrsbelastung)

Soweit die relevanten Daten nicht auf kleinräumiger Ebene als offizielle Statistiken verfügbar sind, können sie auch durch Begehungen selbst erhoben werden (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik & Böltken 2005). Als relevante Merkmale zur Wohnquartiersbeschreibung dienen nach Hoffmeyer-Zlotnik LAGE, DICHTE und NUTZUNG (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001; Hoffmeyer-Zlotnik 2005b; Hervorhebung i.O.). LAGE als Indikator für „Zentralität“ oder „Dezentralität“ erfasst die Distanz zum nächsterreichbaren Zentralen Geschäftsbezirk. DICHTE kann neben der Lage in mitteleuropäischen Städten als wichtigster Indikator zur Beschreibung städtischer Wohnquartiere angesehen werden (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2005b: 133). Dabei wird nach der Art der Wohngebäude gefragt, die die Nachbarschaft prägen. Die Codierung beinhaltet eine Gewichtung nach baulicher Dichte, so dass die Gebäudetypen in einer ordinalen Ordnung betrachtet werden von Villen (Code 1), über freistehende Ein- und Zweifamilien-

häuser (2), Häuser in Zeilenbauweise und Wohnhochhäusern (7), bis zu geschlossener Blockrandbebauung mit mehreren Höfen (10) (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2005b: 134). Der Index NUTZUNG unterscheidet die Nutzungsart nach den Funktionen „Wohnen", „Arbeit" und „Versorgung" (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2005b: 134). Um Quartiersspezifika herauszuheben, können dann Indizes auf Basis von LAGE, DICHTE und NUTZUNG berechnet (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 6ff.) werden, die aufzeigen, welchem Wohnungsteilmarktsegment ein Wohnquartier zugerechnet werden kann, und so Rückschlüsse auf die in einem Wohnquartierstyp dominanten Bevölkerungsgruppen ermöglichen.

Die vollständige Erhebung der von Hoffmeyer-Zlotnik vorgeschlagenen Quartiersmerkmale war im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht vonnöten, da auf der betrachteten Ebene der Stadtteile einige Strukturdaten zur Beschreibung der Bevölkerungsstruktur (wie Arbeitslosenquote und Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund) bereits vorlagen. Die in den einzelnen Gebieten häufigsten Arten der Wohngebäude, deren Baualter und die vorherrschende Nutzungsart wurden jedoch zusätzlich durch Begehungen bzw. Recherchen erhoben, um sie für die Typisierung der in der vorliegenden Untersuchung betrachteten Kölner Stadtteile berücksichtigen zu können.

Hoffmeyer-Zlotnik unterscheidet im Allgemeinen für Großstädte 9 verschiedene Typen (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 10; Hoffmeyer-Zlotnik 2005b: 137): Angrenzend an den Innenstadtbereich (Zentraler Geschäftsbezirk), der durch einen sehr hohen Anteil von Läden und Büros gekennzeichnet ist, befindet sich die „Zone im Übergang" (Typ 3), in der sich z.T. „noch die ethnischen Kolonien der alten ‚Gastarbeiter'-Gruppen" (Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 10) befinden. Hier sind z.T. auch innerstädtische Altindustrien vorhanden. Dieser Quartierstyp des innenstadtnahen Wohnens „ist als Teil des untersten Wohnungmarktsegments reserviert für sozial Schwache und ethnische Minderheiten" (Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 187). Die „Zone im Übergang" befindet sich jedoch „im Spannungsfeld zwischen ‚gold coast' und ‚slum'" (Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 10), d.h. neben den ethnischen Kolonien sind im innenstadtnahen Bereich auch solche Quartiere zu finden, die als bevorzugtes Wohngebiet für die alte städtische Oberschicht eine statushohe Bevölkerungsstruktur aufweisen. Ein anderer Teil der oberen Schichten ist in den „Villenvierteln" (Typ 8) und in den „Wohnquartieren der peripheren Einzelhausbebauung" (Typ 7) zu finden (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 11), in denen vorrangig 1-2-Familienhäuser und ausschließliche Wohnnutzung vorherrschen.

Eine noch stärker homogene Bevölkerungsstruktur weisen i.d.R. die „peripheren Hochhausgebiete" (Typ 5) auf: In den westlichen Bundesländern wiesen diese Gebiete bereits Anfang der 1990er Jahre eine eher statusniedrige Bewohnerpopulation auf. Gegen Ende der 90er Jahre wurde die „Konzentration der Armen und Statusschwachen in den peripheren Großsiedlungen immer stärker" (Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 11). Neben Arbeiterquartieren am Innenstadtrand wird dieser Gebietstyp in der Stadtsoziologie als Haupttyp benachteiligter Wohngebiete bezeichnet (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 27; Keller 2007: 183f.; Kronauer & Vogel 2004: 244; Manderscheid 2004: 127f.).

Diese Wohngebietstypen, die allgemein in deutschen Großstädten zu finden sind, können auch in Köln identifiziert werden (s. Kap. 7.2). Die Typisierung im Rahmen dieser Arbeit orientierte sich zum einen an bereits vorliegenden Typisierungen einzelner Kölner Stadtteile bzw. -quartiere. Zum anderen sollten solche Gebietstypen, die in der Stadtsoziologie zur Charakterisierung von Wohngebieten deutscher Großstädte als besonders relevant erachtet werden und bereits im Diskurs etabliert sind, abgebildet werden.

5.3 Aggregatdaten

Kontextebene Stadtteil

Auf der Meso-Ebene der Stadtteile wurden sowohl „analytische“ als auch „globale“ Merkmale (vgl. Wolf 2004: 105) verwendet: Analytische Eigenschaften basieren auf Informationen über die Mitglieder eines Aggregats, spiegeln demnach z.B. die Verteilung eines bestimmten Merkmals innerhalb eines Aggregats wider (vgl. Engel & Simonson 2006: 304). Es sind also Merkmale, die durch Aggregation von Individualmerkmalen gebildet werden – z.B. die Arbeitslosenquote. Globale Eigenschaften von Aggregaten beruhen dagegen auf Informationen, die sich nicht auf die Eigenschaften der einzelnen Mitglieder beziehen, sondern die genuine Aggregateigenschaften sind, z.B. Infrastrukturmerkmale (vgl. Engel & Simonson 2006: 306; Hinz 2009: 651f.). Es handelt sich also um Merkmale, die nur direkt auf der Aggregatebene zu erheben sind und für die es keine individuelle Entsprechung gibt (vgl. Ditton 1998: 105).

Als Datenquellen für raumbezogene Strukturdaten wurde zum einen auf amtliche Daten der offiziellen Statistik der Stadt Köln zurückgegriffen. Leider stehen für zentrale Strukturmerkmale wie Einkommen und Bildung in Ermangelung aktueller Volkszählungen keine kleinräumigen Daten zur Verfügung (vgl. Oberwittler 2003: 14), so dass mit z.T. weniger aussagekräftigen Daten vorlieb genommen werden musste.

Es wurden folgende Merkmale auf Stadtteilebene betrachtet:

Tab. 3. : *Übersicht über Merkmale auf Stadtteilebene*
(Datenquellen: Stadt Köln 2006a; Stadt Köln 2006b; Stadt Köln 2007[23]; eigene Daten)

Analytische Merkmale		Globale Merkmale
aus den offiziellen Statistiken:	*aus Individualdaten aggregiert:*	
Arbeitslosenquote	Anteil der sportaktiven Eltern	Anteil Sportflächen
Sozialhilfedichte	Anteil der nicht-sportaktiven Eltern	Anzahl Sportstätten/-hallen
Kinderarmutsquote	Anteil der Mitschüler/innen, die Mitglied im Sportverein sind	Anteil öffentlicher Grünanlagen
Anteil Bewohner/innen mit Migrationshintergrund	Durchschnittliche Tage, die Kinder im Sportverein verbringen	Anteil öffentlicher Parks
Ausländeranteil	Anteil Kinder, die täglich draußen Toben und Spielen	Anteil öffentlicher Spielplätze
Anteil Sozialwohnungen	Anteil Kinder mit niedrigem Status	Anteil Erholungsflächen
Wohnfläche je Einwohner	Anteil Kinder mit hohem Status	
Einwohnerdichte	Anteil Kinder mit Migrationshintergrund	
Anteil Ein- und Zweifamilienhäuser		
PKW-Dichte		

[23] Die Daten von 2007 zur Kinderarmut auf Stadtteilebene wurden freundlicherweise vom Kölner Amt für Stadtentwicklung und Statistik zur Verfügung gestellt.

Zusätzlich können aus den oben beschriebenen Individualdaten auf Stadtteilebene aggregierte analytische Merkmale berechnet werden. Diese Daten können einerseits der Einteilung der Gebietseinheiten zu bestimmten Gebietstypen und der Beschreibung der sozialräumlichen Segregation dienen, andererseits können sie auch als unabhängige Variablen im Rahmen der Mehrebenenanalysen einfließen[24].

Die vorliegenden Aggregatdaten ermöglichen einen relativ umfassenden, jedoch recht groben Überblick über die sozial-räumlichen Gegebenheiten (s. auch Kap. 9.2). Leider liegen z.B. keine Daten vor, die Rückschlüsse auf private Bewegungsgelegenheiten (z.B. in Gärten) zulassen, welche stärker noch als öffentliche sozial-räumliche Ungleichheiten spiegeln (s. Kap. 2.3.1).

Von den Dimensionen, die nach den Empfehlungen des Verbandes der Deutschen Städtestatistiker für die Typisierung von Stadtteilen berücksichtigt werden sollten (s. Kap. 5.2), liegen jedoch zumindest Angaben zur Gebäudestruktur, zur Infrastruktur (insb. Sportinfrastruktur) und zur Sozialstruktur vor. Zur Städtebaulichen Situation konnten Daten durch Begehung bzw. Recherche ergänzt werden.

Kontextebene Schule

Weitere Hintergrunddaten auf der Meso-Ebene der Schulen wurden mittels eines SchulleiterInnen-Fragebogens erhoben (s. Anhang B): Dieser wurde von 27 der 32 Schulen aus 24 verschiedenen Stadtteilen ausgefüllt. Dies entspricht einer Rücklaufquote von 84,4% der Schulen[25]. Dieser Fragebogen diente zum einen der Identifikation der Einzugsbereiche der jeweiligen Schule. Zudem lässt er eine Einordnung des Sportprofils der jeweiligen Schule zu, indem u.a. die von der Schule nutzbaren Sportstätten und –flächen, außerunterrichtliche Sportangebote und Kooperationen der Schule mit Sportvereinen erhoben wurden.

[24] Zu beachten ist dabei jedoch der Einfluss der Stadtteilgröße auf den Kontexteffekt (vgl. Nonnenmacher 2007: 504-507): Stadtteile mit über 5km² Größe sind häufig zu heterogen für eine Kontextanalyse (vgl. ebenda: 507), d.h. solche Gebiete sind unter Umständen zu groß, um Kontexteffekte nachweisen zu können (vgl. ebenda: 508).

[25] Diese Daten können daher nur im deskriptiven Teil genutzt werden und nicht in die Mehrebenenanalyse einfließen, da dort die Fälle listenweise ausgeschlossen werden, so dass die Fallzahlen zu klein werden würden (s. auch Kap. 6.5).

6 Auswertungsmethoden

In diesem Kapitel werden die verwendeten statistischen Analyseverfahren beschrieben. Uni- und bivariate Analysen, Faktoren- und Reliabilitätsanalysen, Multiple Regressionsanalysen sowie Logistische Regressionen wurden mit SPSS Version 17.0 bzw. 19.0 durchgeführt. Die Mehrebenenanalysen wurden mit dem Programm HLM 6 berechnet.

6.1 Bivariate Analysen

Nach der ersten univariaten Auswertung der Daten wurden bivariate Analysen durchgeführt. In diesem Rahmen wurden Kreuztabellen, Mittelwertvergleiche und Korrelationen berechnet.

Für Kreuztabellen bzw. Grafiken, die auf Kreuztabellen basieren, wurde als Maß für die Stärke des Zusammenhangs die auf der Chi-Quadrat-Statistik beruhende Maßzahl Cramers V (vgl. Diaz-Bone 2006: 81f.) herangezogen, die als Standardisierung des Chi-Quadrat-Werts unabhängig von Tabellengröße und Fallzahl interpretierbar ist (vgl. Kuckartz et al. 2010: 200f.). Der Wertebereich von Cramers V reicht von 0 (= statistische Unabhängigkeit) bis 1 (= perfekter statistischer Zusammenhang) (vgl. Kuckartz et al. 2010: 93). Dabei kann ein Wert von .30 in den Sozialwissenschaften bereits als ein starker Zusammenhang interpretiert werden (vgl. Gehring & Weins 2000: 118). Die Signifikanz der Zusammenhänge wird jeweils mittels eines Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstests geprüft (vgl. Diaz-Bone 2006: 175f.)

Bei Mittelwertvergleichen zwischen verschiedenen Gruppen erfolgte die Signifikanzprüfung mit einer einfaktoriellen Varianzanalyse (ANOVA), bei der berechnet wird, ob die Varianz zwischen den Gruppen signifikant größer ist als die Varianz innerhalb der Gruppen (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 149). Diese einfaktorielle Varianzanalyse ist eine Verallgemeinerung des t-Tests (vgl. Diekmann 2008: 695; Behnke, Baur & Behnke 2010: 437). Als Maßzahl wird dabei das PRE-Maß[26] Eta (η) als Maß für die Stärke des Zusammenhangs angegeben (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 149ff.). Eta^2 gibt an, um wie viel Prozent der Vorhersagefehler (Summe der quadrierten Abweichungen) bei Einbeziehung der unabhängigen Variablen im Vergleich zum arithmetischen Mittel der abhängigen Variablen als Vorhersagewert verkleinert werden kann. Erwähnenswert sind daher Eta-Werte etwa ab ca. 0,1 (vgl. Gehring & Weins 2000: 126-129). Bei Werten um 0,3 kann bereits von einem „relativ stark ausgeprägten" Zusammenhang gesprochen werden (Gehring & Weins 2002: 131ff.).

Zur Abschätzung der Stärke und Richtung von Zusammenhängen zwischen metrischen bzw. ordinalen Variablen wurden Korrelationen berechnet. Hierbei wurde zwischen metrischen und ordinalen Variablen unterschieden: Bei metrischen wurde Pearsons Produkt-Moment-Korrelation (vgl. Diaz-Bone 2006: 108; Kuckartz et al. 2010: 192ff.) verwendet, bei ordinalen der Rangkorrelationskoeffizient nach Spearman (vgl. Behnke, Baur & Behnke 2010: 396f.; Diehl & Staufenbiel 2007: 143ff.). Die Interpretation der Korrelationskoeffizienten ist wiederum *un*abhängig von der Art des Koeffizienten (vgl. Kuckartz et al. 2010: 199).

[26] PRE = „Proportional Reduction in Error". Die Stärke des Zusammenhangs zeigt bei PRE-Maßen an, wie gut die Werte der abhängigen Variable durch die Kenntnis der unabhängigen Variable vorhergesagt werden können (vgl. Gehring & Weins 2009: 153).

Im Rahmen der bivariaten Analysen wurden somit jeweils sowohl Signifikanztests durchgeführt als auch Maßzahlen angegeben, die eine Einordnung der Stärke des jeweiligen Zusammenhangs ermöglichen.

Zur Aussagekraft von Signifikanztest sollte Folgendes berücksichtigt werden: Signifikanztest versuchen nicht H1 zu verifizieren, sondern H0 zu falsifizieren. Die „Irrtumswahrscheinlichkeit" ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine richtige H0 fälschlicherweise zurückgewiesen werden könnte (vgl. Urban & Mayerl 2008: 134). So „hat statistische Signifikanz (…) nichts mit theoretischer Relevanz zu tun. Signifikante Ergebnisse sind lediglich Aussagen darüber, dass es eine akzeptable Wahrscheinlichkeit für die Nicht-Zufälligkeit statistisch produzierter Zusammenhänge gibt" (Urban & Mayerl 2008: 137).

Anwendungsvoraussetzung für Signifikanztests ist, dass eine echte Zufallsstichprobe vorliegt (vgl. u.a. Urban & Mayerl 2008: 131; Häder 2006: 423; Behnke, Baur & Behnke 2010: 147f.). Auch wenn diese Bedingung bei Nichtzufallsstichproben nicht erfüllt ist, können Signifikanztests jedoch eine wichtige Entscheidungshilfe darstellen und als Referenz- bzw. Anhaltspunkt für Wahrscheinlichkeiten dienen (vgl. Diekmann 2008, 720ff.).
Wie oben gezeigt (s. Kap. 5.1) kann hier von einer nach relevanten Merkmalen repräsentativen Stichprobe ausgegangen werden, womit entsprechende Testverfahren als aussagekräftig einzuschätzen sind.

Für statistisch signifikante Zusammenhänge werden üblicherweise Abkürzungen verwendet. Für diese Arbeit gilt, dass ein Zusammenhang i.d.R. dann als „signifikant" (= überzufällig) bezeichnet wird, wenn die Irrtumswahrscheinlichkeit (p) kleiner als 5%, das Signifikanzniveau demnach größer als 95% ist (vgl. Gehring & Weins 2000: 229). Es wird eine Differenzierung nach drei (vgl. Bühl 2006: 115) bzw. vier Signifikanzniveaus (s. Tab. 5) verwendet; die Bezeichnung der Signifikanzniveaus orientiert sich an den „üblichen Konventionen in den Sozialwissenschaften" (vgl. Behnke, Baur & Behnke 2010: 418):

Tab. 4. : Signifikanzniveaus (3 Stufen)

Irrtumswahrscheinlichkeit	Bedeutung	Symbolisierung
$p \geq 0{,}05$	nicht signifikant	n.s.
$p < 0{,}05$	signifikant	*
$p < 0{,}01$	hoch signifikant	**
$p < 0{,}001$	höchst signifikant	***

Quellen: nach Bühl 2006: 115 und Behnke, Baur & Behnke 2010: 418 ; eigene Darstellung

„Ob ein Testergebnis signifikant wird oder nicht, hängt (…) nicht nur von den beobachteten Unterschieden ab, sondern mehr noch von der Größe der Stichprobe." (Behnke, Baur & Behnke 2010: 425) Da Signifikanztestverfahren demnach in hohem Maße fallzahlabhängig sind (vgl. auch Diekmann 2008: 713; Urban & Mayerl 2008: 139; Kuckartz et al. 2010: 144f.; Wolf & Best 2010: 636), empfehlen Kühnel & Krebs (2001: 242) bei kleineren Fallzahlen um ca. N≤100 eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 10% zu wählen. Dies ist im Folgenden bei Analysen auf Aggregatebene und bei Subgruppenanalysen relevant. Irrtumswahrscheinlichkeiten von $0{,}05<p<0{,}1$ können als „schwach signifikant" bzw. „tendenziell signifikant" (vgl. Bös, Hänsel & Schott 2000: 114) bezeichnet und mit dem Symbol „+" dargestellt werden (vgl. Wolf 2004):

Tab. 5. : Zusätzliches Signifikanzniveau (insb. bei kleineren Fallzahlen)

Irrtumswahrscheinlichkeit	Bedeutung	Symbolisierung
$0{,}1 > p \geq 0{,}05$	schwach bzw. tendenziell signifikant	+
$p \geq 0{,}1$	nicht signifikant	n.s.

Quelle: nach Kühnel & Krebs 2001: 242 und Bös, Hänsel & Schott 2000: 114; eigene Darstellung

Da die statistische Signifikanz nichts darüber aussagt, ob ein Unterschied bzw. Zusammenhang auch „substanziell signifikant", d.h. relevant ist (vgl. Behnke, Baur & Behnke 2010: 425), werden jeweils Maßzahlen angegeben, die zumindest Hinweise auf die inhaltliche Bedeutsamkeit geben können. Zur Beurteilung der Größe von Korrelationen bzw. der Stärke von Zusammenhängen existieren zahlreiche unterschiedliche Einteilungen (vgl. Kuckartz et al. 2010: 195). Beispielhaft sei hier folgende angeführt, die auf Korrelationen und auf statistische Zusammenhangsmaße allgemein anwendbar ist und für diese Arbeit zur Orientierung verwendet wird:

Tab. 6. : Stärke von Zusammenhängen nach Diaz-Bone 2006

Wert	Interpretation
$0{,}00 \leq r \leq 0{,}05$	kein Zusammenhang
$0{,}05 < r < 0{,}20$	schwacher Zusammenhang
$0{,}20 \leq r < 0{,}50$	mittlerer Zusammenhang
$0{,}50 \leq r < 0{,}70$	starker Zusammenhang
$0{,}70 \leq r < 1{,}00$	sehr starker Zusammenhang

Quelle: nach Diaz-Bone 2006: 91, eigene Darstellung

Die Maßzahlen für die Effektgröße liefern insofern eine wertvolle Grundlage für die Interpretation, da sie die Vergleichbarkeit von Ergebnissen untereinander ermöglichen. Ob und inwiefern Zusammenhänge bzw. Gruppenunterschiede von praktischer Bedeutung sind, ist jedoch „natürlich zuallererst eine Frage der theoretischen Bewertung" (Kuckartz et al. 2010: 145). Dementsprechend kann eine solche Einteilung der Intervalle zwar eine grobe Einordnung ermöglichen, es sollte jedoch bedacht werden, dass derartige Abstufungen willkürlich sind bzw. sein müssen. Je nach inhaltlichem Kontext können auch schon Werte um 0,3 als starke Zusammenhänge interpretiert werden (vgl. Gehring & Weins 2000: 118).

6.2 Faktoren- und Reliabilitätsanalyse

Die „Faktorenanalyse“ ist ein strukturentdeckendes, exploratives Verfahren (vgl. Diaz-Bone 2006: 259), das zur Datenreduktion genutzt werden kann (vgl. Fromm 2004: 233). Dabei ist es das Ziel der Faktorenanalyse, nicht direkt beobachtbare (= latente) Dimensionen anhand verschiedener beobachtbarer (= manifester) Variablen messbar zu machen (vgl. Fromm 2004: 226f.). Durch dieses Vorgehen kann eine größere Anzahl von manifesten Variablen durch eine geringere Anzahl von Faktoren abgebildet werden (vgl. Diaz-Bone 2006: 258f.; Wolff & Bacher 2010: 334f.).

Für die Faktorenanalysen wurden folgende SPSS-Einstellungen verwendet: Als Methode wurde das Verfahren der „Hauptkomponentenanalyse“ genutzt (vgl. Diaz-Bone 2006: 259). Um die Anzahl von Faktoren zu bestimmen, wurde das „Eigenwerte-“ bzw. „Kaiser-Kriterium“ verwendet (vgl. Wolff & Bacher 2010: 341f.): Hierbei werden diejenigen Faktoren, die einen Eigenwert größer als 1 haben, extrahiert. Der Eigenwert eines Faktors zeigt an, welcher Anteil der Gesamtvarianz aller Variablen mit Hilfe dieses einen Faktors erklärt werden kann. Dementsprechend würde ein Faktor mit einem Eigenwert kleiner als 1 weniger Varianz als eine einzelne Variable erklären (vgl. Fromm 2004: 243f.).

Weiterhin zeigen die kumulierten Varianzanteile an, welcher %-Anteil der Varianz durch die extrahierten Faktoren erklärt werden kann. Anteile über 50% können dabei als zufriedenstellend eingestuft werden (vgl. Schöneck & Voß 2005: 203). Zum Zwecke der Verdeutlichung der Ergebnisse wurde anschließend eine „Varimax-Rotation“ durchgeführt. Diese Prozedur ist ein orthogonales Rotationsverfahren (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 517f.), durch dessen Anwendung die Unabhängigkeit der Faktoren erhalten bleibt (vgl. Fromm 2004: 241f.).

Zur Interpretation der Ergebnisse der Faktorenanalyse wurden Kommunalitäten und Faktorladungen herangezogen: Die Kommunalitäten geben jeweils den Anteil der Varianz einer Variable an, der durch alle Faktoren gemeinsam erklärt werden kann. Variablen mit niedriger Kommunalität werden demnach weniger gut durch die Faktorenlösung erfasst (vgl. Fromm 2004: 241f.). Die Faktorladungen dienen dann der inhaltlichen Interpretation der einzelnen Faktoren: „Um einen Faktor inhaltlich zu interpretieren, betrachtet man die Items, die hoch auf ihn ‚laden‘ (sog. ‚Markierungsitems‘), und versucht, ihren gemeinsamen inhaltlichen Nenner zu bestimmen“ (Fromm 2004: 239). Hierbei wird zur Interpretation der Faktoren die Verwendung von Faktorladungen ab etwa 0,5 empfohlen (vgl. Backhaus et al. 2008: 383). Dabei sollten diese Items zugleich auf keinem anderen Faktor bedeutsame Nebenladungen - d.h. größer als 0,3 - haben (vgl. Wolff & Bacher 2010: 346). Die berechneten Faktorwerte wurden abgespeichert, so dass sie als Faktorvariablen für weiterführende Berechnungen genutzt werden konnten (vgl. Wolff & Bacher 2010: 335).

Die Faktorenanalyse wurde hier vornehmlich als Datenaufbereitungsverfahren verwendet, weniger als Datenauswertungsverfahren. Die Faktorwerte dienten als Grundlage der Stichprobenziehung sowie als unabhängige Variablen.

Anschließend wurden zur Prüfung der internen Homogenität der einzelnen Faktoren (vgl. Fromm 2004: 227f.) Reliabilitätsanalysen vorgenommen: Der Reliabilitätskoeffizient Cronbachs Alpha (vgl. Cronbach 1951) gibt Hinweise auf die interne Konsistenz, d.h. die Homogenität einer Skala bzw. hier eines Faktors. Der Alpha-Koeffizient ist im Wertebereich zwischen 0 und 1 angesiedelt, wobei 1 absolute Homogenität bedeuten würde. Negativ gepolte Items müssen dabei vorab umcodiert werden (vgl. Fromm 2010: 77).

Bei der Einschätzung der Höhe der Reliabilitätskoeffizienten sind zwei Aspekte zu bedenken: Diese werden nämlich 1. von der inhaltlichen Heterogenität der Items einer Skala beeinflusst, zum 2. aber auch von der Anzahl der Items, weil sich der Alphawert nicht nur mit wachsender Inter-Item-Korrelation, sondern auch mit wachsender Itemzahl vergrößert. Folglich erreicht eine Skala mit einer höheren Anzahl an Items bei gleicher Inter-Item-Korrelation ebenfalls einen höheren Alphawert. Generell können Alpha-Werte ab ca. 0,7 als befriedigend angesehen werden (vgl. Rammstedt 2004: 15). In der Praxis werden etwas niedrigere Werte auch noch als akzeptabel (vgl. Schnell, Hill & Esser 2005: 153) eingestuft. Extrem hohe Alpha-Werte von über 0,95 würden jedoch auf eine „künstliche Aufblähung der Reliabilität" (Diekmann 1998: 223) hindeuten, da sie eine nur geringfügige Variation des gleichen Items auf Kosten der Inhaltsvalidität annehmen lassen.

Zudem kann für jedes einzelne Item einer Skala bzw. eines Faktors anhand der Item-Skala-Korrelation angegeben werden, inwiefern es zu den anderen Items, die auf dem gleichen Faktor laden, passt[27] (vgl. Fromm 2010: 78). Im Allgemeinen werden Koeffizienten ab einem Wert von etwa 0,3 als ausreichend bewertet, wenn zugleich eine Elimination des Items zu einer Reduzierung des Reliabilitätskoeffizienten führen würde (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 593). Bortz & Döring beurteilen Item-Skala-Korrelationen zwischen 0,3 und 0,5 als „mittelmäßig", Werte größer 0,5 als „hoch" (Bortz & Döring 2006: 220).

[27] Dabei werden die *korrigierten* Item-Skala-Korrelationen angegeben. „Korrigiert" bedeutet hierbei, dass das jeweilige Item selbst nicht in die entsprechende Berechnung der Skala einfließt, da die Korrelation andernfalls überschätzt werden würde (vgl. Diekmann 1998: 214).

6.3 Multiple Regressionsanalysen

Mit der multiplen Regressionsanalyse kann der gerichtete Einfluss von (mehreren) unabhängigen Variablen auf eine abhängige Variable erfasst werden (vgl. Brüderl 2000: 589). Sie dient dem Ziel, die Beziehung zwischen einer abhängigen und einer oder mehreren unabhängigen Variablen zu analysieren und zu quantifizieren. Die Regressionsanalyse ermöglicht so Aussagen über die relative Stärke und Richtung der einzelnen Einflussfaktoren, die gleichzeitig geschätzt werden, unter Kontrolle der anderen im Modell verwendeten unabhängigen Variablen (vgl. Wolf & Best 2010: 612). Das heißt, es wird der *gleichzeitige* Einfluss mehrerer unabhängiger Variablen auf eine abhängige Variable statistisch modelliert (vgl. Urban & Mayerl 2008: 16), wobei deren Einflussstärken unter Kontrolle aller anderen im Regressionsmodell berücksichtigten unabhängigen Variablen geschätzt werden (vgl. Urban & Mayerl 2008: 81).

Bei der abhängigen Variablen der linearen Regressionsanalyse sollte es sich um metrische Variablen bzw. als „metrisch zu definierende Variablen" (Urban & Mayerl 2008: 12; vgl. auch Kühnel & Krebs 2001: 34f.) handeln. Als unabhängige Variablen können dabei sowohl metrische[28] als auch dichotome dummy-codierte Variablen Verwendung finden (vgl. Fromm 2010: 87). Ebenso können nominale Variablen mit mehr als zwei Kategorien als n-1 Dummy-Variablen angewendet werden (vgl. Hardy 1993). Dabei ist die Kategorie, für die keine Dummy-Variable gebildet wurde, als Referenzkategorie anzusehen. Die Koeffizienten sind dann interpretierbar relativ zur jeweiligen Referenzkategorie (vgl. Wolf & Best 2010: 611). Es sollte dabei zur Vermeidung von Schätzproblemen darauf geachtet werden, dass die als Referenzkategorie gewählte Kategorie nicht zu wenig Fälle enthält (vgl. Urban & Mayerl 2008: 278) und inhaltlich einen aus Sicht der jeweiligen Fragestellung sinnvollen Vergleich ermöglicht (vgl. Fromm 2010: 116).

In mehrstufigen Modellen wurden die unabhängigen Variablen „blockweise" mit der Methode „Einschluss" in die Regressionsmodelle integriert. Dies bedeutet, dass dies auf Basis theoretischer Überlegungen geschah (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 425), nicht aufgrund statistischer Kennwerte. Da eine sinnvolle Regressionsmodellierung „theoriegeleitet und/oder analytisch begründbar sein" sollte (Urban & Mayerl 2008: 18), raten Urban & Mayerl von einer schritt- statt blockweisen Variablenauswahl ab (vgl. Urban & Mayerl 2008: 112ff.).

Im Rahmen der multiplen Regressionsanalysen sind zur Interpretation folgende Angaben relevant: In Bezug auf Einflussgröße und –richtung der einzelnen unabhängigen Variablen werden für die einzelnen Variablen „partielle" Regressionskoeffizienten angegeben; alle anderen Effekte werden also kontrolliert bzw. konstant gehalten (vgl. Urban & Mayerl 2008: 86). Für modellinterne Vergleiche werden standardisierte Beta-Koeffizienten angeführt, für modellübergreifende Vergleiche sind es unstandardisierte B-Werte. Die unstandardisierten B-Koeffizienten besagen, dass sich bei Erhöhung der jeweiligen unabhängigen Variablen um eine Einheit der Vorhersagewert für die abhängige Variable um den entsprechenden Wert verändert (vgl. Diaz-Bone 2006: 192).

Die standardisierten Regressionskoeffizienten Beta geben hingegen an, um wie viele *Standard*einheiten sich die abhängige Variable ändert, wenn die unabhängige um eine Stan-

[28] Auch ordinalskalierte Variablen mit möglichst 5 oder mehr Ausprägungen sind zulässig (vgl. Urban & Mayerl 2008: 275). In der Forschungspraxis ist dieses Vorgehen weit verbreitet (vgl. Schöneck & Voß 2005: 175; Gehring & Weins 2009: 46), da sich das Verfahren der Regressionsanalyse als relativ unempfindlich gegenüber kleineren Verletzungen von Anwendungsvoraussetzungen erwiesen hat (vgl. Backhaus et al. 2008: 91).

dardeinheit steigt (vgl. Brüderl 2000: 628). So lassen sie einen Vergleich der Effektstärken der einzelnen unabhängigen Variablen untereinander innerhalb des gleichen Regressionsmodells zu (vgl. Diaz-Bone 2006: 193). Hintergrund ist, dass bei diesem Vorgehen im Vergleich zu unstandardisierten Koeffizienten die Skaleneffekte beseitigt sind (vgl. Urban & Mayerl 2008: 103f.). Auf diese Weise können die Einflüsse verschiedener unabhängiger Variablen trotz unterschiedlicher Messskalen miteinander modellintern verglichen werden.

Um die Erklärungsleistung des Gesamtmodells einschätzen zu können, wird der Determinationskoeffizienten R^2 herangezogen. Dieser gibt den Anteil der durch das Modell erklärten Varianz an (vgl. Diaz-Bone 2006: 194). Zur Beurteilung der Höhe des Determinationskoeffizienten können keine klaren bzw. sinnvollen Grenzwerte angegeben werden, da dies stark vom jeweiligen Kontext abhängig ist: „In jedem Fall kann die Erklärung der Modellgüte nur in Relation zur untersuchten Fragestellung beantwortet werden." (Wolf & Best 2010: 610) Vermieden werden sollte daher die „Absurdität der Jagd nach einem möglichst hohen R^2-Wert" (Urban & Mayerl 2008: 109), indem beispielsweise mehr unabhängige Variablen als sinnvoll aufgenommen werden. „In der empirischen Sozialforschung sind die r^2-Werte (…) häufig niedrig ausgeprägt, r^2-Werte über 0,5 werden selten erreicht." (Diaz-Bone 2006: 213)

Desweiteren wurden im Rahmen der Regressionsmodelle mögliche „Interaktionseffekte" betrachtet und modelliert: »Interaktion« wird hier im Sinne einer bedingten Beziehung verstanden, d.h. der Effekt einer bestimmten Variablen unterscheidet sich in verschiedenen Gruppen bzw. unter verschiedenen Bedingungen. Ein solcher Effekte „ist in den Sozialwissenschaften besonders bedeutsam, da dort in vielen theoretischen und analytischen Aussagen bestimmte Einflüsse vom Vorhandensein anderer Einflüsse abhängig gemacht werden" (Urban & Mayerl 2008: 214). So kann beispielsweise der Effekt des Alters bei Jungen anders sein als bei Mädchen. Die Stärke – und u. U. auch die Richtung – der Beziehung zwischen zwei Variablen variiert mit einer dritten Variablen (vgl. Kühnel & Krebs 2001: 483f.). Eine solche „Moderatorvariable" kann die Stärke, Signifikanz und/oder Einflussrichtung eines Effekts beeinflussen (vgl. Urban & Mayerl 2008: 293).

In der vorliegenden Studie wurden Interaktionseffekte als Produktvariablen in die Regressionsmodelle integriert (vgl. Kühnel & Krebs 2001: 559ff.). Beispielsweise wurde zur Prüfung einer vermuteten Wechselwirkung zwischen Geschlecht und Migrationshintergrund eine neue Variable als Produkt dieser beiden Variablen in SPSS berechnet. Diese neuen multiplikativen Variablen wurden im Anschluss zusätzlich in die Regressionsanalyse aufgenommen (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 438), um zu prüfen, ob signifikante Interaktionseffekte vorliegen. Eine solche Interaktionsvariable ist in der Regressionsgleichung eine „reale Variable. Hinsichtlich ihrer substanziellen Interpretation ist sie jedoch nur eine Phantom-Variable" (Urban & Mayerl 2008: 215), d.h. sie hat keinen eigenständigen empirischen Messbereich, sondern soll lediglich mögliche Wechselwirkungen zwischen unabhängigen Variablen identifizieren.

Gerade die Aufnahme von multiplikativen Interaktionstermen kann jedoch zu Multikollinearitätsprobleme führen und so die Modellschätzung verzerren (vgl. Urban & Mayerl 2008: 217): Hohe Multikollinearität kann dann vorkommen, wenn zwischen den unabhängigen Variablen des Regressionsmodells eine lineare Abhängigkeit existiert. In diesen Fällen liegen sehr hohe Korrelationen vor, was eine Instabilität der Regressionswerte nach sich ziehen kann (vgl. Urban & Mayerl 2008: 228). Um dies zu prüfen, wurde im Rahmen der multiplen Regressionsanalysen standardmäßig eine Kollinearitätsdiagnose ausgeführt. Dabei gibt die Maßzahl VIF (Varianz-Inflations-Faktor) an, ob und inwieweit Multikollinearitätsprobleme

vorliegen: Ein VIF-Wert nahe 1 zeigt an, dass keine Multikollinearität besteht (vgl. Wagschal 1999: 237), während ein VIF > 10,0 auf starke Multikollinearitätsprobleme hinweist. Urban & Mayerl (2008: 232) befürworten einen noch strengeren Grenzwert von 5,0. Eine Möglichkeit, Multikollinearität zu beseitigen, bietet die Zentrierung der Variablen (vgl. Urban & Mayerl 2008: 238-241). Dies ist insbesondere im Zusammenhang mit Interaktionsvariablen empfehlenswert. Daher wurden in der vorliegenden Studie in den Regressionsmodellen, bei denen sich Anzeichen für Multikollinearität zeigten, die entsprechenden Variablen zentriert (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 438ff.).

6.4 Logistische Regression

Während die klassische multiple Regressionsanalyse nur für metrische und u.U. ordinale abhängige Variablen vorgesehen ist, ermöglicht es die logistische Regression, eine kategoriale abhängige Variable in ein Regressionsmodell aufzunehmen. „Dadurch erweitert sich für soziologische Analysen das mögliche Anwendungsspektrum für Regressionsanalysen enorm." (Diaz-Bone 2006: 231) Wenn die abhängige Variable nominales Skalenniveau aufwies, wurde demnach keine multiple, sondern eine logistische Regression gerechnet (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 477), die Gruppenzugehörigkeiten prognostizieren kann (vgl. Fromm 2010: 107). Die abhängigen Variablen waren dichotom (z.B. Sportvereinsmitgliedschaft), so dass eine binäre logistische Regression (vgl. Andreß, Hagenaars & Kühnel 1997: 183ff.; Diaz-Bone 2006: 231-252) verwendet werden konnte. Alle dichotomen und nominalen Variablen wurden, wenn dies zuvor noch nicht geschehen war, in Dummy-Variablen umkodiert (vgl. Best & Wolf 2010: 827). Als unabhängige Variablen können wie in der linearen Regression metrische bzw. annähernd metrische (s. Kap. 6.3) Variablen und Dummy-Variablen verwendet werden (vgl. Diaz-Bone 2006: 232). Interaktionseffekte wurden wie bei der multiplen Regression modelliert.

Im Vergleich zur multiplen Regression gibt es bei der Betrachtung der Regressionskoeffizienten einige Besonderheiten: Bei der logistischen Regression werden zunächst nicht Wahrscheinlichkeiten betrachtet, sondern Chancen (Odds) (vgl. Best & Wolf 2010: 829). Odds sind definiert als Eintrittswahrscheinlichkeit dividiert durch die Gegenwahrscheinlichkeit und entsprechen damit z.B. den Quoten bei Pferdewetten (vgl. Diaz-Bone 2006: 73ff.; Kuckartz et al. 2010: 246). Die Odds werden logarithmiert („Logits"), so dass ihre Nullstelle bei 1 liegt (vgl. Best & Wolf 2010: 830). Die Regressionskoeffizienten der einzelnen Prädiktoren sind demnach folgendermaßen zu interpretieren:

In Bezug auf Logits ist eine Interpretation analog zur linearen OLS-Regression (s. Kap. 6.3) möglich: Die Logits verändern sich um β_i Einheiten, wenn die unabhängige Variable um eine Einheit steigt (unter Konstanthaltung der anderen unabhängigen Variablen). Da jedoch logarithmisierte Odds inhaltlich nicht zu interpretieren sind, sondern lediglich eine Angabe der Richtung des Zusammenhangs ermöglichen, wird vielfach empfohlen, die entlogarithmierte Variante $e^{ß}$ heranzuziehen (vgl. Best & Wolf 2010: 831). Ein positiver Zusammenhang besteht bei $e^{ß}$-Werten/Odds Ratios größer als 1, negative Effekte werden durch Werte kleiner 1 angezeigt (vgl. Andreß, Hagenaars & Kühnel 1997: 270f.). 1 ist der neutrale Wert, wenn kein Zusammenhang besteht (vgl. Best & Wolf 2010: 832). $e^{ß}$ ist der Faktor, um den sich die Chance für das Eintreten der Kategorie 1 der abhängigen Variable ändert, wenn die unabhängige Variable um eine Einheit steigt (vgl. Fromm 2010: 139). Best & Wolf (2010: 832f.) empfehlen zusätzlich, die Logits in vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten umzurechnen. Die Wahrscheinlichkeit p kann nach der Formel $p = 1/1+e^{-z}$ berechnet werden, wobei z der Vorhersagewert der Regressionsgleichung ist (vgl. Bühl & Zöfel 2005: 352f.).

Als Maß für die Modellgüte wird in der vorliegenden Untersuchung bei den logistischen Regressionsmodellen Nagelkerkes R^2 verwendet. Es besitzt gegenüber anderen möglichen Fitmaßen (wie Cox & Snell-R^2) den Vorteil der Normierung, so dass es den theoretischen Höchstwert 1 annehmen kann (vgl. Diehl & Staufenbiel 2007: 486) und nicht von der Stichprobengröße abhängig ist (vgl. Fromm 2010: 130). Nagelkerkes R^2 „kann wie das Bestimmtheitsmaß in der linearen Regressionsanalyse interpretiert werden" (Fromm 2010: 130) als Anteil der durch die unabhängigen Variablen erklärten Varianz.

6.5 Mehrebenenanalyse

Nachdem zunächst im Rahmen von multiplen und logistischen Regressionsmodellen getrennte Analysen für die Individual- und für die Aggregatebene durchgeführt werden, soll anschließend mit der Mehrebenenanalyse geprüft werden, ob sich unabhängig von den Individualeffekten ein eigenständiger Einfluss der Merkmale der Wohngebiete auf das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder nachweisen lässt. Aufgrund der hierarchischen Datenstruktur, bei der mehrere Personen zum selben Kontext gehören, lässt sich dies nicht zuverlässig anhand linearer Regressionsmodelle prüfen[29] (vgl. Hox 2002: 5ff.).

Die Mehrebenenanalyse ist ein statistisches Verfahren zur Analyse von hierarchischen Daten, d.h. sie wird bei einer Datenstruktur (vgl. Raudenbush & Bryk 2002: 3ff.) verwendet, in der Daten in hierarchisch gegliederter und aufeinander bezogener Form vorliegen - beispielsweise Mitarbeiter/innen von Abteilungen (vgl. Hinz 2009: 648), Schüler/innen in Klassen oder Bewohner/innen in Stadtteilen.

Der Einfluss sowohl von individuellen als auch von kontextuellen Merkmalen auf eine individuelle abhängige Variable kann mit der Mehrebenenanalyse simultan geschätzt analysiert werden (s. Abb. 11):

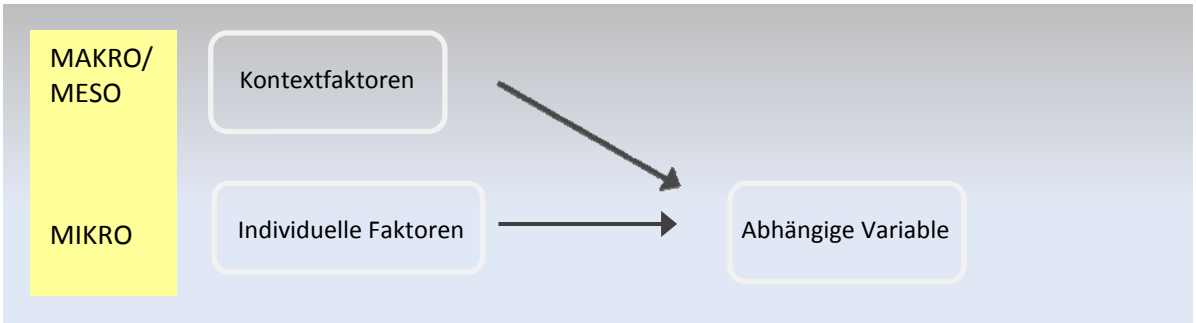


Abb. 11 Simultane Effekte von Individual- und Kontextebene

„Der Ansatz der Mehrebenenanalyse schließt an sozialisationstheoretische und sozialökologische Vorstellungen dahingehend an, dass der Verschachtelung von Individualdaten in größere Systeme Rechnung getragen wird." (Gerlach 2008: 44) Die Mehrebenenanalyse ermöglicht es, durch die Berücksichtigung von Kontexteffekten innerhalb einer hierarchischen Datenstruktur die partiellen Effekte von Individual- und Kontextvariablen auf eine abhängige Individualvariable simultan zu schätzen (vgl. Lüdemann 2005: 240). Sie kann so Mikro- und Makroeffekte in einem Schritt prüfen (vgl. Hadler 2004: 53). Durch das Verfahren ist es also möglich, sowohl Individual- als auch Aggregateffekte in statistisch adäquater Weise zu schätzen (vgl. Engel & Simonson 2006: 306), so dass Makrobedingungen und Mikroverhalten in integrierter Weise in einem Modell analysiert werden können (vgl. Blien & Wiedenbeck 2002: 312). Zudem können Interaktionen zwischen den Ebenen (Cross-Level-Wechselwirkungen) berücksichtigt werden (vgl. Engel & Simonson 2006: 306; Engel 1998: 43). Es wird dann angenommen, dass unter bestimmten Umwelten Individualmerkmale unterschiedliche Effekte auf eine abhängige Variable haben können (vgl. Hadler 2004: 67).

[29] Die Einbeziehung von Kontexteffekten in eine Ein-Ebenen-OLS-Regression führt zu dem Problem, dass keine angemessenen Signifikanztests mehr durchgeführt werden können, da Standardfehler nicht korrekt geschätzt werden (vgl. Engel & Simonson 2006: 310). Es kann nicht geprüft werden (sondern wird vorausgesetzt), ob sowohl Effekte als auch Fehlerterme über alle Aggregateinheiten hinweg gleich sind (vgl. Engel & Simonson 2006: 310f.)

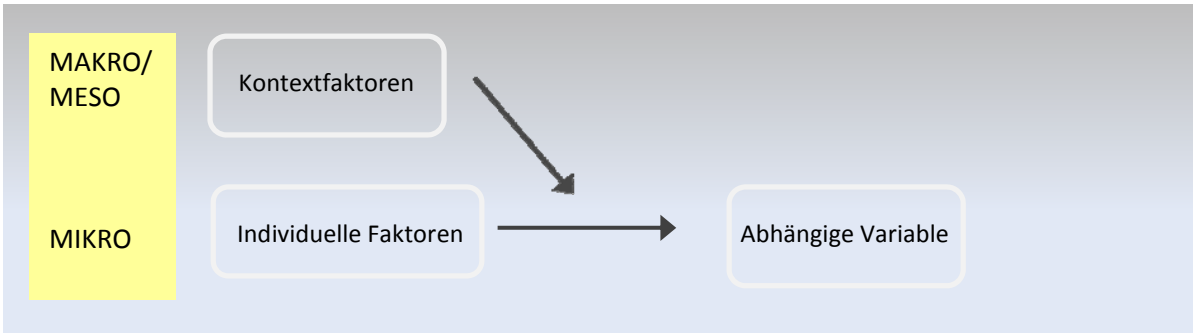


Abb. 12 Interaktionseffekte zwischen Individual- und Kontextebene („Cross-Level-Interaktion")

Die abhängige Variable muss auf der niedrigsten Ebene erfasst sein, die unabhängigen Variablen können auf verschiedenen Untersuchungsebenen angesiedelt sein (vgl. Hinz 2009: 650). Wie die klassische Regressionsanalyse geht die Mehrebenenanalyse von linearen Effekten aus. Die Nichtlinearität von Effekten lässt sich jedoch ebenfalls beispielsweise durch quadratische Terme als unabhängige Variablen modellieren (vgl. Langer 2010: 743; Hadler 2004: 64).

Zum Einsatz kommt die Mehrebenenanalyse bislang u.a. in der Familiensoziologie (vgl. Hank 2003; Kaufmann 2007), der Kriminalitätsforschung (vgl. Lüdemann 2006; Oberwittler 2004; Oberwittler 2007) sowie verstärkt auch in der Bildungssoziologie (vgl. Heintze 2004; König 2007). Neben zahlreichen Beispielen für mehrebenenanalytische Untersuchungen aus verschiedenen inhaltlichen Bereichen (vgl. zusammenfassend Engel & Simonson 2006: 307) kommt das Verfahren auch in der Schulforschung häufig zum Einsatz (vgl. Kreft & de Leeuw 1998: 4f.): So z.B. im „Coleman-Report" über die Bildungschancen in den USA (vgl. Coleman 1966). Dabei wurden Schulen und deren Infrastruktur sowie Charakteristika der Schülerschaft als Lernumwelt definiert und der Einfluss dieser Lernbedingungen geprüft. Auch im Rahmen der PISA-Studie (vgl. Baumert & Schümer 2001) und der IGLU-Studie (vgl. Kristen 2008) wurden ebenfalls einige Mehrebenenanalysen durchgeführt.

Anwendungsvoraussetzungen für die Durchführung von Mehrebenenanalysen sind:

- Zwischen den Analyseeinheiten sollte ein Verhältnis der Inklusion bestehen, d.h. eine Menge von Personen bildet z.B. eine Nachbarschaft (vgl. Engel & Simonson 2006: 308f.),
- die Kontexte sollten nicht zu hoch und nicht zu niedrig aggregiert sein (vgl. auch Nonnenmacher 2007), sondern es sollte eine „*im Sinne einer substanzwissenschaftlichen Theorie* relevante Kontexteinheit" (vgl. Engel & Simonson 2006: 309; Hervorhebung i. O.) abgebildet werden, um deren Einfluss auf Einstellungen und Verhalten der Menschen abzuschätzen, die in diesem Kontext leben,
- die unabhängigen Variablen sollten intervallskaliert oder Dummyvariablen sein (vgl. Langer 2010: 743),
- die abhängige Variable sollte intervallskaliert sein; es kann aber auch analog zur logistischen Regression als logistische Mehrebenenanalyse mit einer kategorialen unabhängigen Variablen gerechnet werden (vgl. Engel & Simonson 2006: 326f.).

Solche Kontextanalysen können i.d.R. nur in großen Samples durchgeführt werden, wodurch aus Kostengründen v.a. Sekundäranalysen durchgeführt werden (vgl. Engel & Simonson 2006: 309): Mit 28 Kontexten und durchschnittlich 43 Fällen pro Kontext erfüllt der hier verwendete Datensatz die von Fachleuten empfohlene Stichprobengröße nur bedingt (vgl. Wolf 2004: 119) bzw. befindet sich an der unteren Grenze. Hox (2002: 174f.) gibt als Daumenregel für Mindestanzahlen an: 30 Kontexte mit je 30 Fällen (30/30) oder 50/20. Durch eine Abweichung davon ist jedoch, wie Simulationsstudien (vgl. Hox 2002) gezeigt haben, mit einer nur geringen Abweichung der Standardfehler zu rechnen. Snijders & Bosker (1999: 44) haben als Daumenregel formuliert, dass Ebene 2 (Makroebene) mindestens 10 Einheiten umfassen sollte.

Obgleich das Verfahren einige Parallelen zur klassischen Regressionsanalyse aufweist, gibt es diverse terminologische Besonderheiten (vgl. Hinz 2009: 654):

- Intercept = Konstante bzw. Achsenabschnittsparameter
- Slope = Steigungsparameter
- Grand Mean = Gesamtmittelwert, d.h. ebenenübergreifender Mittelwert

Bei der Durchführung von Mehrebenenanalysen empfiehlt Hox (2002: 51ff.), in fünf Analyseschritten vorzugehen: Im ersten Schritt untersucht die Mehrebenenanalyse, welcher Varianzanteil durch die Kontextzugehörigkeit der Befragten erklärbar ist, im zweiten Schritt schätzt sie die Effekte der Individualmerkmale unter Kontrolle der Kontextzugehörigkeit, im dritten Schritt ermittelt sie, ob die Effekte der Individualvariablen systematisch zwischen den Kontexteinheiten variieren. Wenn sich die Kontexteinheiten hinsichtlich ihrer Mittelwerte systematisch unterscheiden, so werden im vierten Schritt die Niveauunterschiede mittels der erhobenen Kontextmerkmale erklärt. Im fünften Schritt können die Effekte der Individualvariablen zwischen den Kontexteinheiten variiert werden (vgl. Langer 2010: 741f.).

Im 1. Schritt wird das leere Modell („Empty Model“) berechnet, das auch als „Intercept-Only-Model“ (vgl. Engel & Simonson, 2006: 312) oder als „unconditional model“ (Raudenbush & Duncan 2002: 297) bezeichnet wird. Es enthält nur den Intercept (vgl. Hadler 2004: 57), der im leeren Modell gleich dem Mittelwert der Zielvariablen ist (vgl. Oberwittler 2003: 16) und keine Prädiktoren auf den beiden Ebenen:

$$Y_{ij} = \beta_{0ij} + u_{0j} + e_{0ij}$$

Dabei wird der Intercept bzw. Grand Mean um zwei Zufallsterme ergänzt, wobei u für den Zufallsfehler auf Ebene 1 und e für den Zufallsfehler auf Ebene 2 steht (vgl. Hinz 2009: 654). Es ist also ein Modell ohne erklärende Variable und schätzt den mittleren y-Wert sowie die Varianzkomponenten der Zufallseffekte u und e. Das Modell zerlegt die Varianz in eine Komponente innerhalb der Kontexte und eine Komponente zwischen den Kontexten und liefert so die Varianzanteile auf den Ebenen 1 und 2. Auf dieser Grundlage kann die Intraklassenkorrelation (ICC) geschätzt werden. Damit lassen sich anhand dieses Modells die auf den einzelnen Ebenen jeweils prinzipiell erklärbaren Varianzanteile ermitteln. Aus dem Verhältnis der Varianzen von u und e lässt sich der geschätzte Intraklassenkorrelationskoeffizient ρ berechnen, der angibt, wie viel Varianz von Y um den Grand Mean durch die Zugehörigkeit zu den Kontexteinheiten erklärt werden kann. Die Intraklassenkorrelation (ICC) gibt den Varianzanteil an, der als Anteil der Zwischengruppen- an der Gesamtvarianz den Prozentanteil der kontextbezogenen Varianz angibt (vgl. Oberwittler 2003: 17), also hier den

Anteil, der durch den Stadtteil der Befragten verursacht bzw. erklärt wird (vgl. Lüdemann 2005: 248). Je höher dieser Wert ausfällt, desto mehr Information über die Ausprägung von Y wird durch das Mehrebenendesign gewonnen (vgl. Hinz 2009: 655).

Bei linearen Modellen kann der ICC aus der Varianz auf Level 1 (σ^2) und der Varianz auf Level 2 (τ_{00}) nach folgender Formel berechnet werden (vgl. Raudenbush & Bryk 2002: 36):

$$\rho = \frac{\tau_{00}}{\sigma^2 + \tau_{00}}$$

Die gilt allerdings nur für die lineare Mehrebenenanalyse, während dieser ICC bei der logistischen Mehrebenenanalyse weniger aussagekräftig ist (vgl. Raudenbush & Duncan 2002: 298). Für binär-logistische Mehrebenenmodelle empfehlen Snijders & Bosker (1999: 224) die folgende Formel zur Berechnung der Intraklassenkorrelation:

$$\rho = \frac{\tau_{00}}{\tau_{00} + \frac{\pi^2}{3}}$$

Das „Empty Model" dient (in der PRE-Logik der proportionalen Fehlerreduktion) als Bezugsmodell zur Bestimmung von Anteilen erklärter Varianz (vgl. Engel & Simonson 2006: 312). In diesem Schritt wird die Kontextabhängigkeit der abhängigen Variablen geprüft, das heißt, es wird ermittelt, welcher Varianzanteil durch die Kontextzugehörigkeit der Befragten erklärbar ist (vgl. Langer 2010: 742). Dies ist das Random-Intercept-Only-Modell (R-I-O-M). Bezogen auf die hier durchgeführten Analysen wird dabei geprüft: Variiert die Sportpartizipation zwischen den Stadtgebieten? Mit Hilfe seiner Varianzkomponenten („random effects") schätzt das R-I-O-M-Modell die Summe der Abweichungsquadrate zwischen und innerhalb der Stadtteile. Für jede abhängige Variable wird ein Modell gerechnet, das nur die Regressionskonstante als zufälligen, d.h. gebietsspezifischen Effekt enthält. Das Modell zeigt, wie viel Varianz auf die Stadtgebiete und wie viel auf die Personenmerkmale entfällt, daraus wird der Anteil der Varianz, der auf die Aggregatebene entfällt, berechnet, dies ist die Intra-Klassen-Korrelation (ICC).

Im 2. Schritt wird dann ein Modell mit unabhängigen Variablen auf der niedrigsten Ebene mit fixen Effekten (vgl. Hox 2002: 51) gerechnet. In diesem Random-Intercept-Modell (R-I-M) wird der Effekt der exogenen Individualmerkmale untersucht, wobei die Kontextzugehörigkeit der Befragten explizit kontrolliert wird (vgl. Langer 2010: 742). Im nächsten Schritt wird geprüft, ob die Individualeffekte zwischen den Kontexteinheiten variieren. Die Grundidee dieses Modells ist, dass der Intercept für die einzelnen Makroeinheiten variiert, die Steigungskoeffizienten aber noch fix, d.h. für alle Einheiten dieselben, sind (vgl. Hadler 2004: 59).

Im 3. Schritt erfolgt dann die Hinzunahme der Aggregatmerkmale. Zunächst werden also die Individualmerkmale in die Analyse eingeführt, anschließend (4. Schritt) werden die Aggregatmerkmale in das Modell aufgenommen. Auf Basis der Log-likelihood-Statistik ist ein Vergleich möglich, ob das Modell mit Kontextmerkmalen einen signifikanten Beitrag zur Erklärung liefert (vgl. Wolf 2004: 120). Die Berechnung erklärter Varianz erfolgt u.a. auf Grundlage der -2*Log-Likelihood-Werte (vgl. Engel & Simonson 2006: 313; vgl. auch Langer 2004: 120). „Ist ein Modell in einem anderen enthalten, folgt die Differenz ihrer log-

likelihood Statistik einer Chi²-Verteilung, wobei sich die Anzahl der Freiheitsgrade aus der Differenz der zu schätzenden Parameter ergibt." (Wolf 2004: 120, vgl. auch Langer 2009: 196). Im Falle des Vergleichs mit dem Empty-Model entspricht die Anzahl der Freiheitsgerade der Anzahl der hinzugefügten unabhängigen Variablen (vgl. Hox 2002: 51f.).

Um den Modellfit zu beurteilen ist jeweils zu fragen: Verbessert die Aufnahme weiterer Variablen das Modell substanziell? Der Vergleich ist möglich anhand der -2*loglikelihood-Werte („Devianz") zweier Modelle (vgl. Hadler 2004: 69f.), wenn diese ineinander verschachtelt sind („nested models") und die Schätzmethode „Full Maximum Likelihood" verwendet wurde (vgl. Raudenbush et al. 2004: 11). Die Differenz der Werte entspricht der Chi²-Testgröße, die Veränderung der zu schätzenden Parameterzahl den Freiheitsgraden. Ist der Unterschied signifikant, so ist das neue Modell zu bevorzugen. Da der -2*loglikelihood-Wert jedoch auch fallzahlabhängig ist, sollte das alte Modell ggf. erneut mit der durch die Aufnahme neuer Variablen reduzierten Fallzahl berechnet werden oder bereits zu Beginn fehlende Werte listenweise ausgeschlossen werden. Die Veränderung der Devianz-Werte ist ein Kriterium, das zur Beurteilung der Erklärungskraft von unabhängigen Variablen herangezogen werden kann (vgl. Hinz 2009: 656).

Schließlich können im 5. Schritt auch Cross-Level-Interaktionen analysiert werden: Es ist dabei zu unterscheiden zwischen dem Haupteffekt, den ein Aggregatmerkmal ausübt, und der Wechselwirkung zwischen diesem Aggregatmerkmal und einem Individualmerkmal (vgl. Engel & Simonson 2006: 315), der „Cross-Level-Wechselwirkung" (vgl. Engel & Simonson 2006: 316). Dies ist ein Interaktionseffekt zwischen Variablen auf verschiedenen Ebenen: Es geht um den Einfluss, den ein Aggregatmerkmal auf den Effekt ausübt, den ein Individualmerkmal auf y besitzt, also ein Effekt, der einen anderen Effekt moderiert (vgl. Langer 2010: 742; s. auch oben Abb. 11).

Die angegebenen Koeffizienten können folgendermaßen interpretiert werden: Die Regressionskoeffizienten sind in derselben Weise zu interpretieren wie in multiplen Regressionen, wobei jedoch zu beachten ist, dass zunächst nur unstandardisierte Koeffizienten ausgegeben werden, also die B-Werte (vgl. Hadler 2004: 59f.). Standardisierte Koeffizienten können nach folgender Formel berechnet werden (vgl. Snijders & Bosker 1999: 50):

$$Beta = B \times \frac{SD(x)}{SD(y)}$$

Eine andere Möglichkeit besteht darin, die metrischen Daten vorab in SPSS zu standardisieren und danach in HLM zu importierten (vgl. Hadler 2004: 72). Die Durchführung einer z-Standardisierung (vgl. Benninghaus 2007: 62ff.) muss dabei vor der Schätzung des Mehrebenenmodells erfolgen.

Eine einfache Berechnung des Gesamt-R^2 ist in Mehrebenenmodellen nicht möglich (vgl. Kreft & de Leeuw 1998: 119).

Alle kontinuierlichen Merkmale sollten für die folgenden Analysen zentriert werden (vgl. Langer 2010: 757f.), um Multikollinearitätsprobleme zu minimieren (vgl. Nonnenmacher 2007: 499; Ohr 1999: 49; Kreft & de Leeuw 1998: 114). Bei den metrischen Variablen wurde eine Zentrierung am „grand mean" vorgenommen (vgl. Raudenbush et al. 2004: 28), d.h. eine Zentrierung um den Gesamtmittelwert (vgl. Ditton 1998: 75f.), während die Dummy-Variablen unzentriert bleiben (vgl. Raudenbush & Bryk 2002: 299).

Der Modeltyp „Bernoulli model“ ist geeignet für eine binäre abhängige Variable (vgl. Raudenbush et al. 2004: 116). Im Falle der binären abhängigen Variablen „Sportvereinsmitgliedschaft“ wurde eine Logistische Mehrebenenanalyse (vgl. Hinz 2009: 662) gerechnet, deren allgemeine Formel lautet:

$$\log(p_{ij}/(1-p_{ij})) = \beta_{0ij} + \beta_1 X_{ij} + u_j$$

wobei u_j die Zufallsvariation auf der zweiten Ebene angibt.

Die Mehrebenenmodelle wurden mit dem Programm *HLM 6* gerechnet (vgl. Raudenbush et al. 2004), das auch entsprechende graphische Darstellungen ermöglicht. Bei der Ergebnisdarstellung liegen bislang keine einheitlichen Standards vor, welche Angaben dargestellt werden sollten. Die hier verwendete Darstellung orientiert sich an Wolf (2004).

7 Ergebnisse zur sozial-räumlichen Ungleichheit in Köln

Sowohl Kompositions- als auch Kontexteffekte sind nur unter der Prämisse möglich, dass sozial-räumliche Ungleichheit in relevantem Maße existiert. Im Folgenden wird daher zunächst die sozial-räumliche Ungleichheit in der Stadt Köln analysiert und beschrieben.

7.1 Sozial-räumliche und ethnische Segregation

„Die Stadt Köln ist eine Stadt mit ausgeprägten sozialräumlichen Ungleichheiten."

(Zimmer-Hegmann et al. 2006: 84)

In Köln gibt es eine „deutliche sozialräumliche Polarisierung der Lebenswelten" (Hanhörster et al. 2008: 30), „unter den Einwohnern verschiedener Kölner Stadtteile [tut sich] eine enorme soziale Kluft auf (…). ‚Köln ist eine sehr gespaltene Stadt', sagt Monika Dierksmeier vom Paritätischen Verband in Köln." (Risse 2012: 29). Die Stadt lässt sich jedoch nicht durch eine großräumige Polarisierung charakterisieren; es sind stattdessen zwei unterschiedliche Verteilungsmuster erkennbar: Sozial und ethnisch hoch segregierte Gebiete treten dabei zum einen in vereinzelten Lagen des Stadtgebiets auf, zum anderen liegt in benachbarten Stadtteilen im innenstadtnahen rechtsrheinischen Bereich eine hohe Konzentration von Sozialhilfeempfängern und Ausländern vor (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 100; vgl. auch Strohmeier & Häußermann 2003: 101). „Für die meisten Städte der nördlichen Hemisphäre ist (…) ein West-Ost-Gefälle bezeichnend. Die Ursache dafür ist der auf der nördlichen Hemisphäre vorherrschende Westwind. Daher liegen die Industriegebiete überwiegend im östlichen Teil der Städte" (Friedrichs 1983: 226f.; vgl. auch Harth, Herlyn & Scheller 1998: 21). Dieses Muster ist auch in Köln erkennbar, dessen Segregationsmuster als „punktuell polarisiert" (Strohmeier & Alic 2006: 26f.) beschrieben werden kann.

Soziale Segregation

Die soziale Segregation hat in Köln im Zeitraum 1995 (IS[30]=22,4) bis 2005 (IS=27,0) zugenommen (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 150). Zimmer-Hegmann et al. (2006) beschreiben in Bezug auf Armutssegregation in Köln ebenfalls, dass die Unterschiede in der Sozialhilfedichte auf Stadtteilebene mit Werten zwischen annähernd 0% in Libur und Hahnwald und 24% in Chorweiler sehr stark variieren und die soziale Segregation zudem in den letzten Jahren signifikant zugenommen habe (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 97f.): In den rechtsrheinische Bezirken Kalk und Mülheim lasse sich zudem eine Verdichtung der Armut in aneinander angrenzenden Stadtteilen erkennen (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 83).

Sozialhilfedichte und Arbeitslosenquote der Stadtteile korrelieren mit r=0,77*** (Daten: Stadt Köln 2006b; eigene Berechnungen) erwartungsgemäß sehr stark miteinander, so dass die Stadtteile mit der höchsten Sozialhilfedichte Chorweiler, Porz, Ostheim, Seeberg und Bocklemünd/Mengenich auch zugleich überdurchschnittliche Arbeitslosenquoten aufweisen und die Segregation der Arbeitslosen eine ähnliches Muster zeigt (s. Abb. 13) wie das der Sozialhilfeempfänger (s. Anhang A, Abb. A-1).

[30] IS=Index der Segregation; s. Kap. 2.3.

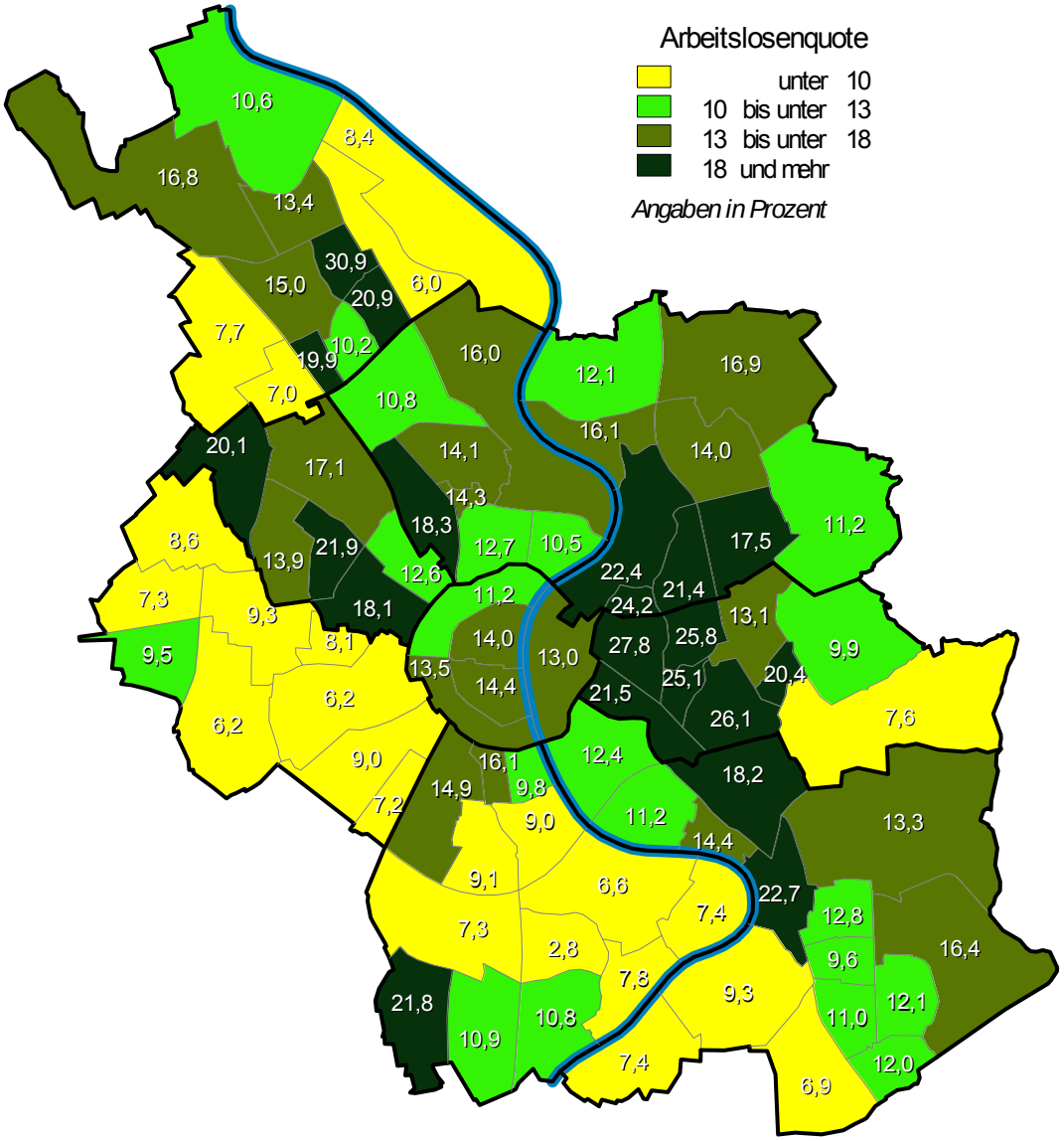


Abb. 13 *Arbeitslosenquoten in Köln nach Stadtteilen*
(Daten: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

Ein sehr ähnliches Muster zeigt sich in Bezug auf Kinderarmut[31], die 2007 auf Stadt*viertel*-ebene zwischen 0 und 69% variiert (vgl. Stadt Köln 2011a: 27f.). Auf Ebene der 85 Stadtteile zeigt sich, dass hier nahezu die gleichen Stadtteile, bei denen Arbeitslosenquote und Sozialhilfedichte in der Gesamtbevölkerung am höchsten sind, auch in Bezug auf die Kinderarmutsquote im obersten Quartil zu finden sind. Die Korrelation zwischen Arbeitslosenquote und Kinderarmut beträgt r = 0,946***.

[31] Als Indikator für Kinderarmut wird der Anteil der „Kinder unter 15 Jahren in SGB II-Bedarfsgemeinschaften in % der altersgleichen Bevölkerung“ herangezogen. Dieser Anteil „stellt nach dem Sozialbericht NRW 2007 die kommunale Kennziffer im Zusammenhang mit der Diskussion um Kinderarmut dar“ (Stadt Köln 2011a: 24).

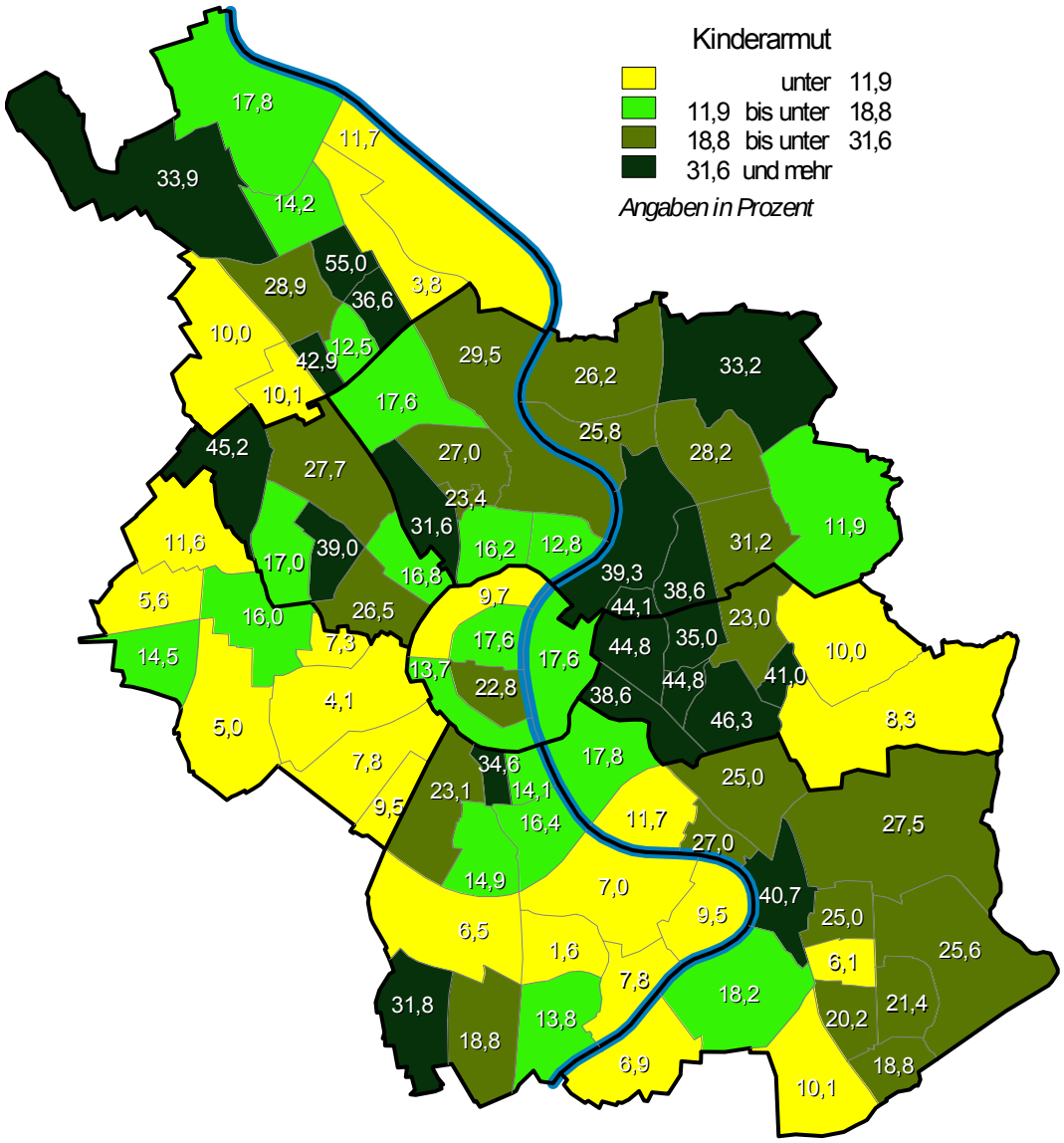


Abb. 14 *Kinderarmutsquoten in Köln nach Stadtteilen*
(Daten: Stadt Köln 2007[32]; eigene Darstellung)

Die Streuung der Werte ist allerdings noch einmal größer als in Bezug auf die Arbeitslosenquote: Die Kinderarmut variiert auf Stadtteilebene zwischen 1,6% im Stadtteil Hahnwald und 55% in Chorweiler. In Bocklemünd/Mengenich, Kalk, Vingst und Porz leben über 40% der Kinder in Hartz IV-Familien, während es in Lindenthal lediglich 4,1% sind. In den rechtsrheinischen Stadtteilen sind die Kinderarmutsquoten mit durchschnittlich 26,2% signifikant höher als in den linksrheinischen Stadtteilen (18,7%), ähnliches gilt für die Arbeitslosenquoten (15,8% vs. 12,3%).

Ethnische Segregation

In Köln wohnen drei Viertel aller Ausländer in einem Drittel aller Stadtteile (vgl. Häußermann & Siebel 2004: 176). Die höchsten Ausländeranteile sind in Stadtteilen, die durch Großwohnsiedlungen geprägt sind, und in östlich der Innenstadt gelegenen Arbeiterstadttei-

[32] Die Daten von 2007 auf Stadtteilebene wurden freundlicherweise vom Kölner Amt für Stadtentwicklung und Statistik zur Verfügung gestellt.

len zu finden (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 83). Während im Stadtteil Chorweiler 75,7% der Bewohner/innen einen Migrationshintergrund haben, sind es in Langel lediglich 13,3% (s. Abb. 15). Zwischen links- und rechtsrheinischen Stadtteilen bestehen hier keine signifikanten Unterschiede. Die ethnische Segregation insgesamt hat im Zeitraum 1990 (IS=22,3) bis 2005 (IS=19,3) leicht abgenommen (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 150), das entspricht auch dem Trend der meisten anderen deutschen Großstädte (vgl. Friedrichs 2011: 54).

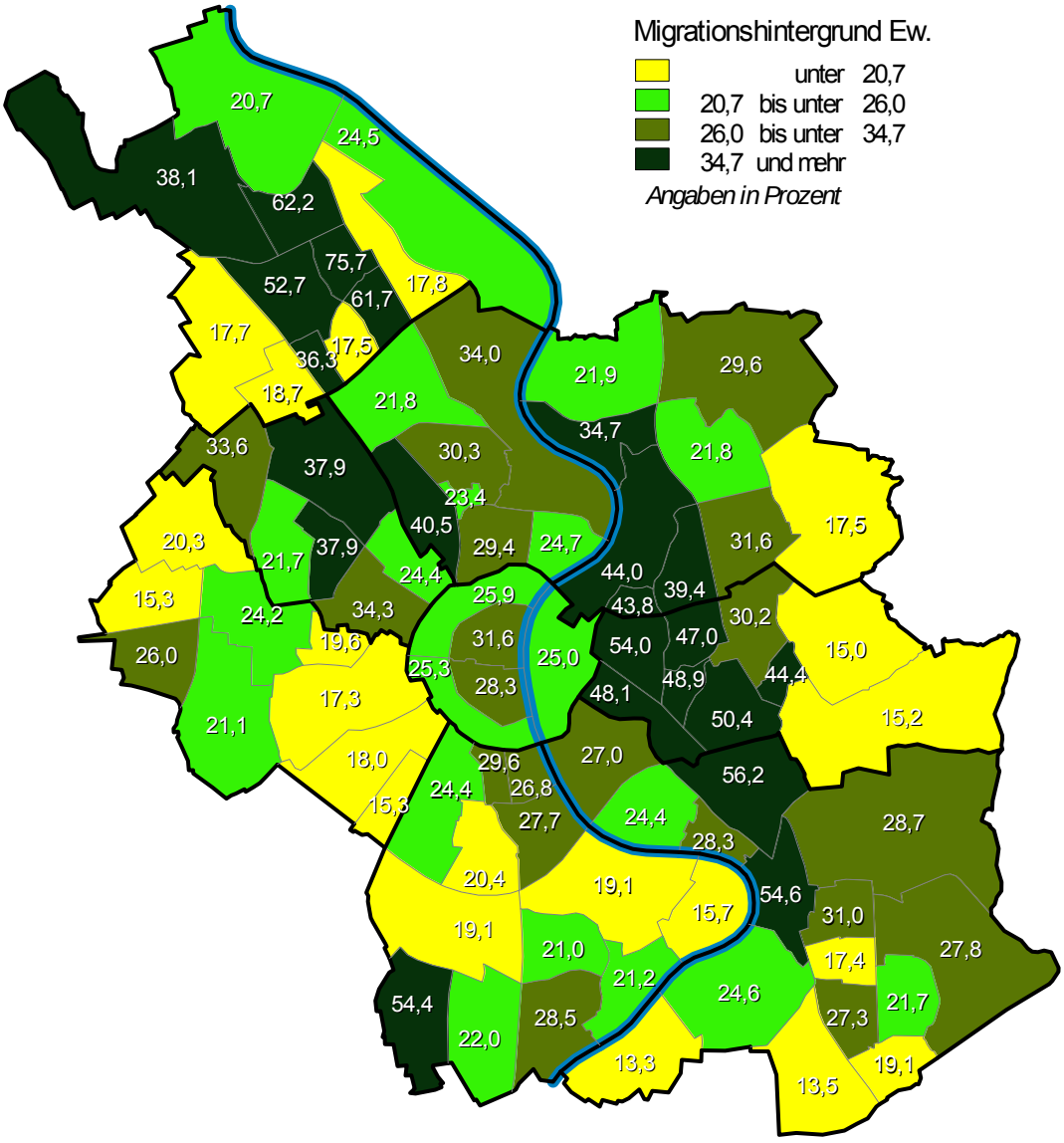


Abb. 15 *Anteil Bewohner/innen mit Migrationshintergrund in Köln nach Stadtteilen; Quartile*

(Daten: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

In Untersuchungen zur ethnischen Segregation in Köln zeigte sich, dass von den betrachteten Migrantengruppen Türken (IS=35,3) im Vergleich zu anderen Gruppen am meisten segregiert leben (vgl. Friedrichs 1998b: 1756; Friedrichs 2000: 186; Zimmer-Hegmann et al. 2006: 96), während u.a. Italiener weniger segregiert (IS=25,6) sind (vgl. Friedrichs 2008: 389f.).

Tab. 7. : Segregationsindizes (IS) ausgewählter Nationalitäten in Köln, 1980-2009

Nationalität	1980	1985	1990	1995	2000	2005	2009
Türkei	35,4	36,9	36,1	34,6	35,3		34,2
Italien	31,8	30,9	29,8	27,4	25,6		
Jugoslawien	25,9	27,1	28,7	28,5	25,9		
Griechenland	36,4	33,5	30,8	28,8	25,3		
sonstige Nicht-EU	42,7	48,0	40,7	48,3	42,3		
Aussiedler							22,9
Ausländer insg.	27,1	27,6	26,7	25,3	23,8	23,3	23,1

Quellen: Strohmeier & Alic 2006: 31 (1980-2000); Daten 2005-2009: Stadt Köln 2010, eigene Berechnungen

Die Indizes der Segregation sind für Italiener (IS=25,6), (ehem.) Jugoslawen (25,9), Griechen (25,3) und Aussiedler (22,9) relativ gering bzw. seit 1980 nahezu kontinuierlich gesunken (s. Tab. 7). Abgesehen von der sehr heterogenen Gruppe „Sonstige Nicht-EU-Länder" sind die Türken seit Mitte der 1980er Jahre diejenige Gruppe mit dem höchsten Segregationsindex (34,2 ≤ IS ≤ 36,9). Stadtteile mit besonders hohen Anteilen türkischer Bevölkerung sind Seeberg und Chorweiler sowie die rechtsrheinischen Stadtteile Kalk, Vingst und Mülheim (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 83; s. auch Karte im Anhang A, Abb. A-5).

Zusammenhang zwischen sozialer und ethnischer Segregation

Ethnische Segregation alleine wird von Experten nicht als problematisch beurteilt; ethnisch segregierte Gebiete werden aber dann als problematisch bewertet, wenn gleichzeitig auch ein hohes Maß sozialer Segregation vorliegt (vgl. Zimmer-Hegmann et al. 2006: 110; Friedrichs & Triemer 2009: 17): Wie in vielen anderen Städten auch (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 111), korrelieren in Köln ebenfalls ethnische und soziale Segregation hoch miteinander (vgl. auch Zimmer-Hegmann et al. 2006: 84f.).

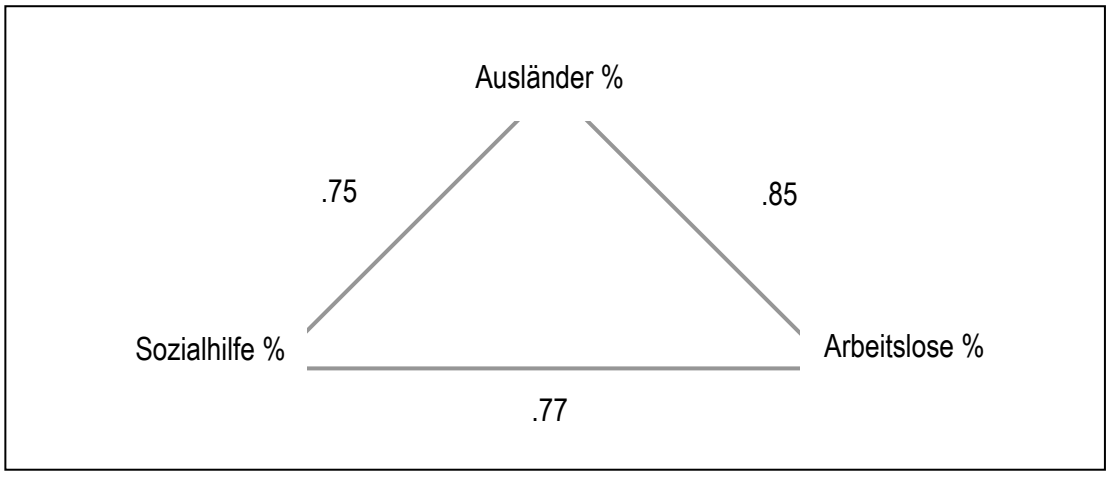


Abb. 16 Korrelation der Anteile von Ausländern, Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern, N=85 Stadtteile

(Daten: Stadt Köln 2006b, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Der Ausländeranteil der Stadtteile korreliert sehr stark mit dem Anteil an SozialhilfeempfängerInnen und der Arbeitslosenquote (s. Abb. 16). Die Wohnschwerpunkte der ausländischen und insbesondere der türkischen Bevölkerung korrespondieren mit den Stadtteilen, in denen hohe Anteile an Sozialhilfeempfängern vorliegen (vgl. Hanhörster et al. 2008: 32); Ausländer wohnen stärker in benachteiligten als in nicht benachteiligten Gebieten (vgl. Friedrichs & Blasius 2001: 51).

Dies zeigt sich auch bei den befragten Kindern deutlich: Während 62,9% der Kinder mit Migrationshintergrund in einem benachteiligten Stadtteil wohnen, sind es bei den Kindern ohne Migrationshintergrund nur 26,2% (CV=0,369***), bei den Kindern mit türkischem Migrationshintergrund aber sogar 76,9%. Damit bestätigt sich auch hier die These, „dass Migranten überproportional häufig in benachteiligten Gebieten wohnen (oder gezwungen sind, dort zu wohnen)“ (Friedrichs 2008: 392).

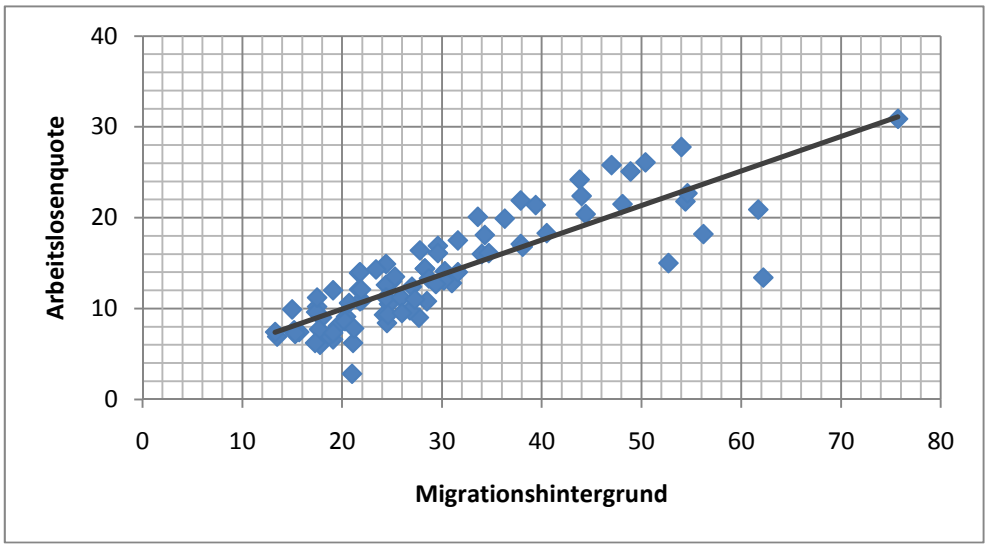


Abb. 17 *Zusammenhang zwischen Anteil Migrationshintergrund und Arbeitslosenquote auf Aggregatebene*

N=85 Stadtteile, Angaben in %
(Daten: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

Auch der Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und Arbeitslosenquote, die mit r=0,848*** (N=85 Stadtteile, Datenquelle: Stadt Köln 2006b, eigene Berechnungen) korrelieren, ist sehr stark, wie Abbildung 17 veranschaulicht.

7.2 Spezifika von Wohngebietstypen

Es liegen zwei Klassifikationen der Kölner Stadtteile bzw. Quartiere vor, die als Orientierung dienen können. Diese werden im folgenden kurz vorgestellt. Auf dieser Grundlage wurde eine eigene Klassifikation derjenigen Stadtteile, die in der Stichprobe enthalten sind, vorgenommen.

Auf Basis der Volkszählungsdaten 1987 hat die Stadt Köln 1991 eine Typisierung auf der sehr kleinräumigen Ebene der 227 Kölner Stadtviertel vorgelegt, bei der 6 Gebietstypen unterschieden werden (vgl. Stadt Köln 1991: 173ff.): Neuere Stadtrandwohngebiete, Ältere Stadtrandwohngebiete, Verdichtete Arbeiterviertel, Hochverdichtete Innenstadtgebiete, Verdichtete Vororte in Innenstadtrandlage sowie Arbeitervororte.

Diese Typologie ist jedoch laut Friedrichs (1995: 84) insofern problematisch, als die Varianz innerhalb der Cluster relativ hoch sei. Die Einteilung ausschließlich auf Basis statistischer Angaben führt z.B. dazu, dass z.T. auch Stadtviertel an der Peripherie der Stadt dem Gebietstyp „Hochverdichtete Innenstadtgebiete" zugeordnet wurden. Die Typologie der Stadtviertel ist nicht direkt auf die nächsthöhere Ebene der 85 Stadtteile übertragbar, gibt jedoch Hinweise auf die Heterogenität innerhalb von Stadtteilen.

Strohmeier & Häußermann (2003) haben mit Hilfe einer Clusteranalyse eine alternative Klassifikation der Stadtteile nordrhein-westfälischer Großstädte nach den Kriterien Ausländeranteil, Jugendquotient und sozialer Rang[33] vorgelegt. Die folgende Tabelle zeigt die Eingruppierung der in der vorliegenden Untersuchung betrachteten Kölner Stadtteile:

Tab. 8. : *Ausländeranteil, Jugendquotient und sozialer Rang (klassifiziert) ausgewählter Kölner Stadtteile*

Klassifikation nach Strohmeier & Häußermann 2003: 45-51[34]

Ausländeranteil	Jugendquotient	sozialer Rang		
		niedrig	*mittel*	*hoch*
niedrig	*niedrig*			Lövenich
niedrig	*mittel*			Brück
mittel	*niedrig*			Bayenthal Lindenthal Weiden
mittel	*mittel*	Worringen	Flittard	Sürth Merheim
mittel	*hoch*			Wahn Rondorf

Fortsetzung auf nächster Seite

[33] Als Indikator für den „sozialen Rang" wurde der Arbeiteranteil der Stadtteile auf Basis der Volkszählungsdaten 1987 mit –1 multipliziert, d.h. Stadtteile mit niedrigem Arbeiteranteil sind solche mit hohem sozialen Rang. Als Indikator für die demografische Segregation wurde der „Jugendquotient", berechnet aus dem Verhältnis von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren zur erwachsenen Bevölkerung im Alter von 18 bis unter 60 Jahren, verwendet (vgl. Strohmeier & Häußermann 2003: 39).

[34] Der Stadtteil „Neubrück" fehlt in der Klassifikation.

Ausländeranteil	Jugendquotient	sozialer Rang		
		niedrig	*mittel*	*hoch*
hoch	*niedrig*	Ehrenfeld	Altstadt-Nord Neustadt-Süd Nippes Raderberg	Neustadt-Nord
hoch	*mittel*	Buchheim Godorf Kalk Meschenich Mülheim		
hoch	*hoch*	Chorweiler Seeberg Vingst	Bocklemünd/ Mengenich Porz	

Diese Klassifikation basiert also ebenfalls allein auf statistischen Angaben und berücksichtigt keine Lage- oder Infrastrukturmerkmale, die nach den Standards der Deutschen Städtestatistiker und des Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung (vgl. Böltken 2005) jedoch ebenfalls beachtet werden sollten (s. auch Kap. 5.2).

In Anlehnung an die Klassifikation von Strohmeier & Häußermann, an die Typologie der Kölner Stadtviertel der Stadt Köln und an die von Hoffmeyer-Zlotnik vorgeschlagenen Wohngebietstypen (s. Kap. 5.2) wurden für die vorliegende Untersuchung daraufhin die betrachteten Kölner Stadtteile in folgende Stadtteiltypen gruppiert:

- Innenstadtbereich
- Innenstadtnahe alte Arbeiterquartiere
- Periphere Großsiedlungen/Hochhausgebiete
- Innenstadtrand, hoher Status („Gold Coast“)
- Periphere Einzelhausbebauung/ Villenviertel
- Sonstige/heterogene Gebiete

Diese Typen werden im Folgenden kurz allgemein und anschließend in Bezug auf die in Köln untersuchten Gebiete beschrieben:

„Die Lebensbedingungen in den einzelnen Stadtteilen sind extrem unterschiedlich.“ (Risse 2012: 29) Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung sollen solche Wohngebietstypen (vgl. Häußermann & Siebel 2004: 176f.) stehen, die hinsichtlich der Sozialstruktur ihrer Bewohner in sich relativ homogen sind, die sich untereinander in Bezug auf Sozialstruktur und Wohnumfeldbedingungen jedoch stark unterscheiden: Gebietstypen, deren Bewohner einen überdurchschnittlich hohen sozio-ökonomischen Status haben, sind die Typen der **„innenstadtnahen, statushohen Gebiete („gold coast“)“** bzw. der **„peripheren Einzelhausbebauung“**. In diesen Gebieten ist mit einer „privilegierenden Wirkung des Aufwachsens“ (Keller 2007: 182) zu rechnen: „The Advantages of Advantaged Neighbors” (Jencks & Mayer 1990: 113).

Ein typischer Stadtteil eines statushohen, innenstadtnahen Gebietes ist Lindenthal, ein „gutbürgerliches Wohngebiet“ (Bongartz & Henseler 2011: 7) mit zahlreichen Villen und stilvollen Gründerzeithäusern (vgl. Sperl 2010: 30), das schon seit langem zu den reichsten Kölner Stadtteilen zählt (vgl. Friedrichs 2011: 56) und als „wohlhabend“ charakterisiert werden kann (Gesterkamp 2012a: 18).

Abb. 18 *Theresienstraße/ Ecke Bachemer Straße im Stadtteil Lindenthal*
(Foto: Sebastian Ruin)

Die Kinderarmutsquote (s. Kap. 7.1) ist in Lindenthal mit 4,1% die drittniedrigste aller 85 Kölner Stadtteile (Daten: Stadt Köln 2007[35]).

Ähnliches gilt für den südlich der Innenstadt gelegenen Stadtteil Bayenthal, der ebenfalls als wohlhabend und privilegiert beschrieben wird (vgl. Gesterkamp 2012b: 31). Hier ist die Kinderarmut zwar mit 14,1% etwas höher, aber immer noch weit unter dem gesamtstädtischen Durchschnitt von 25,2%.

Die Stadtteile in Stadtrandlage mit hohen Anteilen an Ein- und Zwei-Familienhausbebauung und z.T. dörflichem Charakter wie Worringen und Lövenich haben ebenfalls unterdurchschnittliche Armutsquoten (17,8% bzw. 5,6%).

Auf der anderen Seite gibt es zwei Typen, die in der Stadtsoziologie als Haupttypen benachteiligter Wohngebiete angesehen werden (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 27; Keller 2007: 183f.; Kronauer & Vogel 2004: 244; Manderscheid 2004: 127f.) und die in einem starken Maße Wohnquartiere der unteren Schichten sind (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2000: 138): Zum einen **„Alte Arbeitersiedlungen am Innenstadtrand“**[36] mit z.T. gründerzeitlichem Gebäudebestand, zum anderen **„periphere Großsiedlungen“**, das heißt, Hochhaussiedlungen am

[35] Die Daten von 2007 zur Kinderarmut auf Stadtteilebene wurden freundlicherweise vom Kölner Amt für Stadtentwicklung und Statistik zur Verfügung gestellt.

[36] Es gibt allerdings unter den „Alten Arbeiterquartieren“ in Köln auch einzelne, die im Zuge eines Gentrifizierungsprozesses z.T. „aufgewertet“ wurden (vgl. für Nippes: Blasius 1993; Ottersbach 2001: 108f.; für die Südstadt: Eckert & Kißler 1997).

Stadtrand, die größtenteils in der 1970er Jahren gebaut wurden. Diese beiden Typen unterscheiden sich nicht so sehr in Bezug auf die Sozialstruktur der Bewohner, aber sehr stark in Bezug auf Wohnumfeldbedingungen, Infrastrukturausstattung und Anbindung, insofern als die Großsiedlungen häufig eine besonders defizitäre Ausstattung aufweisen (vgl. Farwick 2001: 162) und somit möglicherweise der „problematischste Quartierstyp" (Häußermann & Siebel 2000: 131) sind.

Im Gegensatz zu den meist funktionsgemischten innenstadtnahen Quartieren sind diese Gebiete der „peripheren Großsiedlungen" i.d.R. monofunktionale Wohngebiete (vgl. Manderscheid 2004: 128). „In Bezug auf den monotonen Geschosswohnungsbau des sozialen Wohnungsbaus der 1960er und 1970er Jahre hat sich (…) gezeigt, dass die Abwärtsspiralen von baulichen Mängeln, sozialer Problematik, Fortzug und hohen Leerständen (…) kaum mehr aufzuhalten sind." (Farwick 2007a: 120) Die „monostrukturell auf das Wohnen ausgerichteten Trabantenstädte der Großsiedlungen (…) gelten deshalb in Europa als ausgrenzende Orte" (Kronauer & Vogel 2004: 236).

Auch als Wohnumfeld für das Aufwachsen von Kindern werden die peripheren Großsiedlungen als besonders problematisch eingestuft, so „werden Hochhäuser häufig als kinderfeindliche Umgebung beschrieben" (Bronfenbrenner 1976: 217):

> „Die räumliche Monofunktionalität zeigt sich auch in den neuen Hochhaus- und Plattenbausiedlungen (=Schlafstädte am Ortsrand). (…) Die Beschränkung auf die Wohnfunktion und die anfangs noch nicht vorhandene Infrastruktur machen diese Gebiete für Kinder eher anregungsarm." (Schmidt 2002: 64)

Daher hätten besonders kleinere Kinder „in den Hochhaus- und Plattenbausiedlungen die geringsten Chancen, sich ihre Umwelt eigentätig anzueignen" (Schmidt 2002: 65), der ökologische Nahraum kann in diesen Wohngebieten weniger gut erschlossen werden (s. auch Kap. 2.3.2).

Auch in Köln sind diejenigen Stadtteile mit besonders hohen Anteilen an Sozialhilfeempfängern entweder periphere Neubausiedlungen oder innenstadtnahe alte Arbeiterquartiere (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 12).

Zwei typische Vertreter für die beiden Haupttypen benachteiligter Wohngebiete, die im Folgenden beispielhaft vorgestellt werden, sind in Köln der innenstadtnahe Stadtteil Kalk als „Altes Arbeiterquartier" und Meschenich mit der Siedlung „Kölnberg" als „periphere Großsiedlung". Als „Alte Arbeiterquartiere" können neben Kalk die Stadtteile Buchheim, Mülheim (vgl. Hanhörster et al. 2008: 40-42), Vingst (vgl. Blasius, Friedrichs & Klöckner 2008; Christ 2011: 1), Raderberg und mit Einschränkungen Ehrenfeld (vgl. Hanhörster et al. 2008: 37ff.) und Nippes eingestuft werden. Neben der Siedlung Kölnberg im Stadtteil Meschenich bestehen in Köln „periphere Großsiedlungen" in Porz-Finkenberg, Bocklemünd/Mengenich (vgl. Ottersbach 2001: 110) und Seeberg-Süd bzw. Chorweiler, wo Anfang der 1970er Jahre „die größte hoch-geschossige Neubausiedlung in NRW" (Austermann & Zimmer-Hegmann 2000: 203) entstand, deren Hochhäuser heute teilweise unter Zwangsverwaltung stehen und verwahrlost sind (vgl. Frangenberg & Worring 2011: 34; Frangenberg 2011: 25).

Fallbeispiel für ein „Altes Arbeiterquartier“: Kalk

Der Stadtteil Kalk ist ein ehemals traditionelles Arbeiterviertel, das nun teilweise durch „Arbeitslosigkeit und Verfall“ (Risse 2011: 1) geprägt ist. Das Gebiet und deren Bewohner sind unmittelbar von der Schließung umliegender Unternehmen betroffen gewesen (vgl. Bell 2009: 89ff.). Tausende Arbeitsplätze gingen v.a. 1993 durch die Schließung der Chemischen Fabrik Kalk verloren (vgl. Risse 2011: 1). Dadurch gehört der Stadtteil zu den Gebieten in Köln mit den höchsten Anteilen an Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug (vgl. Friedrichs & Blasius 2001: 54) und ist „trauriger Spitzenreiter“ (Katzmarzik 2009: 28) in Bezug auf Kinderarmut.

Abb. 19 *Kalker Hauptstraße/Ecke Kalk-Mülheimer-Straße im Stadtteil Kalk*
(eigenes Foto)

Als ehemaliges Sanierungsgebiet wurden in den 60er Jahren „Gastarbeiter“ in Kalk angesiedelt, so dass auch der Ausländeranteil bzw. der Anteil an Bewohnern mit Migrationshintergrund zu den höchsten in Köln gehört (54%), die größte Migrantengruppe sind die Türk/innen (vgl. Bell 2009: 94). Die Arbeitslosenquote ist mit 27,8% die zweithöchste in Köln (s. Abbildung 12 in Kap. 7.1). Der Anteil an Sozialhilfeempfängern ist überdurchschnittlich und hat sich zudem zwischen 1995 und 2005 im Vergleich zur Gesamtstadt überdurchschnittlich erhöht (vgl. Bell 2009: 96). Der soziale Status der Bewohner ist demnach weit unter dem Durchschnitt der Stadt. Im Rahmen des Bund-Länder-Programmes „Soziale Stadt“ ist Kalk eingestuft als „Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf“[37]. Die Bausubstanz ist teilweise verwittert und viele Wohnungen sind schlecht ausgestattet (vgl. Risse 2011: 1). Auf der anderen Seite verfügt Kalk aber über eine gute Ausstattung mit Einkaufs- und Infrastruktureinrichtungen und eine gute Anbindung an den ÖPNV (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 42), jedoch über nur wenige Spielplätze und Grünflächen (vgl. Risse 2011: 1).

Neben dem dominierenden Wohnungstyp der Blockrandbebauung unterscheiden sich die Alten Arbeiterquartiere vor allem in Bezug auf die infrastrukturellen Aspekte i.d.R. deutlich

[37] vgl. http://www.sozialestadt.de/gebiete [Zugriff am 12.3.2008]

von den peripheren Großsiedlungen, so dass die Lebensbedingungen in den beiden Wohngebietstypen sehr unterschiedlich sein können (vgl. Friedrichs & Blasius 2001: 60).

Fallbeispiel für eine „Periphere Großsiedlung“: Kölnberg

„‘Das Meschenich-Gebirge ist ein großer städtebaulicher Irrtum‘,
sagt Jürgen Friedrichs, Professor für Soziologie an der Kölner Uni.
Für den Berliner Stadt- und Regionalsoziologen Hartmut Häußermann
ist der Kölnberg gar ein ‚Slum‘.“ (Frangenberg 2006: 32)

In den Kölner Gebieten mit dominierender Großwohnbebauung liegen „die stärksten Konzentrationen von Menschen in sozialen Problemlagen vor“ (Zimmer-Hegmann et al. 2006: 84), was für die Siedlung Kölnberg in besonderem Maße zutrifft: „Die Stadt hat es sich geleistet, hier auf engstem Raum Tausende Menschen in schwieriger sozialer und finanzieller Lage aufeinander zu pferchen.“ (Frangenberg, Schmalenberg & Grönert 2011: 38)

Abb. 20 *Siedlung „Kölnberg“ im Stadtteil Meschenich, An der Fuhr*
(eigenes Foto)

Die Siedlung Kölnberg im Stadtteil Meschenich ist eine Hochhaussiedlung aus der Mitte der 70er Jahre, die sich in kurzer Zeit zum „wohl bekanntesten sozialen Brennpunkt der Stadt“ (Friedrichs & Blasius 2000: 43) entwickelt hat: Die Ausstattung der „Großsiedlung in Meschenich, deren Abriss immer wieder mal gefordert wird“ (Frangenberg, Schmalenberg & Grönert 2011: 38), ist „ungenügend“ (Friedrichs & Blasius 2000: 43), zudem gibt es nur eine sehr schlechte Anbindung an den ÖPNV (vgl. Friedrichs & Blasius 2001: 54), das Gebiet ist „ohne Anschluss an die umliegenden Räume bzw. die Gesamtstadt“ (vgl. Zimmer-Hegmann

et al. 2006: 84; vgl. auch Strohmeier & Häußermann 2003: 98). Es gibt lediglich eine Busverbindung; die Fahrt in die Kölner Innenstadt dauert allerdings länger als eine Dreiviertelstunde.

Insgesamt sind in beiden Gebieten die Netzwerke wesentlich kleiner und auch stark lokal beschränkt im Vergleich zu Wohngebieten der Mittel- und Oberschicht. Dies gilt für türkische Bewohner/innen jeweils in noch stärkerem Maße als für die deutschen (vgl. Friedrichs & Blasius 2001: 62).

Merkmale der Stadtteiltypen

Die folgende Abbildung zeigt zusammenfassend die räumliche Verteilung der betrachteten Stadtteile sowie die Einteilung nach Wohngebietstypen:

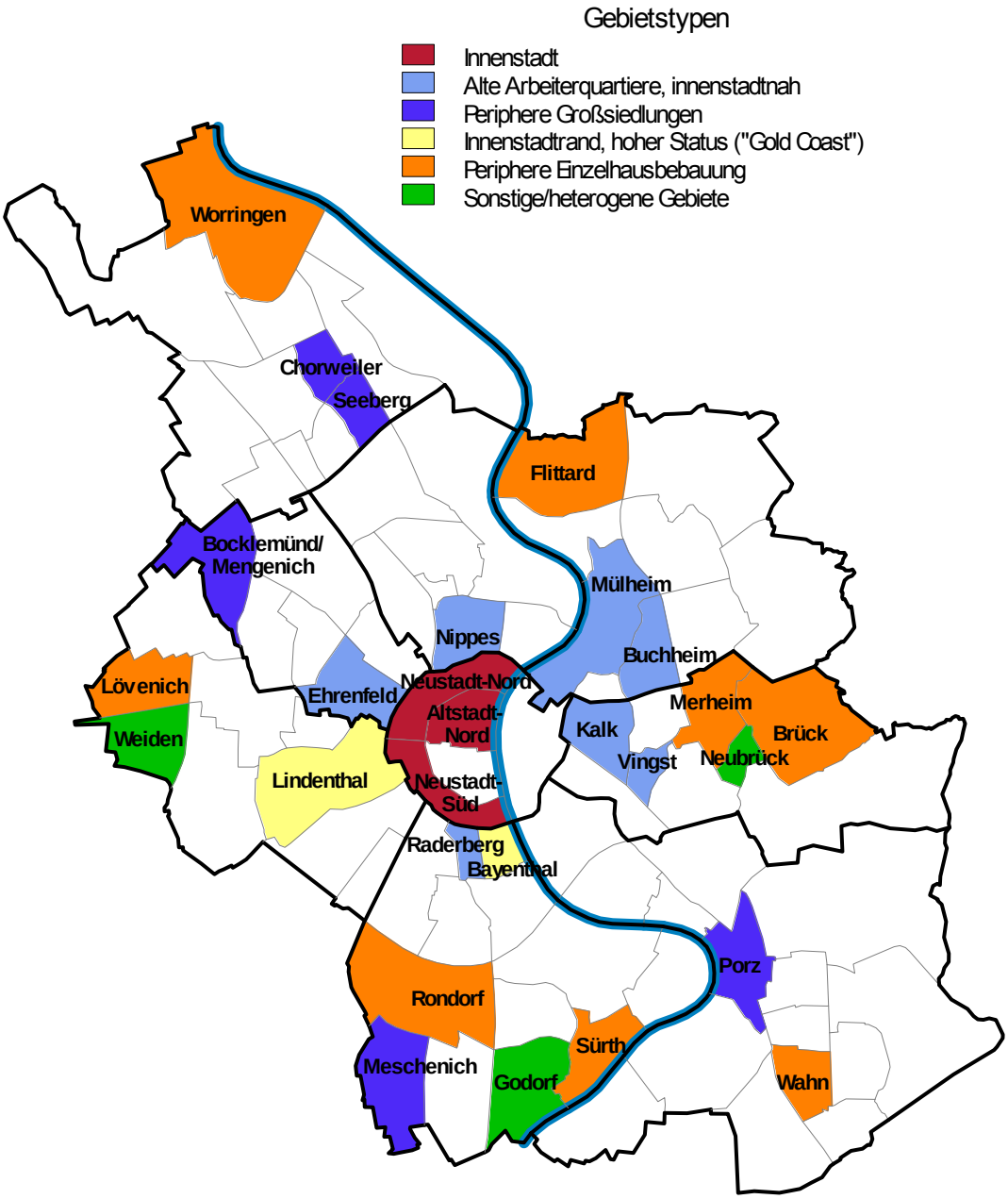


Abb. 21 *Typologie der untersuchten Kölner Stadtteile*
(eigene Darstellung)

Die Stadtteile bzw. Gebiete Vingst/Höhenberg, Mülheim, Buchforst sowie Bocklemünd/Mengenich, Porz-Finkenberg und Chorweiler sind wie der Stadtteil Kalk seit 1999 bzw. 2002 als „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf" Programmgebiete des Bund-Länder-Programmes „Soziale Stadt" (vgl. http://www.sozialestadt.de/gebiete/[38]).

Tabelle 9 zeigt den sozialen Status und den Migrationshintergrund der für die vorliegende Studie befragten Schüler/innen nach Stadtteiltypen. In den Alten Arbeiterquartieren ist der soziale Status insgesamt sogar noch etwas niedriger als in den peripheren Großsiedlungen. Am höchsten ist der Status in der innenstadtnahen „Gold Coast" (Hoffmeyer-Zlotnik 2001: 10). Die Innenstadt und die sonstigen Stadtteile sind sozial relativ heterogen und somit bei den Durchschnittswerten in der Mitte zwischen den benachteiligten und den privilegierten Stadtteilen einzuordnen.

Tab. 9. : *Übersicht über den sozialen und ethnischen Hintergrund der befragten Kinder nach Stadtteiltypen*

(eigene Daten; eigene Berechnungen)

	Innenstadt	Alte Arbeiterquartiere	periphere Großsiedlungen	Innenstadtrand, hoher soz. Status („Gold Coast")	periphere Einzelhausbebauung	Sonstige	
N	100	267	273	138	332	85	
Status (%):							
niedrig	16	40	33	4	11	13	CV= 0,29***
mittel	51	42	47	39	35	53	
hoch	33	18	20	57	54	34	
FAS[39] (0-7)	4,87	3,95	4,12	5,66	5,43	4,92	Eta= 0,43***
Migrationshintergrund (%):							
insgesamt	46	72	72	28	29	57	CV= 0,40***
Türkei	16	36	36	9	5	14	CV= 0,22***
ehem. Sowjetunion	1	3	9	0	2	8	
Italien	4	2	3	2	2	1	
Polen	0	2	4	1	2	5	
ehem. Jugoslawien	2	7	3	1	1	2	
Afrikanische Länder	2	4	5	1	3	10	
Andere	21	17	12	13	14	17	

[38] Zugriff am 12.3.2008.

[39] Sozio-ökonomischer Status gemessen mittels der *Family Affluence Scale* (FAS), Mittelwerte.

In den beiden Typen benachteiligter Gebiete haben jeweils 72% der befragten Kinder einen Migrationshintergrund, in den beiden privilegierten Stadtteiltypen sind es nur 28 bzw. 29%. Sowohl in den Innenstadtnahen Alten Arbeiterquartieren als auch in den Peripheren Großsiedlungen haben 36% der befragten Viertklässler/innen einen türkischen Migrationshintergrund, Kinder mit Eltern aus der ehemaligen Sowjetunion wohnen überdurchschnittlich oft in den peripheren Großsiedlungen.

In den benachteiligten Wohngebieten sind sowohl die Arbeitslosenquoten (21,7 vs. 10,9%; Eta=0,803***) als auch die Kinderarmutsquoten (37,8% vs. 15.4%; Eta=0,769***) im Durchschnitt erheblich höher als in den anderen betrachteten Stadtteilen.

Die durchschnittliche Wohnfläche pro Einwohner/in (s. Anhang A, Abb. A-8 für Darstellung auf Stadtteilebene) ist dagegen wesentlich geringer (32,4 vs. 39,0 qm; Eta=0,774***): Die Kinder leben dort also z.T. in überaus beengten Wohnverhältnissen, wodurch sie besonders auf Bewegungsräume und Spielflächen im Wohnumfeld angewiesen sind.

7.3 Sportinfrastruktur[40]

Zur Sportinfrastruktur liegen auf Stadtteilebene Angaben über städtische Sportstätten vor. Die Angaben zu Sportflächen[41] und Sporthallen[42] (s. Anhang A, Abb. A-9 und A-10) wurden im Folgenden in einem Sportinfrastrukturindex zusammengefasst, um einen Überblick über die räumliche Verteilung der Sportstätten zu ermöglichen.

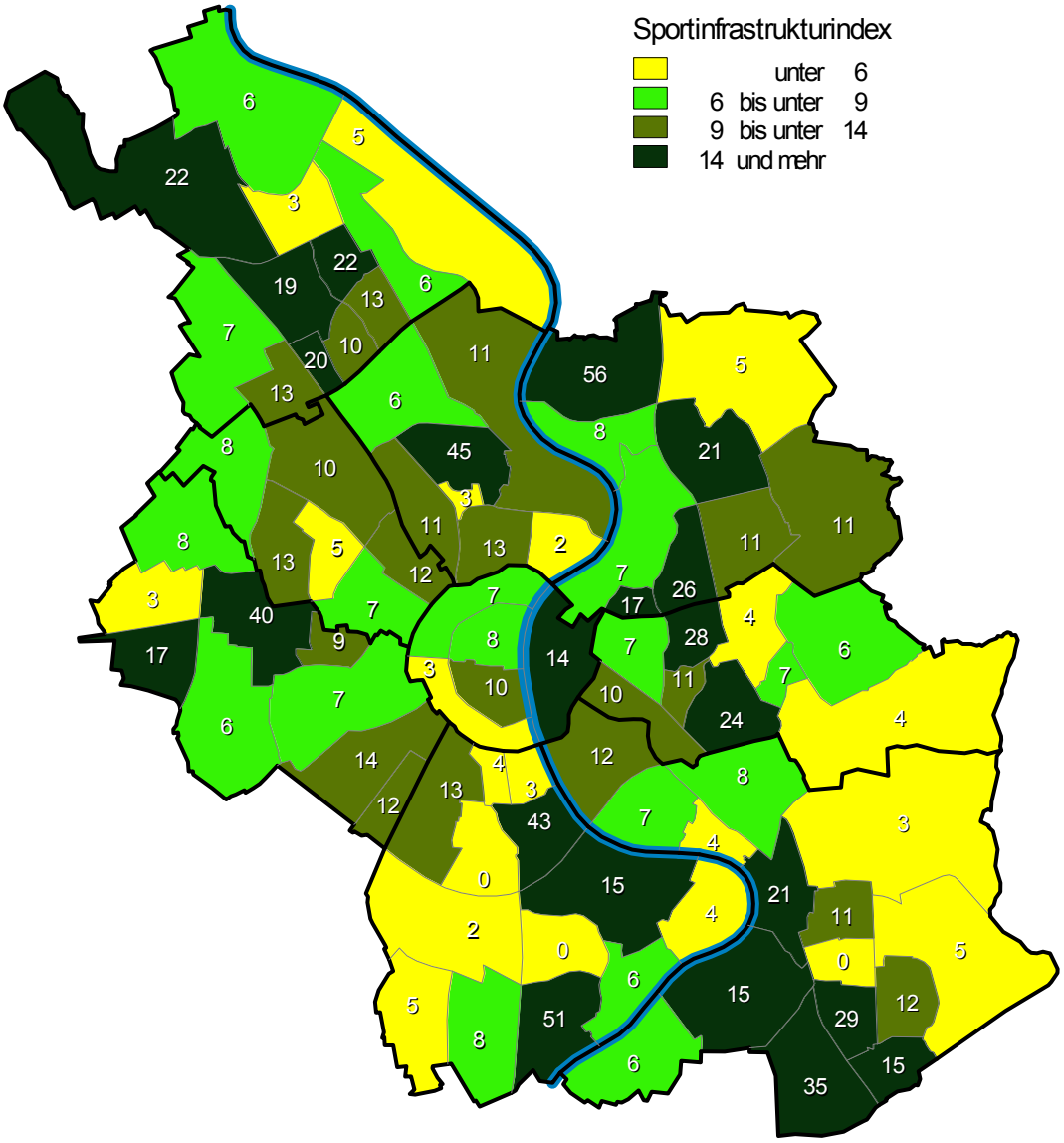


Abb. 22 *Sportinfrastrukturindex nach Stadtteilen in Köln*
(Daten: Stadt Köln 2007/2009; eigene Berechnung; eigene Darstellung)

[40] Für die Bereitstellung von Daten bzw. Informationen über Datenquellen gilt mein Dank: Manuela Dicken (Stadtsportbund Köln), Dagmar Ziegel (Stadtsportbund Köln), Udo Kremer (Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln), Frank Pfeuffer (Dezernat für Bildung, Jugend und Sport der Stadt Köln), Peter Keienburg (Sportamt der Stadt Köln), Herbert Schorn (Schulverwaltungsamt Köln).

[41] Die Daten zu Sportflächen auf Stadtteilebene (Stand 31.12.2009) wurden freundlicherweise vom „Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln“ zur Verfügung gestellt.

[42] Die Daten zu Sporthallen an Kölner Schulen auf Stadtteilebene (Stand 5.11.2007) wurden freundlicherweise vom „Schulverwaltungsamt der Stadt Köln“ zur Verfügung gestellt.

Der Sportinfrastrukturindex wurde aus diesen Angaben folgendermaßen berechnet: Die Anzahl der Sporthallen wurde durch die Einwohnerzahl der Stadtteile geteilt und mit 1000 multipliziert (= Sporthallen je 1000 Einwohner). Die Sportflächen (Angabe in qm) wurden durch die Quadratmeterzahl der Stadtteils geteilt (= Sportflächenanteil)[43]. Diese beiden Werte wurden mittels linearer Transformation auf einen Wertebereich von 0 (Minimum der Verteilung) bis 100 (Maximum) normiert. Der Indexwert ist dann der Mittelwert aus diesen beiden Werten. Dieser Index bezieht sich folglich nur auf *städtische* Sportinfrastruktur für den organisierten Sport, nicht erfasst werden konnten dagegen die Infrastruktur kommerzieller oder anderer Anbieter sowie informelle Sportgelegenheiten, d.h. Flächen, die „ursprünglich nicht für sportliche Zwecke geschaffen wurden, aber dennoch räumlich und zeitlich Möglichkeiten für eine sportliche Sekundärnutzung bieten“ (Lischka 2000: 23).

Es zeigt sich anhand der kartografischen Darstellung (s. Abb. 22), dass die städtische Sportinfrastruktur relativ breit über die Stadt verteilt ist, wobei Verdichtungen an der nordwestlichen und südöstlichen Peripherie zu finden sind. Im Nordwesten verfügt die SG Köln-Worringen, ein Breitensportverein mit 3200 Mitgliedern in 14 Abteilungen, über zahlreiche Sportanlagen und –flächen (vgl. http://www.sgworringen.de[44]). Im südöstlichen Teil von Köln sind mehrere mittelgroße bis große, breitensportorientierte Sportvereine aktiv[45].

Nach Stadt*bezirken* bestehen nur geringfügige Unterschiede in Bezug auf die Sportinfrastruktur (s. Tab. 10). Die Stadtteile im Stadtbezirk Mülheim haben durchschnittlich einen etwas höheren Wert (17,9), wobei hier kein signifikanter Unterschied zwischen den Bezirken besteht. Die Stadtteile im linksrheinischen Bereich unterscheiden sich nicht signifikant von den rechtsrheinischen Stadtteilen.

Tab. 10. : Sportinfrastrukturindex der Stadtteile (Mittelwert) nach Stadtbezirken

	Innenstadt	Rodenkirchen	Lindenthal	Ehrenfeld	Nippes	Chorweiler	Porz	Kalk	Mülheim	Insgesamt
Sportinfra-strukturindex (Mw)	8,4	11,8	12,9	9,3	12,9	12,1	12,1	11,1	17,9	12,3

Im Vergleich der 9 Stadtbezirke ist der Bezirk Mülheim am besten mit städtischen Sportanlagen versorgt. Hier ist der Mülheimer TV stark verwurzelt (vgl. auch Klein 1991: 44): „Der MTV ist Kölns größter Breitensportverein mit über 4700 Mitgliedern in 14 Abteilungen, damit einer der größten Sportvereine in NRW.“ (vgl. http://www.mtv-koeln.de[46]) Der Verein nutzt 55 verschiedene Sporthallen, die größtenteils im Bezirk Mülheim, teilweise aber auch in anderen Teilen der Stadt gelegen sind.

[43] Die Einzeldarstellungen zu den Sportstätten und –flächen auf Stadtteilebene finden sich im Anhang A.

[44] Zugriff am 25.7.2010.

[45] u.a. TV Rheingold Zündorf (ca. 800 Mitglieder), TV ‚Jahn’ Köln Wahn 1909 (ca. 1300), GSV Porz (ca. 1100); vgl. http://www.koeln.de/koeln/freizeit/freizeitsport/sportvereine [Zugriff am 9.5.2011].

[46] Zugriff am 25.7.2010.

Zu der Frage, welche konkreten Sportangebote an welchen Orten stattfinden, liegen allerdings weder bei der Stadt Köln noch beim Stadtsportbund und beim Sportamt Daten auf Stadtteilebene vor. Beim Stadtsportbund sind zwar Angebote für Kinder von 7-12 Jahren nach den 9 Kölner Stadtbezirken erfasst (http://www.ssbk.de/vereinsangebote.html[47]). Diese Aufstellung kann jedoch keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben und hat nach derzeitigem Stand keine Aussagekraft, da die Angebote von den Mitgliedern selbst eingepflegt werden müssen und die Angaben daher unvollständig sind[48].

Zu informellen Sport*gelegenheiten* liegen für Köln ebenfalls keine Daten vor, die diese systematisch erfassen[49]. Es werden von der Stadt Köln lediglich Daten zu öffentlichen Grün- und Erholungsflächen erfasst[50], die in Bezug auf die hier verfolgten Fragestellungen jedoch nur eingeschränkte Aussagekraft haben. Sie können zwar als ein grober Indikator für Sportgelegenheiten angesehen werden; zum m.E. aussagekräftigeren Indikator privater Außenräume bzw. nicht-städtischer Grünflächen sind jedoch ebenfalls keinerlei Daten verfügbar.

Tab. 11. : *Erholungsflächen, Grünanlagen, Spielplatzflächen und Parks[51] nach Stadtbezirken (Mittelwerte der Stadtteile)*

N=85 Stadtteile (Daten: Stadt Köln 2009)

Stadtbezirk	Anteil Erholungsfläche in %	Anteil Grünanlagen in %	Anteil Spielplatzfläche in %	Anteil Parks in %
Innenstadt	11,9	11,6	0,75	9,7
Rodenkirchen	10,4	9,0	0,15	5,4
Lindenthal	17,3	15,0	0,29	11,3
Ehrenfeld	11,9	10,9	0,52	3,8
Nippes	17,8	15,5	0,58	8,5
Chorweiler	11,8	10,3	0,40	5,7
Porz	8,7	6,8	0,33	3,2
Kalk	12,4	10,9	0,56	5,4
Mülheim	10,5	7,4	0,58	1,9
Insgesamt	12,1	10,3	0,42	5,7

Tendenziell sind die Stadtbezirke in Stadtrandlage schlechter mit Erholungsflächen, Grünanlagen, Parks und Spielplätzen ausgestattet als die Stadtteile in Bezirken mit Innenstadtrand-

[47] Zugriff am 1.5.2011.

[48] Laut Auskunft von Dagmar Ziegel vom Stadtsportbund Köln ist dies nur ein „kleiner rudimentärer Ausschnitt" der Angebote, da von insgesamt ca. 800 Sportvereinen weniger als 50 Vereine ihre Angebote eingepflegt haben. Die Datenbank wird zudem erst seit März 2011 geführt, Aussagen über die vorangegangen Jahre sind somit noch weniger möglich (telefonische Auskunft am 9.5.2011).

[49] Die Erfassung von Sportgelegenheiten wurde bislang nur für vereinzelte Städte systematisch durchgeführt. Vgl. für Regensburg: Lischka 2000.

[50] Die Daten (Köln 2009) zu Erholungsflächen, Grünanlagen, Spielplatzflächen und Parks auf Stadtteilebene (Stand 31.12.2009) wurden freundlicherweise vom „Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln" zur Verfügung gestellt.

[51] Als „Erholungsflächen" sind nach Statistischen Bundesamt definiert: „Unbebaute Flächen, die dem Sport und der Erholung dienen. Dazu zählen Sportflächen, Grünanlagen und Campingplätze." (www.destatis.de) Die Flächen für Grünanlagen und Spielplätze sind demnach in den Erholungsflächen enthalten. Die Flächen der Parks sind wiederum Teil der Grünanlagen.

bzw. Innenstadtlage. Andererseits ist jedoch der Anteil an Ein- und Zweifamilienhäusern in den Bezirken mit Stadtrandlage (69%) wesentlich höher als in Innenstadtrandlage (26%) und vor allem in Innenstadtlage (14%), so dass vermutet werden kann, dass dort wesentlich mehr private Grünflächen verfügbar sind, da vor allem Kindern, die in Einfamilienhäusern leben, i.d.R. private Gärten zur Verfügung stehen (vgl. Klöckner, Beisenkamp & Hallmann 2007: 90). Solche „privaten Außenräume", d.h. Außenbereiche des privaten Wohnraums wie Höfe, Terrassen und Gärten werden nach Ergebnissen der Zeitbudgetstudie „Tausend gelebte Kindertage" von 10-jährigen Kindern relativ häufig für Bewegungsaktivitäten genutzt (vgl. Kleine 2003: 63f.).

Die Spielplatzdichte und -qualität variiert ebenfalls innerhalb der Stadt (vgl. Boldt 2012): In der „Spielplatzbedarfsplanung der Stadt Köln 2011" wurden sehr detailliert sowohl die quantitative Versorgung mit öffentlichen Spielplatzflächen als auch der qualitative Zustand bzw. der „Spielwert" dieser Flächen erhoben (vgl. Stadt Köln 2011b). Dabei sind die Stadtteile Chorweiler, Seeberg, Bocklemünd/Mengenich, Nippes, Ehrenfeld und Raderberg in der höchsten Dringlichkeitsstufe in Bezug auf Spielplatzbedarf eingestuft (vgl. Rudolph 2012: 28). Der höchste quantitative Flächenfehlbedarf unter Berücksichtigung sozialräumlicher Indikatoren[52] besteht im Stadtteil Kalk; ebenfalls in der höchsten von fünf Dringlichkeitsstufen sind die Stadtteile Nippes, Mülheim, Vingst, Chorweiler, Seeberg und Ehrenfeld (vgl. Stadt Köln 2011b: 17). In diesen Stadtteilen, in denen private Grünflächen selten und die Wohnungen oftmals klein sind (vgl. Risse 2012: 28), wären die Kinder jedoch in besonderem Maße auf öffentliche Spielflächen angewiesen. Chorweiler und Seeberg haben zudem den höchsten Sanierungsbedarf im Spielplatzbereich (vgl. Stadt Köln 2011b: 22).

Privilegiert erscheint in diesem Zusammenhang wiederum besonders der innenstadtnahe Stadt*teil* Lindenthal, in dem es sowohl einen besonders hohen Anteil an Erholungsflächen (31,7%, darunter 30,4% Grünanlagen und 27,5% Parks) als auch an privaten Außenräumen gibt[53].

Die linksrheinischen Stadtteile sind in Bezug auf Erholungsflächen (s. Abb. 23), Grünanlagen und Parks (s. Anhang A, Abb. A-11 und A-12) gegenüber den rechtsrheinischen etwas besser ausgestattet. Es gibt im linksrheinischen Bereich jedoch sowohl viele Stadtteile mit besonders hohen als auch mit besonders niedrigen Anteilen an öffentlichen Erholungsflächen. Außerhalb des Grüngürtels[54] sind relativ wenige öffentliche Grün- und Erholungsflächen vorhanden.

[52] Bei der quantitativen Berechnung der Flächenbedarfe wurde eine Gewichtung mit den Indikatoren Einwohnerdichte, Anzahl und Anteil der Kinder und Jugendlichen sowie Anteil an Mehrfamilienhäusern vorgenommen (vgl. Stadt Köln 2011b: 8).

[53] Immerhin 38,1% der Gebäude sind 1-2-Familienhäuser, was für einen Stadtteil in Innenstadtrandlage einen relativ großen Anteil darstellt.

[54] vgl. http://www.koelntourismus.de/sehenswertes-kultur/parks-gaerten/koelner-gruenguertel.html [Zugriff am 10.08.2011].

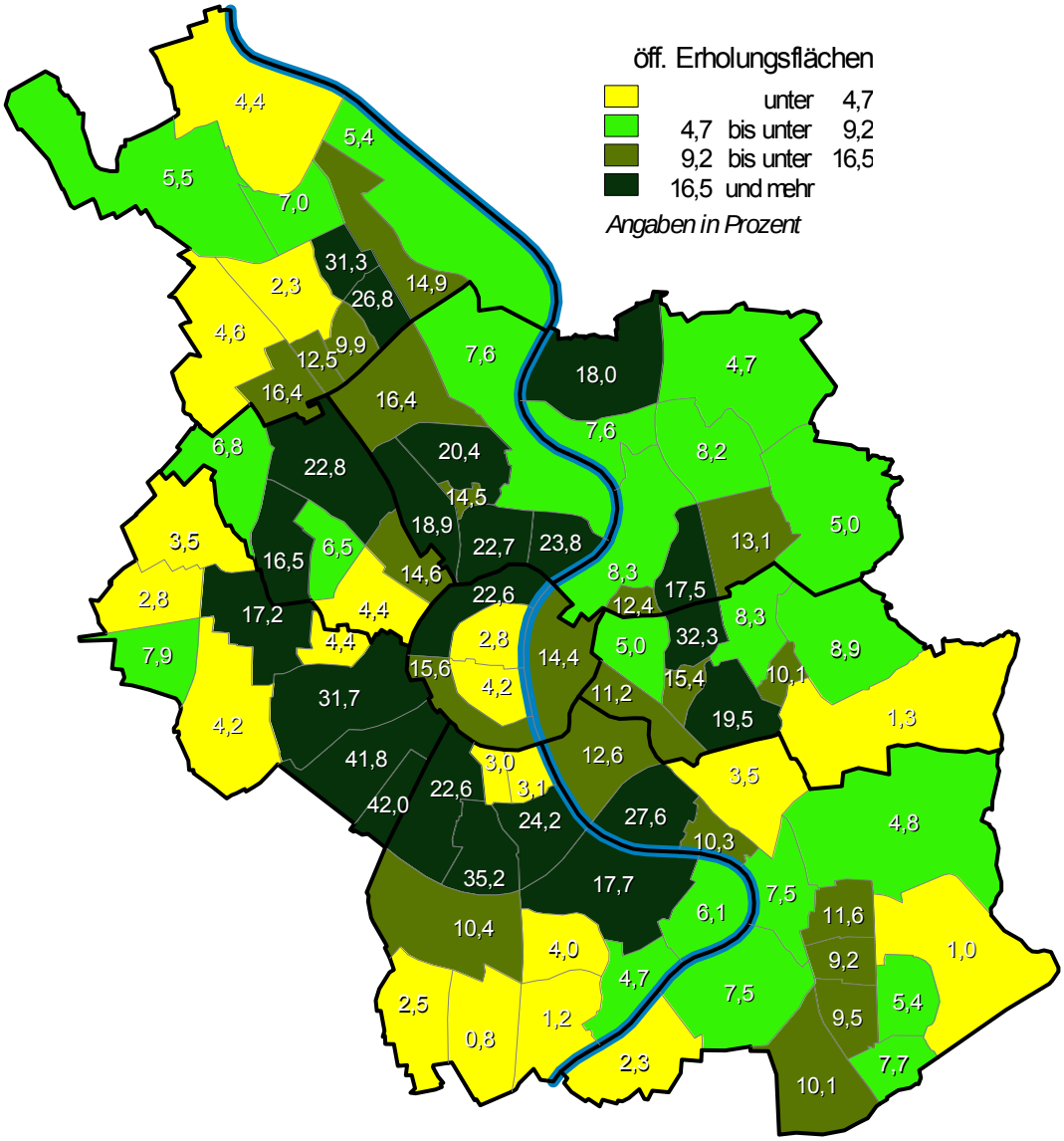


Abb. 23 *Flächenanteil öffentlicher Erholungsflächen in Köln nach Stadtteilen*
(Datenquelle: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Sportinfrastruktur

Wie bereits anhand der kartografischen Darstellungen zu ersehen war, sind sowohl städtische Sport- als auch Grünanlagen relativ breit über die Stadt verstreut. Nun soll geprüft werden, ob Zusammenhänge mit Wohngebietstypen und mit der jeweiligen Sozialstruktur der Stadtteile vorliegen:

Es bestehen zunächst keine signifikanten Zusammenhänge zwischen der städtischen Sportinfrastruktur der Stadtteile und den sozialen Indikatoren Arbeitslosenquote und Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund. Die Mittelwerte von benachteiligten und anderen Wohngebieten unterscheiden sich ebenfalls nur unwesentlich. Mit der Sozialhilfedichte und der Kinderarmutsquote zeigen sich geringe positive Korrelationen von $r=0{,}193^{+}$ bzw. $r=0{,}191^{+}$. Das heißt, hier besteht die Tendenz, dass die öffentliche Sportinfrastruktur besser ist, je höher der Anteil an Sozialhilfeempfängern ist.

Unterschiede zwischen den Gebieten konnten jedoch auf Ebene der materiellen Ausstattung und institutionellen Angeboten der einzelnen Schulen festgestellt werden (s. auch Kap. 8.3)

Es bestehen keine signifikanten Zusammenhänge zwischen den Anteilen an Erholungsflächen, Grünanlagen und Parks und den sozialen Indikatoren auf der Stadtteilebene. Mit öffentlichen Grünanlagen, Erholungsflächen und Parks sind sozial benachteiligte Wohngebiete etwa gleichermaßen ausgestattet wie die anderen Stadtteile. In Bezug auf die durchschnittliche Spielplatzfläche (0,60% vs. 0,35%) sind sie sogar leicht im Vorteil (Eta=0,311; p=0,108). Der Spielplatzflächenanteil korreliert positiv mit der Arbeitslosenquote (r=0,413***), der Sozialhilfedichte (r=0,292**), der Kinderarmutsquote (r=0,390***) und auch mit dem Anteil an Bewohner/innen mit Migrationshintergrund (r=0,288**) und dem Anteil der befragten Schüler/innen mit Migrationshintergrund (r=0,494**). Mit privaten Grünflächen sind die sozial benachteiligten Stadtteile allerdings mutmaßlich schlechter ausgestattet, worauf u.a. der geringere Anteil an Ein- und Zweifamilienhäusern ein Hinweis ist (41% vs. 61%; Eta=0,366^{+}).

Zwischenfazit zur Sportinfrastruktur

Anhand der hier verwendeten Indikatoren sind keine systematischen Unterschiede zwischen den Kölner Bezirken und Stadtteilen und auch keine systematischen Zusammenhänge zwischen Sozial- und Infrastruktur feststellbar. Es ist aber zu vermuten, dass anhand anderer möglicher Indikatoren (z.B. private Grünflächen, konkrete Sportangebote der Vereine und Schulen, informelle Sportgelegenheiten), die jedoch nicht oder nur teilweise erfassbar sind, disproportionale Verteilungen über die Stadt vorliegen.

8 Ergebnisse zum Sport- und Bewegungsverhalten in Köln

In diesem Kapitel werden zunächst deskriptiv die allgemeinen Ergebnisse der SchülerInnenbefragung zum Sport- und Bewegungsverhalten berichtet. Folgende Zusammenhangsmuster werden erst auf der Individual- bzw. Mikroebene und anschließend auf der Aggregat- bzw. Meso-Ebene der Stadtteile analysiert. In den mehrebenenanalytischen Betrachtungen werden Individual- und Aggregatebene dann simultan betrachtet.

8.1 Sport- und Bewegungsverhalten allgemein

Das Sport- und Bewegungsverhalten der befragten Kölner Kinder ist insgesamt als durchschnittlich einzustufen (Vergleichswerte s.u.): 57,2% von ihnen sind Mitglied im Sportverein. Durchschnittlich sind die Kinder an 1,3 Tagen pro Woche im Sportverein aktiv. Betrachtet man nur diejenigen Kinder, die Mitglied im Sportverein sind, so sind diese durchschnittlich 2,3 Tage pro Woche aktiv. 70% der Vereinsmitglieder sind mehr als einen Tag in der Woche im Sportverein aktiv (s. Abb. 24).

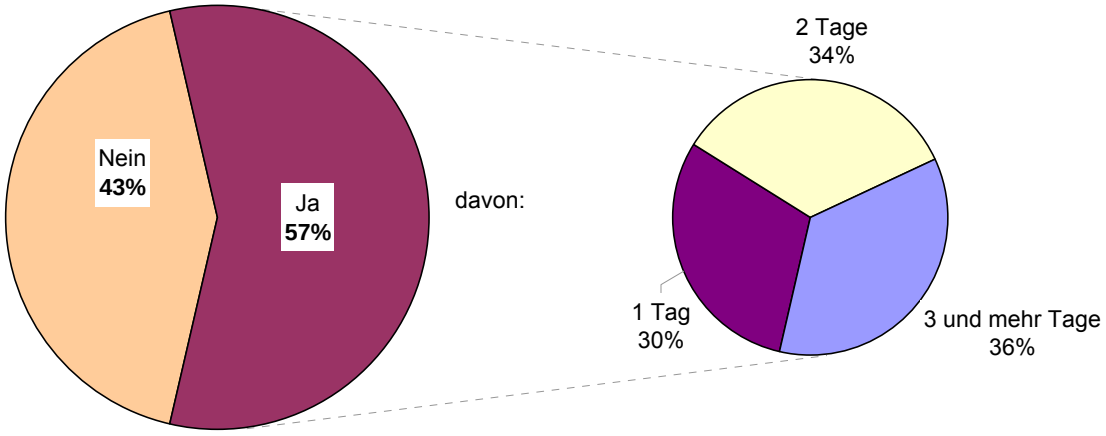


Abb. 24 *Sportvereinsmitgliedschaft und Sportvereinspensum der Mitglieder in Tagen pro Woche*

Angaben in %, N=1195

Die im Rahmen dieser Befragung ermittelten Mitgliedschaftsquoten sind damit den Quoten, die in anderen Studien für Großstadtkinder dieses Alters ermittelt wurden, sehr ähnlich: Bei bundesweiten Studien wie der *2. World Vision Kinder Studie* waren 64% der 10- bis 11-jährigen Kinder Mitglied im Sportverein (vgl. Leven & Schneekloth 2010: 104)[55]. Verschiedene Studien wie die *NRW Jugendsportstudie* (vgl. u.a. Kutz & Sonneck 1996: 84f.) und auch ein projektinterner Vergleich mit Landkindern aus dem Kreis Höxter (vgl. Keßler & Brandl-Bredenbeck 2010) haben jedoch gezeigt, dass i.d.R. die Mitgliedschaftsquoten in ländlichen Gebieten höher sind als in Großstädten. Für einen Vergleich mit Großstadtkindern bietet sich besonders die in der Stadt Essen durchgeführte Studie *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets* an, bei der 55,5% der 11-jährigen Kinder Sportvereinsmitglied sind (vgl. Schmidt 2006: 105).

Abbildung 25 zeigt, welche Sportarten die Kinder im Verein betreiben.

[55] Bei der ebenfalls bundesweit angelegten MoMo-Studie waren es 64,6% der 6-10-Jährigen sowie 60,9% der 11-13-Jährigen (vgl. Bös et al. 2009: 181).

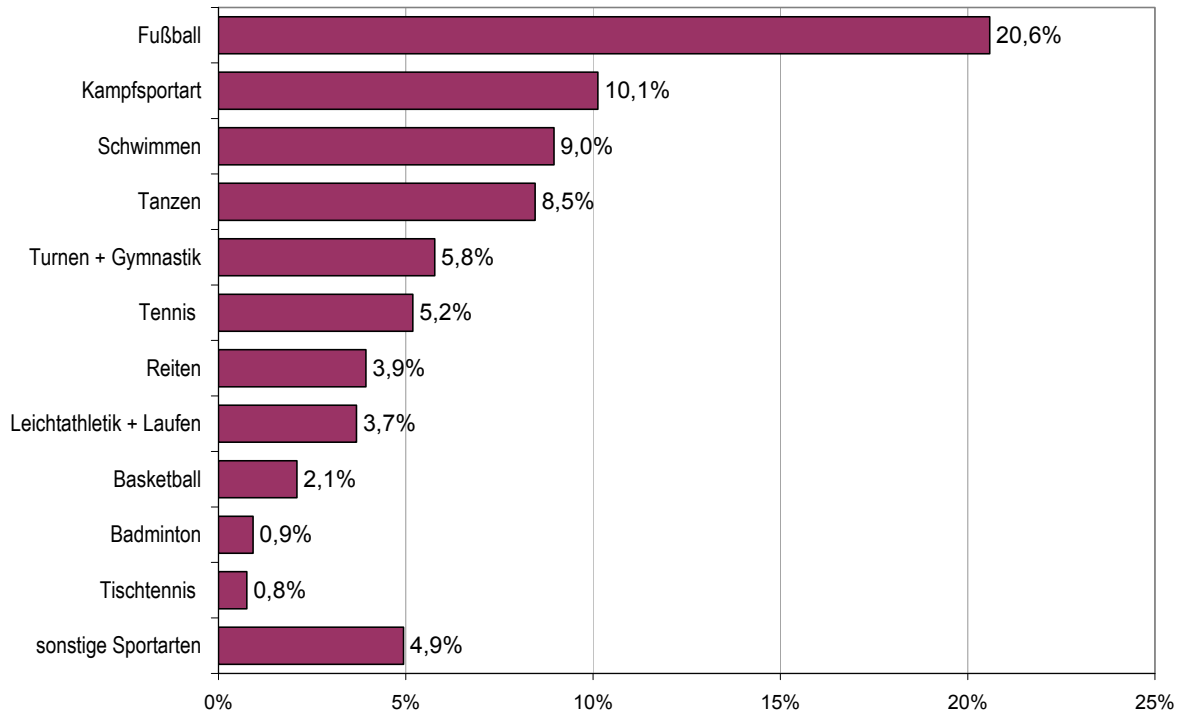


Abb. 25 Im Sportverein betriebene Sportarten (Mehrfachnennungen)

Anteile in % an allen Kindern, N=1195

Fußball ist die mit Abstand am häufigsten betriebene Vereinssportart, gefolgt von Kampfsportarten, Schwimmen und Tanzen. 71% der Sportvereinsmitglieder betreiben eine einzige Sportart im Verein, 26% zwei und 3% mehr als zwei verschiedene Sportarten. 38,3% der befragten Kinder betreiben eine (oder mehrere) Individualsportart(en), 25,5% Teamsportarten bzw. Sportspiele.

Neben der Sportvereinsmitgliedschaft wurde auch allgemein nach informellen Bewegungsaktivitäten gefragt. Über die Hälfte der befragten Kinder (52,1%) gaben an, dass sie täglich draußen „Toben und Spielen". Weitere 35,4% tun dies mehrmals pro Woche, 4% ca. einmal pro Woche und 8,5% seltener oder nie. Bei den im Rahmen des Projekts „Kinder heute" im ländlichen Kreis Höxter befragten Kindern war es mit 64,6% ein noch höherer Anteil, der angab, dies täglich zu tun (vgl. Brandl-Bredenbeck et al. 2010: 65f.). Andere Vergleichzahlen sind schwer zu finden, da ein Vergleich nur bei gleicher oder sehr ähnlicher Operationalisierung sinnvoll erscheint.

Im Rahmen der DJI-Studie „Was tun Kinder am Nachmittag?" waren es 26% der 8- bis 12-Jährigen, die nur wenig Außenraumaktivitäten unternehmen (vgl. Ledig 1992: 43). Fuhs (1996: 152) berichtet für 10- bis 12-Jährige, dass etwa ein Viertel selten oder nie „Draußen spielt"[56]. Dabei wurde Spielen im Gelände bzw. auf der Straße erfasst; es handelte sich also bei der DJI-Studie um einen etwas engeren Begriff als den in der hier berichteten „Kinder heute"-Studie verwendeten, so dass die Ergebnisse nur bedingt vergleichbar sind.

[56] Die Ergebnisse basieren auf einer Befragung, bei der 1993 N=2663 Kinder und Jugendliche der 5. bis 9. Jahrgangsstufe in Hessen und Sachsen-Anhalt befragt wurden.

8.2 Sport und soziale Ungleichheit (Individualebene)

Den in Kapitel 4 formulierten Hypothesen zufolge ist zu erwarten, dass sich auf der Individualebene sowohl vertikale soziale Ungleichheiten wie der soziale Status der Eltern, als auch horizontale Ungleichheiten – wie Geschlecht und kultureller Hintergrund – auf das Sportverhalten der Kinder auswirken werden.

→ I.I. **Je höher der soziale Status der Eltern, desto eher sind die Eltern sportlich aktiv.**

Zwischen dem sozio-ökonomischem Status der Eltern (ungruppierter FAS-Index) und dem Summenindex zum Sporttreiben der Eltern (Wertebereich von 0= beide Elternteile treiben nie Sport bis 8=beide Elternteile treiben (fast) täglich Sport) zeigt sich erwartungsgemäß eine positive Korrelation von r=0,249***, d.h. höherer Status ist assoziiert mit sportlich aktiveren Eltern. Ein Mittelwertvergleich (s. Abb. 26) mit dem gruppierten FAS-Index bestätigt diesen Befund (Eta=0,244***):

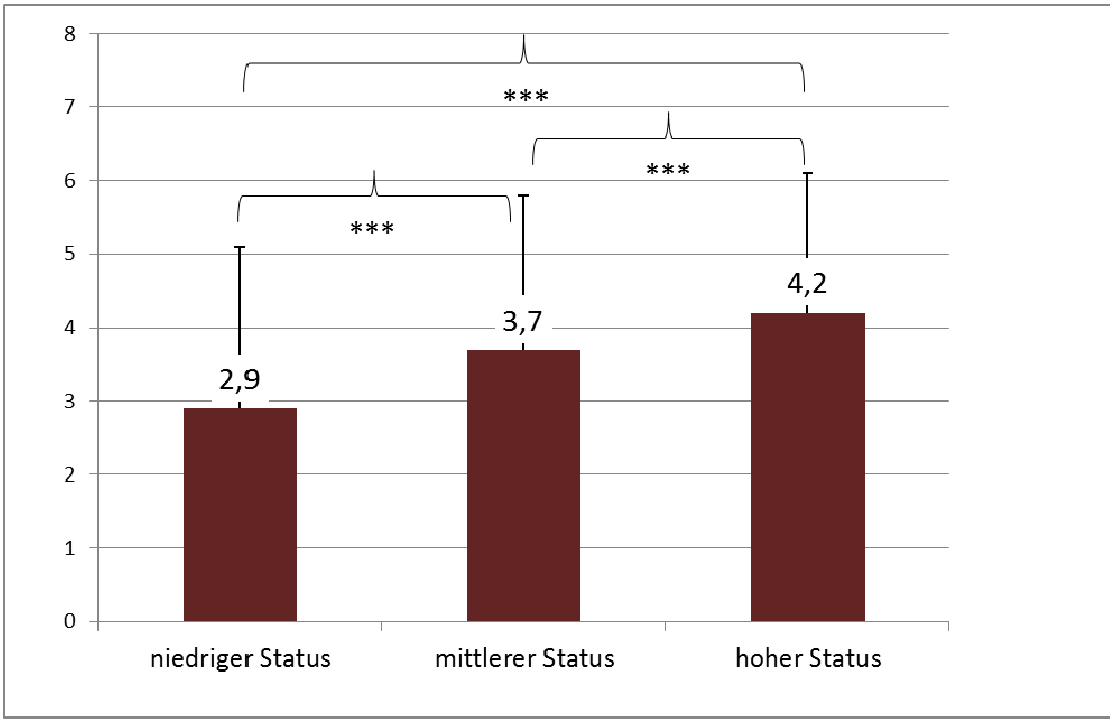


Abb. 26 *Mittelwertvergleich: Summenindex zum Sporttreiben der Eltern (Wertebereich von 0 = „beide treiben nie Sport" bis 8 = „beide treiben täglich Sport") nach sozio-ökonomischem Status (gruppierte FAS-Skala)*

Post-hoc-Test nach Scheffé[57], N = 1098

Während unter den Eltern mit niedrigem Status 43,1% nie bzw. selten und nur 18,1% regelmäßig Sport treiben (s. Abb. 27), sind es unter den Eltern mit hohem Status nur 16,5%, die selten/nie, und 48,7%, die regelmäßig Sport treiben (CV=0,191***).

[57] vgl. Bühl & Zöfel 2005: 397ff.

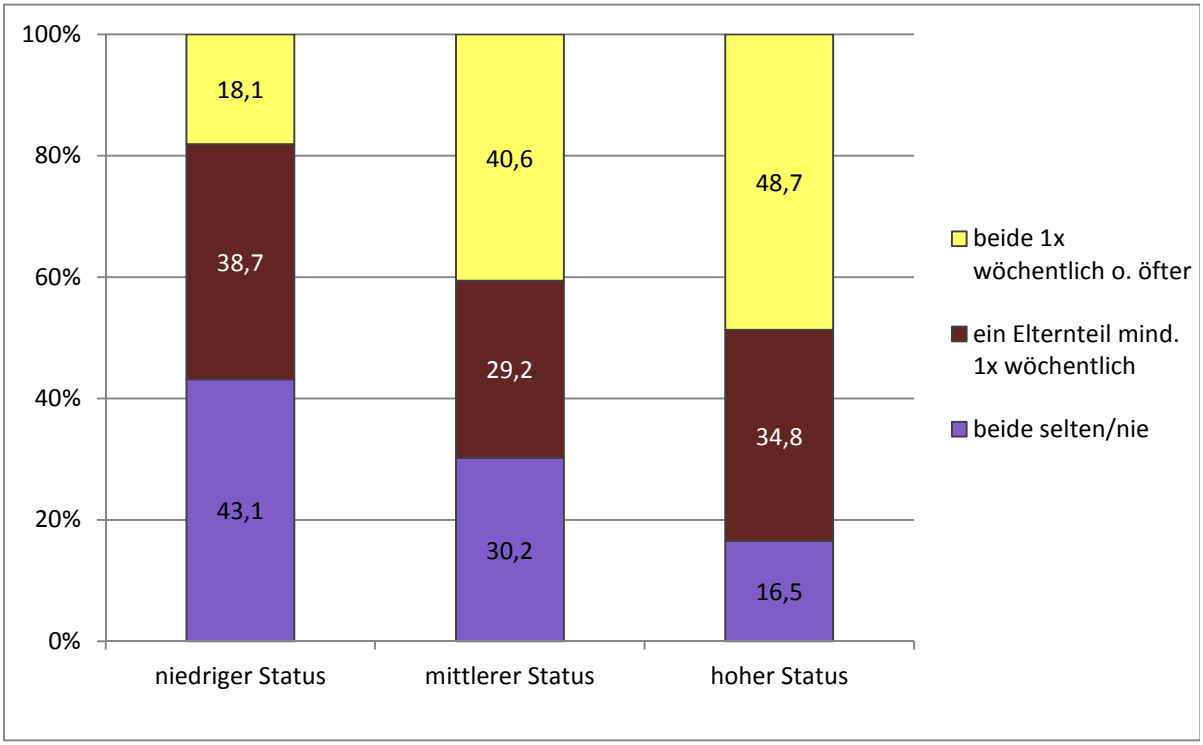


Abb. 27 *Anteile des Sporttreibens der Eltern nach sozio-ökonomischem Status (gruppierte FAS-Skala)*

N=1139

Die getrennte Berechnung für Väter und Mütter ergibt, dass sich dieser Zusammenhang zwar bei beiden zeigt, etwas stärker jedoch bei den Müttern ($r_{Mütter}$=0,249*** vs. $r_{Väter}$=0,182***).

Insofern kann die Hypothese „Je höher der soziale Status der Eltern, desto eher sind die Eltern sportlich aktiv“ als bestätigt angesehen werden. Ob dies, wie in der Literatur vielfach berichtet (s. Kap. 2.1.2), auch die erwarteten Auswirkungen auf das Sporttreiben der Kinder hat, wird weiter unten in diesem Kapitel untersucht.

Da Migrationshintergrund und Status wiederum stark zusammenhängen, sind auch nach Migrationshintergrund Unterschiede im Sporttreiben der Eltern zu erwarten: Eltern der Kinder mit Migrationshintergrund sind zu 30,5% nicht sportlich aktiv, ohne Migrationshintergrund sind es 23,6%. Der Migrationshintergrund spielt also nur eine relativ geringe Rolle, wie eine logistische Regressionsanalyse bestätigt (s. Tab. 12, Modell 1, R^2=0,9%). Wird der soziale Status konstant gehalten (Modell 2), hat der Migrationshintergrund dann keinerlei Einfluss mehr auf die Sportaktivität der Eltern. Das in der Literatur beschriebene Phänomen, dass Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund weniger sportliche Vorbilder erleben und in der Folge auch weniger sportlich aktiv seien, bestätigt sich also nur bedingt. Der Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und Sportaktivität ist zudem z.T. eine Scheinkausalität, da die Korrelation bei Berücksichtigung des sozialen Status als intervenierender Variable gänzlich verschwindet.

Es zeigt sich jedoch ein signifikanter Interaktionseffekt zwischen Migrationshintergrund und Status (Modell 3).

Tab. 12. : Logistische Regressionsmodelle: Sportaktivität der Eltern (beide Eltern nicht sportlich aktiv[58]) nach Status und Migrationshintergrund

N = 1176

	Modell 1			Modell 2			Modell 3		
	B	Sig.	e^{β}	B	Sig.	e^{β}	B	Sig.	e^{β}
Migrationshintergrund	,364	,006	1,439	,048	,735	1,049	,100	,485	1,105
Status (zentriert)				-,307	,000	,736	-,430	,000	,651
Status (zentriert) x Migrationshintergrund							,226	,013	1,253
Konstante	-1,180	,000		-1,060	,000		-1,037	,000	
Modell R^2			0,009**			0,067***			0,074***

Insgesamt sind 27,0% der Eltern nicht sportlich aktiv. Haben Eltern mit Migrationshintergrund einen hohen sozialen Status, so sind sie mit 23,7% unterdurchschnittlich inaktiv respektive überdurchschnittlich aktiv. Diejenigen mit niedrigem Status sind dagegen mit 39,4% häufiger sportlich inaktiv. Der Migrationshintergrund hat demnach nur in Abhängigkeit vom sozialen Status einen Effekt auf die Sportaktivität der Eltern; der soziale Status wirkt dabei verstärkend.

Da im Zusammenhang mit sozialräumlicher Segregation Migrationshintergrund häufig kombiniert ist mit einem niedrigen sozialen Status (s. Kap. 7.1), ist zu erwarten, dass in sozial benachteiligten Stadtteilen besonders die Kinder aus statusniedrigen Familien mit gleichzeitigem Migrationshintergrund weniger sportlich aktive Vorbilder erleben als Kinder aus statushohen Familien mit Migrationshintergrund, deren Wohnort eher in privilegierten Stadtteilen zu erwarten ist.

[58] Das entsprechende Modell für die sportliche (In-)Aktivität der Mütter hat eine etwas höhere Erklärungskraft (R^2=0,089***) als das Modell für die Väter (R^2=0,063***), die Interaktionseffekte sind geringer und nicht signifikant.

I.II. **Kinder sportaktiver Eltern sind häufiger im Sportverein aktiv als Kinder, deren Eltern nicht sportlich aktiv sind.**

Wie Abbildung 28 veranschaulicht, sind Kinder, bei denen beide Elternteile sportlich aktiv sind, zu 67% Mitglied im Sportverein. Bei denjenigen, die nur einen aktiven Elternteil haben, sind es 57% und bei denen mit inaktiven Eltern nur 45%.

Insofern besteht der in Hypothese I.II. erwartete positive Zusammenhang zwischen der Sportaktivität der Eltern und der ihrer Kinder (CV=0,183***). So hat die familiäre Sozialisation bei Alltagsaktivitäten wie dem aktiven Sporttreiben häufig einen recht großen Einfluss auf die Entwicklung der Kinder: Die Eltern leben ihren Kindern einen sportlichen Lebensstil vor und vermitteln ihnen „Sportlichkeit" als wichtigen Lebensinhalt. Beispielsweise melden sie die Kinder im Sportverein an, nehmen sie mit zum Training und zu Wettkämpfen und unterstützen sie bei ihrer sportlichen Entwicklung (s. zur Bedeutung der familialen Sportsozialisation Kap. 2.1.2).

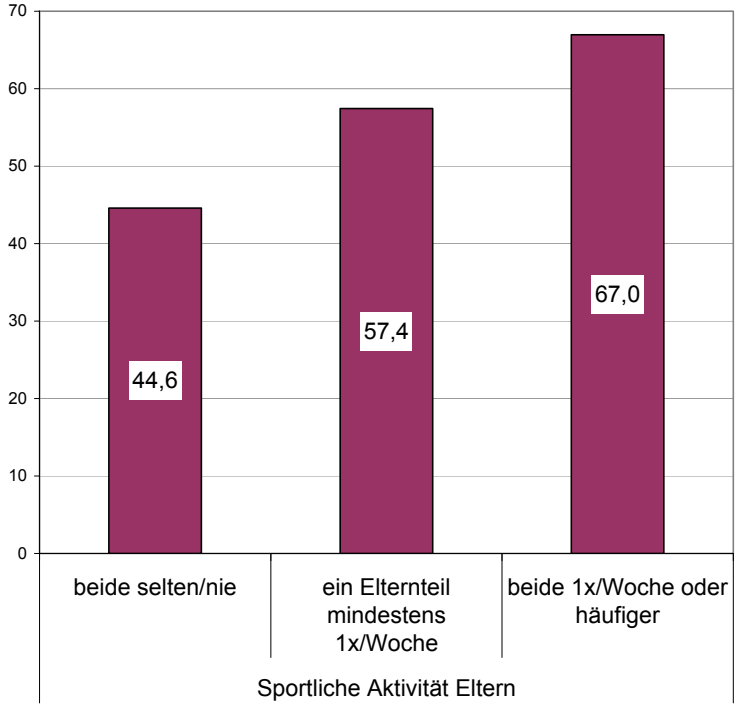


Abb. 28 *Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität der Eltern*
Angaben in %, N=1151

Dieser Zusammenhang gilt für Jungen (CV=0,211***) wie für Mädchen (0,162***). In diesem Fall ist der Zusammenhang bei den Jungen sogar etwas stärker. Unter den Jungen, die zwei sportlich aktive Elternteile haben, sind 74,8% Mitglied im Sportverein, unter denjenigen mit inaktiven Eltern sind es dagegen nur 49,7% (s. Abb. 29). Bei den Mädchen ist dies ähnlich, jedoch auf niedrigerem Niveau (59,5% vs. 39,5%). Hier bestätigen sich bereits die Aussagen aus der Literatur, dass ein niedrigerer Anteil der Mädchen im Vergleich zu Jungen Mitglied im Sportverein ist (s. Kap. 3.2). In diesen Befunden spiegelt sich wider, dass Mädchen vielfach weniger sportlich erzogen werden als Jungen (s. zur geschlechtsspezifischen Sozialisation Kap. 2.1.2).

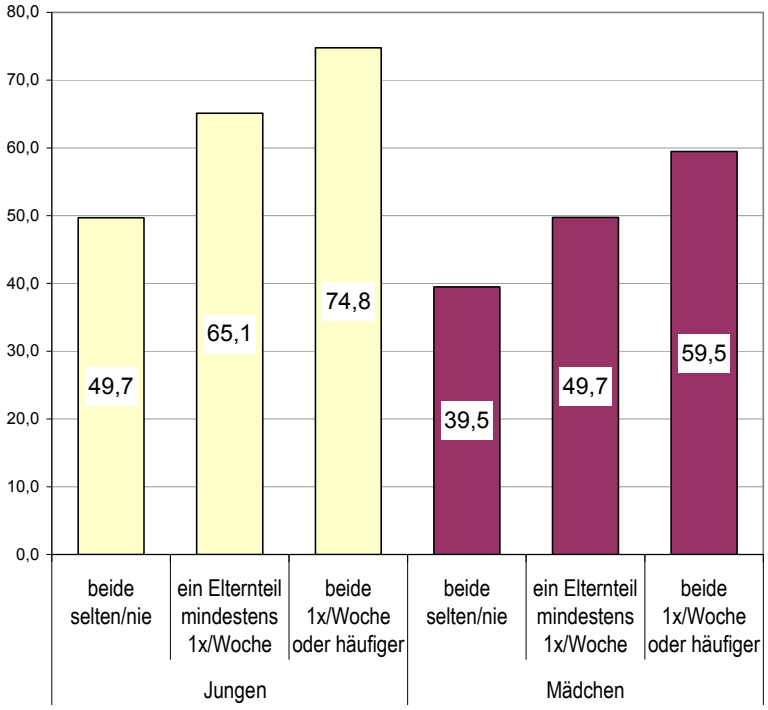


Abb. 29 *Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität der Eltern und Geschlecht*

Angaben in %, N_{Jungen}=571; $N_{Mädchen}$=580

Die Sportaktivität der Mutter (mindestens 1x pro Woche) hat insgesamt einen etwas größeren Effekt (CV=0,178***) auf die Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes als die Sportaktivität des Vaters (CV=0,130***)[59]. Hier zeigen sich möglicherweise Effekte von traditioneller familiärer Rollenteilung (s. auch Kap. 9.1).

Eine nach dem Geschlecht der Kinder gesplittete Analyse (s. Abb. 30) zeigt hier, dass der Zusammenhang mit der Sportaktivität der Mutter bei Mädchen (CV=0,187***) und Jungen (CV=0,169***) ähnlich stark ist, während die Sportaktivität des Vaters stärker Wirkung auf die Söhne (CV=0,173***) und nur relativ geringe Wirkung auf die Töchter hat (CV=0,094*). Hier zeigt sich möglicherweise, dass Väter insgesamt mehr Zeit mit ihren Söhnen als mit ihren Töchtern verbringen (vgl. Neuhaus 2009: 60f.[60]) und mit diesen auch eher gemeinsam Sport treiben als mit Töchtern.

[59] Hier könnte der oben beobachtete Effekt, dass die Sportaktivität der Mutter stärker vom sozialen Status abhängt als die des Vaters, eine Rolle spielen. Es wird daher im multivariaten Modellen bei der Betrachtung von partiellen Effekten zu prüfen sein, inwiefern der Zusammenhang eine Scheinkausalität (vgl. Kühnel & Krebs 2001: 475f.) darstellt.

[60] Zwischenergebnisse der Replikation der Zeitbudgetstudie (zur 1. Zeitbudgetstudie: vgl. Kleine 2003) haben ergeben, dass „Väter deutlich mehr Zeit mit ihren Söhnen als mit ihren Töchtern verbringen, nämlich 129 zu 79 Minuten durchschnittlich pro Tag“ (Neuhaus 2009: 60).

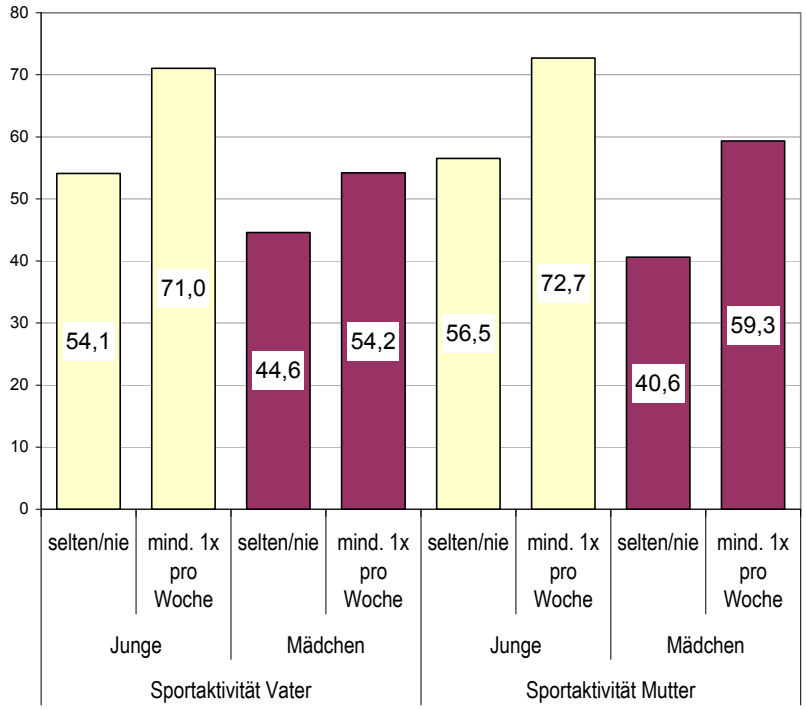


Abb. 30 *Mitgliedschaft der Kinder im Sportverein nach Sportaktivität des Vater bzw. der Mutter und Geschlecht*

Angaben in %, $555 \leq N_{Jungen} \leq 576$; $567 \leq N_{Mädchen} \leq 598$

Die folgenden logistischen Regressionsmodelle analysieren den gleichzeitigen Einfluss der Sportaktivität der Mutter und des Vaters auf die Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes: Modell 1 zeigt nochmals, dass der Einfluss der Sportaktivität der Mutter größer ist als der Einfluss des Vaters, der unter Kontrolle des sozialen Status (s. Modell 2) dann gar keinen Einfluss mehr hat, während der Einfluss der Sportaktivität der Mutter zwar etwas geringer wird, aber auch unabhängig vom Status bestehen bleibt.

Tab. 13. : *Logistische Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Status und Sportaktivität der Eltern*

N = 1098

	Modell 1			Modell 2			Modell 3		
	B	p	e^{β}	B	p	e^{β}	B	p	e^{β}
Mutter sportlich aktiv	,650***	,000	1,916	,398**	,006	1,489	,392**	,007	1,480
Vater sportlich aktiv	,281*	,039	1,324	,094	,524	1,098	,122	,408	1,130
Sozialer Status (zentriert)				,516***	,000	1,675	,425***	,000	1,529
Vater sportl. x Status							,167+	,076	1,181
Konstante	-,197			,061			,030		
Modell R^2			0,050***			0,203***			0,207***

Die Wahrscheinlichkeit $p = 1/(1+e^{-z})$[61], dass ein Kind, dessen Eltern beide nicht sportlich aktiv sind, im Sportverein ist, wäre laut der Prognosefunktion aus Modell 1 demnach 45,1%. Wenn nur der Vater aktiv ist, wäre sie 52,1%. Ist nur die Mutter aktiv, liegt die Wahrscheinlichkeit bei 61,1%, und wenn beide Elternteile sportlich aktiv sind, bei 67,6%.

Aus Modell 3 ist ein tendenziell signifikanter Interaktionseffekt zwischen dem Status und der Sportaktivität des Vaters ersichtlich. Eine nach Statusgruppen gesplittete Analyse (s. Anhang A, Tab. A-2) zeigt, dass der Einfluss der Sportaktivität des Vaters größer wird, je höher der Status ist bzw. nur bei hohem Status besteht.

Tab. 14. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Status und Sportaktivität der Eltern

N = 1098

	Modell 1			Modell 2			Modell 3		
	B	β	p	B	β	p	B	β	p
Mutter sportlich aktiv	,436	,154***	,000	,252	,089**	,004	,247	,087**	,005
Vater sportlich aktiv	,294	,101**	,002	,176	,061*	,049	,189	,065*	,035
Sozialer Status (zentriert)				,283	,315***	,000	,221	,245***	,000
Vater sportl. x Status							,110	,091*	,036
Konstante	,899			1,058			1,035		
Modell R^2			0,046***			0,137***			0,141***

In Bezug auf das Sportvereinspensum des Kindes ist ein ähnliches Zusammenhangsmuster zu beobachten (s. Tab. 14). Hier hat die Sportaktivität des Vaters auch unter Kontrolle des sozialen Status noch einen signifikanten Einfluss (s. Modell 2 + 3).

Beim Sportpensum[62] ist zudem ein Interaktionseffekt zwischen der Sportaktivität des Vaters und dem Geschlecht zu erkennen (s. Tab. 15). Getrennte Analysen für Jungen und Mädchen zeigen wiederum, dass hier für Jungen die Sportaktivität des Vaters und der Mutter einen nahezu gleich starken Effekt haben, während bei den Mädchen wiederum die Mutter einen stärkeren Effekt hat und die Sportaktivität des Vaters keine entscheidende Rolle spielt (s. Tab. 15). Die Sportaktivität der Mutter hat auf Mädchen und Jungen einen gleich starken Effekt (B=0,422).

[61] Zur Berechnung der Wahrscheinlichkeiten bei logistischen Regressionsmodellen, s. Kap. 6.4.

[62] In Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft sind die Ergebnisse weniger deutlich: Es besteht hier ebenfalls kein Interaktionseffekt zwischen der Sportaktivität der Mutter und dem Geschlecht des Kindes: Sowohl für Jungen als auch für Mädchen hat die Sportaktivität der Mutter einen ähnlich starken Effekt auf die Chance, selbst im Sportverein aktiv zu sein, und einen jeweils stärkeren Effekt auf die Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes als die Sportaktivität des Vaters. Der Interaktionseffekt zwischen der Sportaktivität des Vaters und dem Geschlecht des Kindes ist zwar ebenfalls nicht signifikant (p=0,160), bei einer nach Geschlecht des Kindes getrennten Analyse zeigt sich aber, dass die Sportaktivität des Vaters auf die Töchter keinen Einfluss hat, während er bei Söhnen ähnlich stark ist wie der Einfluss der Sportaktivität der Mutter.

Tab. 15. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Sportaktivität der Eltern

	Modell Gesamt			Modell Jungen			Modell Mädchen		
	B	β	p	B	β	p	B	β	p
Mutter sportlich aktiv	,422	,149***	,000	,422	,137**	,003	,422	,178***	,000
Vater sportlich aktiv	,149	,052	,218	,463	,147**	,001	,149	,061	,172
Geschlecht: Junge	,490	,173***	,000						
Geschlecht x Vater sportlich aktiv	,314	,101+	,057						
Konstante	,652			1,142			,652		
Modell R^2			0,105***			0,056***			0,044***
n			1108			546			561

Zusammenfassend lässt sich demnach festhalten, dass Kinder sportaktiver Eltern häufiger im Sportverein aktiv sind als Kinder, deren Eltern nicht sportlich aktiv sind. Dies gilt – wenn auch teilweise in unterschiedlichem Maße – sowohl für Jungen als auch für Mädchen und sowohl in Bezug auf Mütter als auch auf Väter. Die Erklärungsleistungen der Sportaktivität der Eltern alleine sind allerdings nicht allzu groß, was dafür spricht, dass dies nur ein Faktor unter vielen ist, der die Sportaktivität der Kinder beeinflusst. Zu nennen sind hier beispielsweise auch Einflüsse von unterstützenden Haltungen der Eltern, auch wenn sie selbst nicht aktiv Sport treiben, Aktivierungen durch die Peers oder Unterstützungsleistungen von Institutionen wie Schule etc. (s. Kap. 2.1.2).

→ I.III. **Je höher der soziale Status der Eltern, desto wahrscheinlicher ist die Sportvereinsaktivität der Kinder.**

Diese Hypothese (I.III.) bestätigt sich insofern relativ deutlich (s. Abb. 31), als nur 30,2% der Kinder mit niedrigem Status Mitglied im Sportverein sind, während es mit mittlerem Status 54,1% und mit hohem Status sogar 78% - und damit mehr als doppelt so viele – sind (CV=0,362***). Hier manifestieren sich u.a. die schon gezeigten Zusammenhänge, dass statushöhere Eltern häufiger Sport treiben und Kinder von sportaktiven Eltern häufiger Mitglied im Sportverein sind.

Als Gründe für schichtspezifisches Sporttreiben kommen laut Literatur verschiedene in Frage: Hierzu gehören materielle und zeitliche Ressourcen der Familie, aber auch die Vorbildfunktion der Eltern sowie sportaffinere Einstellungen in statushöheren Familien (s. Kap. 2.1.2)

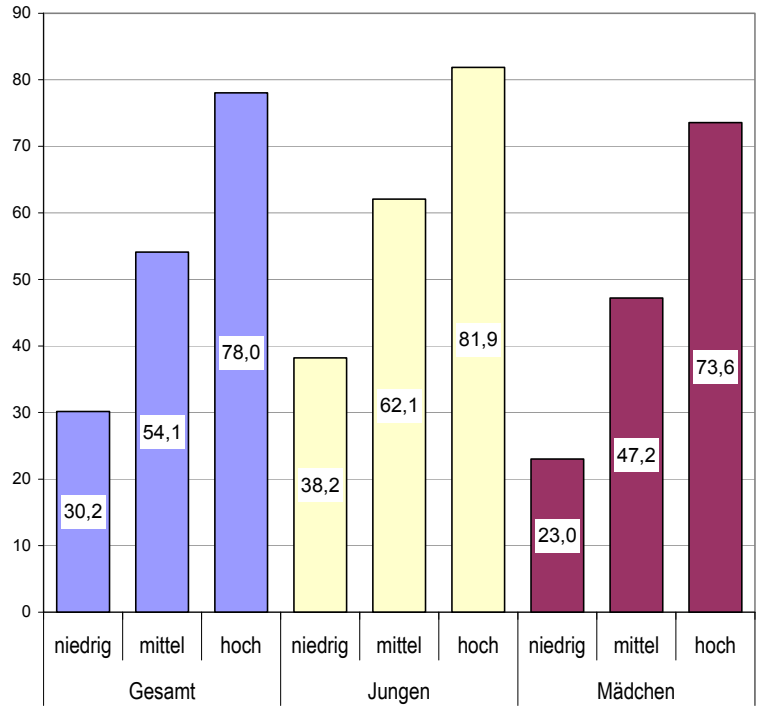


Abb. 31 *Sportvereinsmitgliedschaft nach sozialem Status und Geschlecht*

Angaben in %, N_{Gesamt}=1180; N_{Jungen}=581; $N_{Mädchen}$=599

Weiterhin gilt dieser Zusammenhang (s. Abb. 31) sowohl für Jungen (CV=0,341***) als auch für Mädchen (CV=0,375***). Zwar ist der Zusammenhang bei Mädchen damit etwas stärker ausgeprägt, es zeigt sich jedoch kein deutlicher Interaktionseffekt im Sinne von Hypothese IV.II. (Status x Geschlecht). Hier zeigen sich wiederum bereits Unterschiede in der Sportvereinspartizipation nach Geschlecht im Allgemeinen (s.u. Hypothese I.VI) und im Speziellen: Während nur 23% der Mädchen mit niedrigem Status Mitglied im Sportverein sind, gilt dies für Jungen mit hohem Status für 81,9%. Die Mitgliedschaftsquoten sind also bei diesen über 3,5 Mal höher als bei jenen. Als besonders förderungswürdig erscheinen also Mädchen noch in höherem Maße als Jungen; dabei sind es insbesondere die Mädchen aus niedrigen Schichten, die besonders zum Sporttreiben ermutigt werden sollten.

Neben der Mitgliedschaft im Sportverein ist auch das Sportpensum der Kinder stark vom sozialen Status abhängig: Kinder mit niedrigem sozialen Status treiben durchschnittlich an 0,67 Tagen pro Woche Sport im Sportverein, Kinder mit mittlerem Status an 1,15 Tagen und Kinder mit hohem Status an 1,88 Tagen (Eta=0,320***)[63]. Abbildung 32 veranschaulicht[64] die Linearität des Zusammenhangs zwischen Sportpensum und Status anhand des ungruppierten FAS-Index.

[63] Alle drei Gruppen unterscheiden sich laut Post-hoc-Test nach Scheffé höchstsignifikant voneinander.

[64] Diese Abbildung dient in erster Linie der Veranschaulichung der Linearität; die einzelnen Werte insbesondere der Extremgruppen sind aufgrund relativ kleiner Gruppengrößen allerdings mit Vorsicht zu genießen.

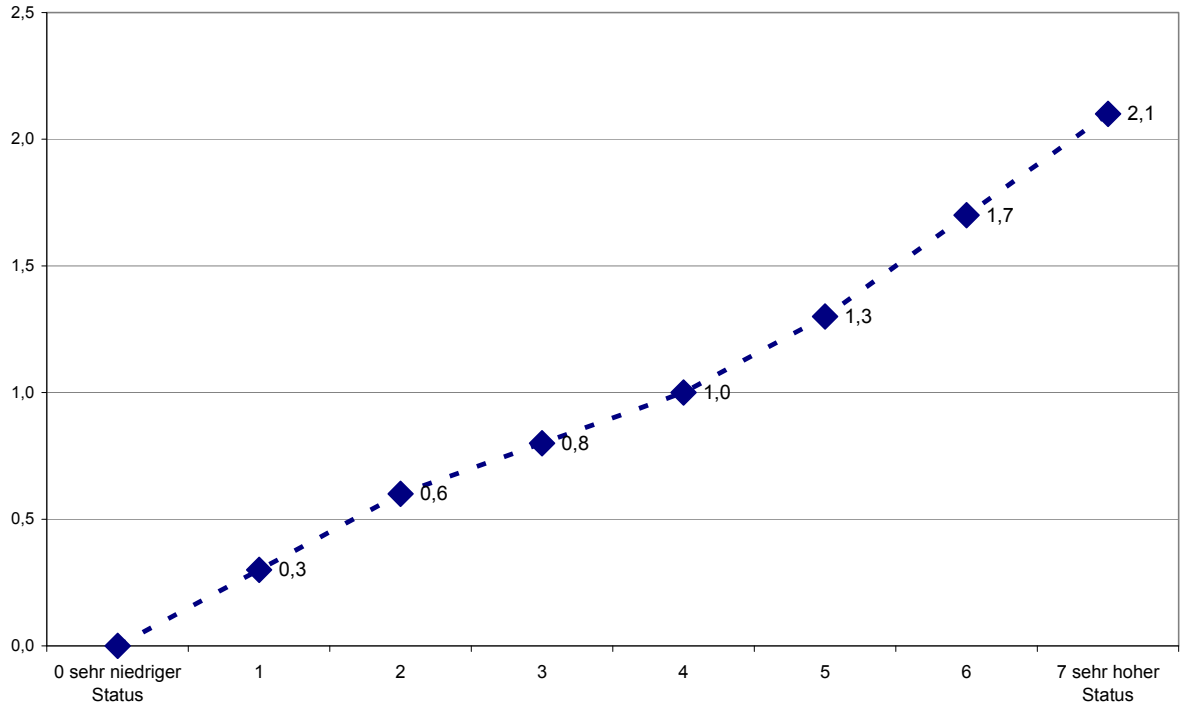


Abb. 32 *Mittelwertvergleich: Sportvereinspensum (Tage pro Woche) nach sozio-ökonomischem Status (FAS-Skala von 0 = sehr niedriger Status bis 7 = sehr hoher Status)*

N = 1181

Betrachtet man jedoch nur diejenigen Kinder, die Mitglied im Sportverein sind, so bestehen nur noch geringfügige Unterschiede bezüglich des Pensums: Unabhängig vom Status sind Kinder durchschnittlich etwa 2 Tage pro Woche im Sportverein aktiv (2,22 Tage, 2,13 und 2,41 (Eta=0,107*)). Das bedeutet, *wenn* Kinder aus niedrigen Schichten den Zugang zum Sportverein finden, dann ist ihr Sportvereinspensum ähnlich hoch wie das der anderen Kinder.

Eine getrennte Analyse nach Geschlecht zeigt jedoch, dass hier ein Unterschied nach Status bei den sportvereinsaktiven Mädchen sehr wohl besteht, während nur bei Jungen keine Differenzen feststellbar sind (Eta=0,063$_{n.s.}$): Mädchen mit niedrigem Status, die Mitglied im Sportverein sind, verbringen mit durchschnittlich 1,56 Tagen weniger Zeit im Sportverein als diejenigen mit mittlerem (1,75) und die mit hohem Status mit 2,13 Tagen (Eta=0,202**).

Das entsprechende Regressionsmodell (s. Tab. 16, Modell 2) für die Sportvereinsmitglieder bestätigt einen tendenziell signifikanten Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Status.

Tab. 16. : *Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Status*

nur Sportvereinsmitglieder, N=675

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Status (FAS 0-7)	,078	,097**	,008	,140	,175**	,002
Geschlecht: Junge	,649	,282***	,000	,706	,308***	,000
Status x Geschlecht				-,111	-,107+	,061
Konstante	1,847			1,815		
Modell R^2			0,090***			0,094***

Weitere Untersuchungen sollten diesen geschlechtsspezifischen Unterschieden in der zeitlichen Gestaltung von Sportaktivitäten im Verein nachgehen. Möglicherweise schlagen sich hier insgesamt geringere freie Zeiten von Mädchen besonders aus niedrigen Schichten nieder, die evt. durch eine stärkere Beanspruchung im familiären Haushalt entstehen (s. auch Kap. 3.2).

Sportartenpräferenzen nach Status

In Bezug auf die Sportartenpräferenzen zeigen sich bei den meisten Sportarten nur relativ geringe Unterschiede nach Status. Der größte Unterschied besteht beim Tennis (CV=0,212***), das 11,2% derjenigen Kinder mit hohem Status betreiben, jedoch nur 2,6% der Kinder mit mittlerem und keines der Kinder mit niedrigem Status.

Insgesamt sind in den Sportvereinen Kinder mit mittlerem und hohem Status überrepräsentiert (s. Kap. 3.1). Vergleicht man nun innerhalb der befragten Sportvereinsmitglieder die Verteilung der Kinder nach Status, so spiegelt die Statusverteilung der Kinder beim Tanzen (CV= 0,014$_{ns}$) und beim Fußball (CV=0,047$_{ns}$) fast exakt die Statusverteilung der Sportvereinsmitglieder insgesamt wider (s. Abb. 33).

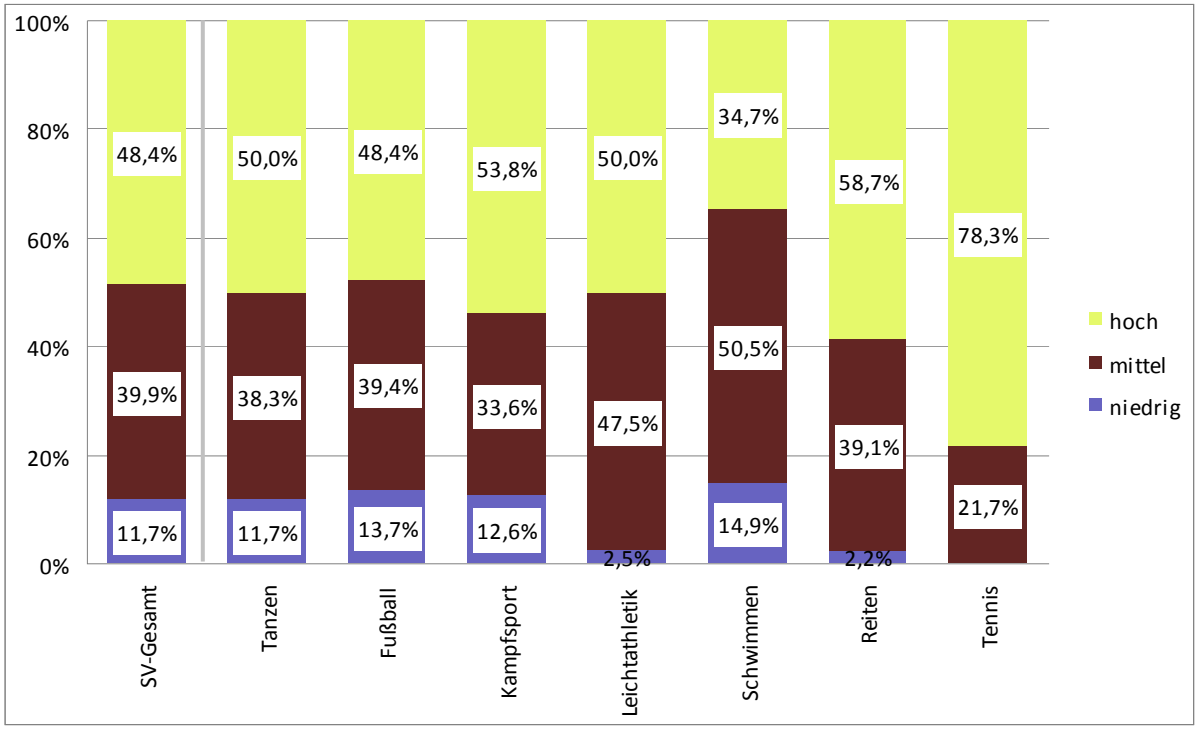


Abb. 33 *Statusverteilung nach Vereinssportart*

nur Sportvereinsmitglieder, N=676

Beim Schwimmen (CV=0,115*) sind die Kinder mit mittlerem Status nochmals überrepräsentiert; Reiten (CV=0,085^{+}) und besonders deutlich Tennis rekrutieren sich weit überproportional aus der oberen Statusgruppe (59% bzw. 78%). In der Sportart Leichtathletik sind weiterhin auffallend wenig Kinder aus niedrigen Schichten (2,5%) und überproportional viele aus der mittleren Statusgruppe vertreten.

Nach der Habitus-Theorie (s. Kap. 2.2.2) hätte erwartet werden können, dass bei den Sportarten mit direktem Körperkontakt mit dem Gegner wie Fußball und Kampfsport die unteren

Schichten stärker überrepräsentiert wären. Hier scheinen sich die beschriebenen Mechanismen möglicherweise nachzulassen, so dass die Vereine auch vermehrt Kinder der mittleren und oberen Schichten erfolgreich ansprechen. Allerdings sind die eher kostenintensiveren und exklusiveren Sportarten Reiten und Tennis nach wie vor stärker den höheren Schichten vorbehalten. Die distinktiven Schließungsprozesse bestehen fort.

Toben und Spielen nach sozialem Status

Wie häufig Kinder draußen toben und spielen ist zwar ebenfalls positiv mit dem sozialen Status assoziiert, der Zusammenhang ist jedoch geringer als in Bezug auf die Sportvereinsaktivitäten (CV=0,131***).

Insofern bestätigt sich die Hypothese

→ I.IV. **Je höher der soziale Status, desto häufiger Toben und Spielen Kinder draußen**

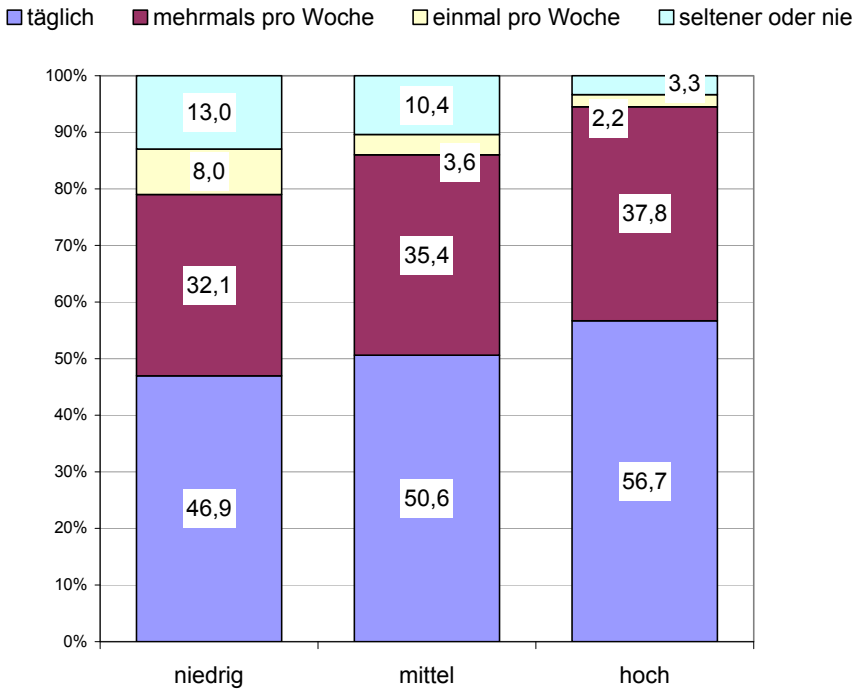


Abb. 34 *„Draußen Toben und Spielen" nach sozialem Status*

Angaben in %, N=1180

Insgesamt Toben und Spielen die meisten Kinder täglich oder mehrmals wöchentlich draußen. Bei den Kindern mit hohem Status sind es nahezu alle (94,5%), bei den Kindern mit niedrigem Status gilt aber immerhin für 21% der Kinder, dass sie nur selten oder nie draußen Toben und Spielen können bzw. dürfen. In der Literatur wurde thematisiert, dass sich u.a. eine nachteilige Gestaltung des Wohnumfelds, in denen statusniedrige Familien häufiger leben, durch fehlende Bewegungs– und Sporträume negativ auswirken kann. Ob das Nahumfeld tatsächlich eine Rolle spielt, soll in Kap. 8.4 geprüft werden.

→ I.V. **Die Sportaktivität von Kindern ohne Migrationshintergrund ist höher als von Kindern mit Migrationshintergrund**

Kinder mit Migrationshintergrund sind zu 47,7% Mitglied im Sportverein, bei Kindern ohne Migrationshintergrund sind es 67,5% (CV=0,200***). Insofern bestätigt sich die o.g. Hypothese. *Wenn* Kinder mit Migrationshintergrund im Sportverein sind, so bestehen jedoch keine Unterschiede bezüglich des Sportvereinspensums (CV=0,022$_{n.s.}$).

Ein Vergleich der Mitgliedschaftsquoten nach einzelnen Herkunftsländern (CV=0,230***) zeigt, dass die Kinder mit Eltern aus afrikanischen Ländern (35,6%), aus der Türkei (41,1%) und dem ehemaligen Jugoslawien (48,6%) die niedrigsten Mitgliedschaftsquoten aufweisen. Dies könnte kulturelle Gründe haben, könnte aber auch damit zusammenhängen, dass dies zugleich diejenigen Migrantengruppen mit dem niedrigsten sozialen Status sind (s. Abb. 10 in Kap. 5.1).

In Bezug auf die Häufigkeit, mit der Kinder draußen Toben und Spielen, sind es jedoch die Kinder mit Eltern aus der ehemaligen Sowjetunion, die dies am seltensten tun (s. Abb. 35).

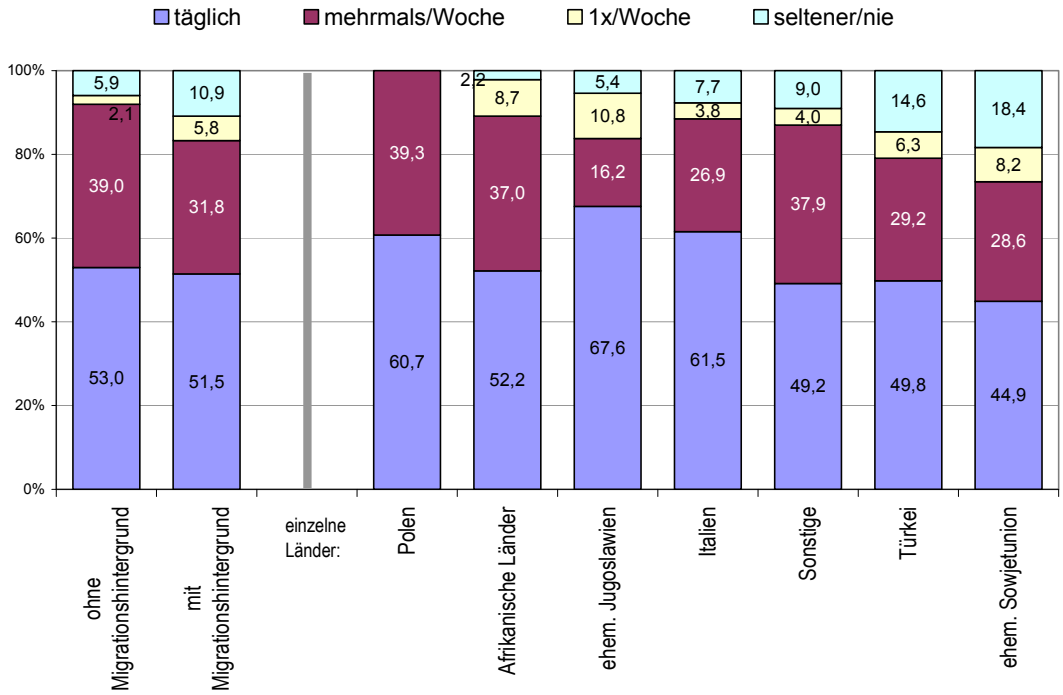


Abb. 35 *„Draußen Toben und Spielen" nach Migrationshintergrund bzw. Herkunftsländern*

Angaben in %, N=1188

Zwischen Kindern mit und ohne Migrationshintergrund insgesamt bestehen eher geringe Unterschiede (CV=0,140***), der Anteil derjenigen, die höchstens einmal in der Woche draußen Toben und Spielen, ist aber bei den Kindern mit Migrationshintergrund höher (16,8%) als bei denen ohne (8,0%). Die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund Toben und Spielen ebenfalls unterdurchschnittlich oft draußen.

→ I.VI. **Die Sportpartizipation von Jungen ist höher als die von Mädchen.**

Während 64,5% der Jungen Mitglied im Sportverein sind, sind es bei den Mädchen lediglich 50,2% (CV=0,144***). Abbildung 36 zeigt, dass zudem mehr Jungen ein höheres Pensum (3 Tage und mehr pro Woche) im Sportverein absolvieren (CV=0,254***).

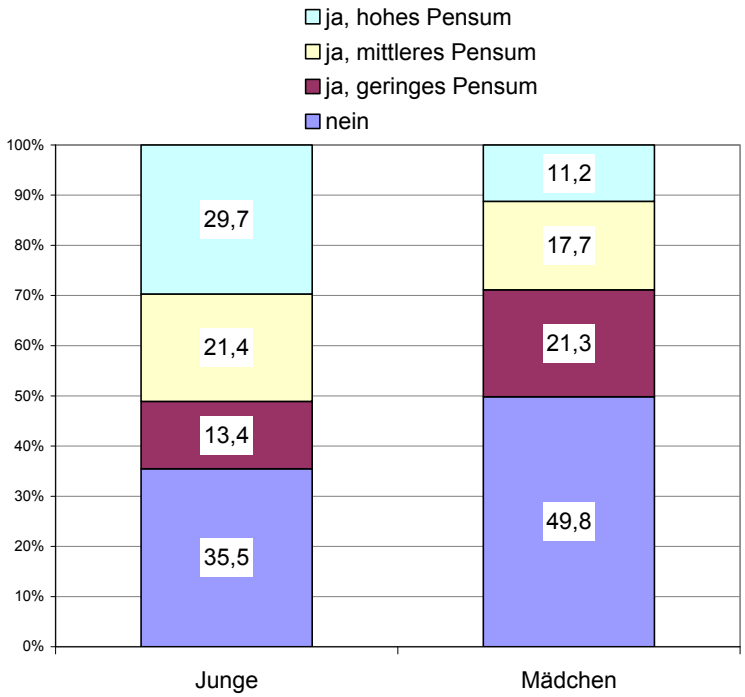


Abb. 36 *Sportvereinspensum (gruppiert) nach Geschlecht*
Angaben in %, N=1195

Jungen sind durchschnittlich an 1,65 Tagen im Sportverein aktiv, Mädchen nur an 0,95 (Eta=0,241***). Betrachtet man nur die Gruppe der Sportvereinsmitglieder, so sind diese Unterschiede sogar noch größer (Eta=0,271***): Die männlichen Sportvereinsmitglieder sind durchschnittlich an 2,6 Tagen im Verein, die weiblichen nur an 1,9 Tagen.

Mädchen sind also seltener überhaupt im Sportverein aktiv, und auch wenn sie dort aktiv sind, sind sie es durchschnittlich seltener.

Da sich in bisheriger Forschung gezeigt hat, dass geschlechtsbezogene Unterschiede in Bezug auf das Sportverhalten in der Jugendphase gegenüber dem Kindesalter i.d.R. zunehmen (vgl. zusammenfassend: Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 299f.), ist zu vermuten, dass sich die hier für Viertklässler/innen beobachtbaren Unterschiede im Lebensverlauf noch verstärken könnten.

In Bezug auf „draußen Toben und Spielen“ zeigen sich die erwarteten Tendenzen, jedoch nur relativ geringe Zusammenhänge nach Geschlecht (CV=0,101**): Jungen Toben und Spielen mit 56,7% etwas häufiger täglich draußen als Mädchen (47,7%) und etwas weniger (6,5%) seltener als einmal pro Woche als Mädchen (10,4%).

Hier zeigt sich jedoch möglicherweise ein Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und sozialem Status (s. Abb. 37) in dem Sinne, dass der Status-Effekt bei Mädchen (CV=0,221***) etwas stärker ist als bei Jungen (CV=0,161*).

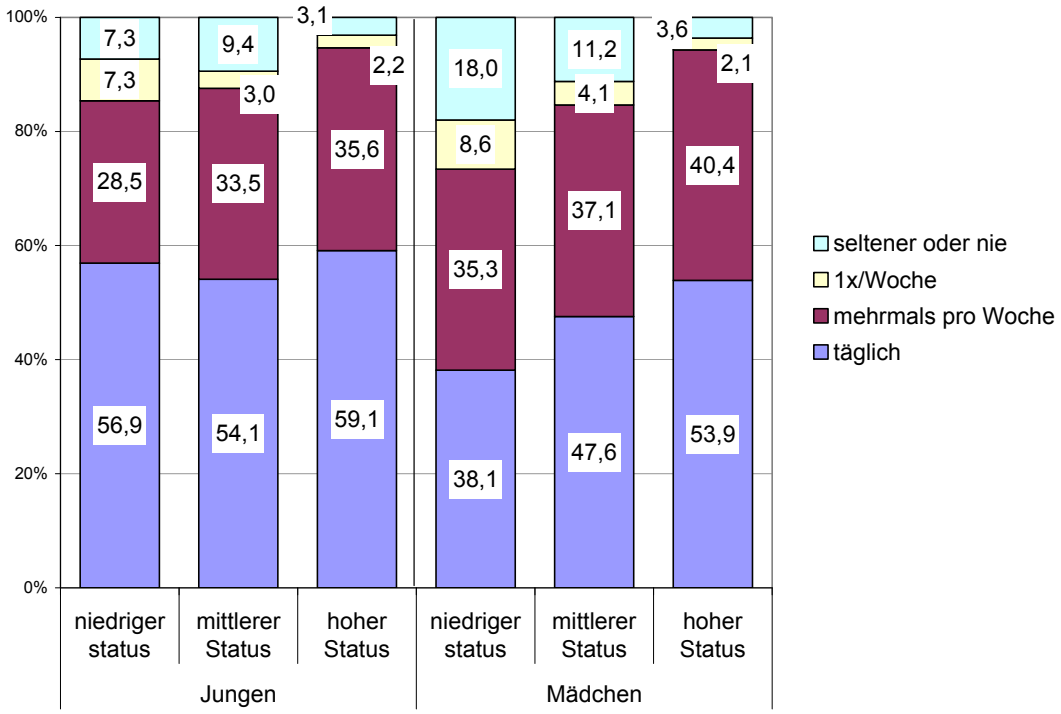


Abb. 37 *„Draußen Toben und Spielen“ nach Geschlecht und Status*

Angaben in %, N_{Jungen}=581; $N_{Mädchen}$=599

Beim Vergleich von Kindern mit niedrigem Status sind dementsprechend die Unterschiede nach Geschlecht relativ deutlich (CV=0,211**), während bei Kindern mit mittlerem (CV=0,068$_{n.s.}$) und hohem Status (CV=0,055$_{n.s.}$) kaum Unterschiede nach Geschlecht bestehen.

Mädchen mit niedrigem Status sind insofern in Bezug auf das Freiraumverhalten die am stärksten eingeschränkte Gruppe. 24,6% dieser Gruppe Toben und Spielen seltener als einmal in der Woche draußen, während dies im Gesamtdurchschnitt nur auf 8,5% der Kinder zutrifft.

Im Sportverein betriebene Sportarten nach Geschlecht

Abbildung 38 verdeutlicht, dass es bei einigen Sportarten relativ große geschlechtsspezifische Unterschiede gibt: Beispielsweise betreiben nur 3,5% der Mädchen Fußball im Sportverein gegenüber 38,2% der Jungen. Kampfsport wird ebenfalls häufiger von Jungen betrieben, Tanzen, Turnen/Gymnastik und Reiten hingegen häufiger von Mädchen.

Diese Sportartenpräferenzen korrespondieren mit den oben beschriebenen Geschlechterstereotypen und –zuschreibungen und tragen so zu deren Reproduktion bei (vgl. Pfister 1993: 55f.; s. Kap. 2.1.2).

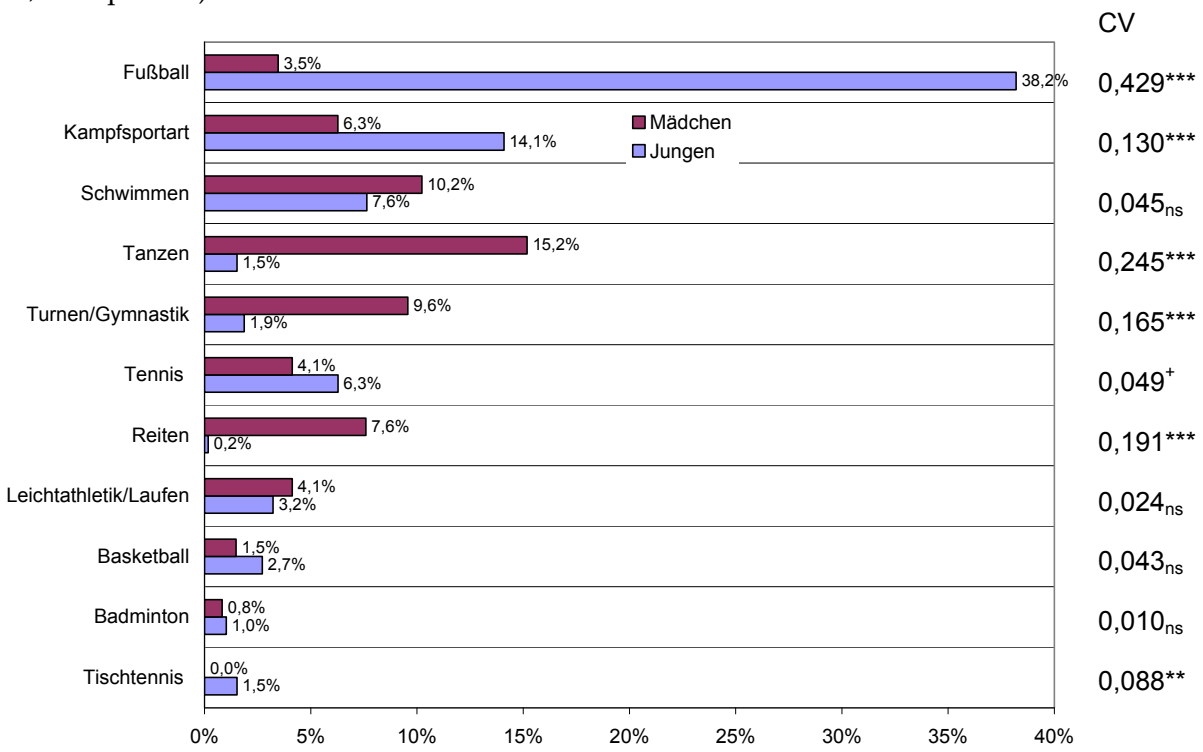


Abb. 38 *Im Sportverein betriebene Sportarten nach Geschlecht*
Anteile in %, Maßzahl Cramers V, N=1195

Eine Betrachtung gruppierter Sportarten in die Oberkategorien Team- bzw. Individualsportart zeigt entsprechend ebenfalls deutliche Unterschiede in Abhängigkeit vom Geschlecht. Diese Ergebnisse sind im Einklang mit den Erkenntnissen anderer Studien (vgl. zusammenfassend: Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 305; s. auch Kap. 3.2):

42,6% der befragten Jungen und nur 7,9% der Mädchen betreiben eine Teamsportart im Sportverein (CV=0,400***). Von den Jungen, die Mitglied im Sportverein sind, sind dort 65,4% in einer Teamsportart aktiv. Bei den weiblichen Sportvereinsmitgliedern betreiben dagegen lediglich 15,1% eine Teamsportart (CV=0,505***). In Bezug auf Individualsportarten sind die Unterschiede geringer und zeigen eine umgekehrte Tendenz: Bezogen auf alle Befragten betreiben 45,4% der Mädchen und 31,1% der Jungen eine Individualsportart (CV=0,147***). *Wenn* Mädchen Mitglied im Sportverein sind, so sind sie dort zu 85,9% in einer Individualsportart aktiv. Unter den männlichen Vereinsmitgliedern betreiben mit 47,8% nur etwa halb so viele Individualsportarten (CV=0,396***). 6,5% der Kinder betreiben sowohl eine Individual- als auch eine Teamsportart. Hier spiegeln sich möglicherweise geschlechtsspezifische Unterschiede in den Sportmotiven wider: Während Jungen eher an Leistung und Wettkampf orientiert sind, die häufig in Mannschaftssportarten ausgeübt werden (z.B. Fußball, Handball, Basketball), orientieren sich Mädchen mehr an Motivkomplexen wie Figur-

formung und Ästhetik der Bewegungsformen, die weniger als Teamsportarten ausgeübt werden (z.B. Tanzen, Gymnastik, Turnen) (s. Kap. 3.2).

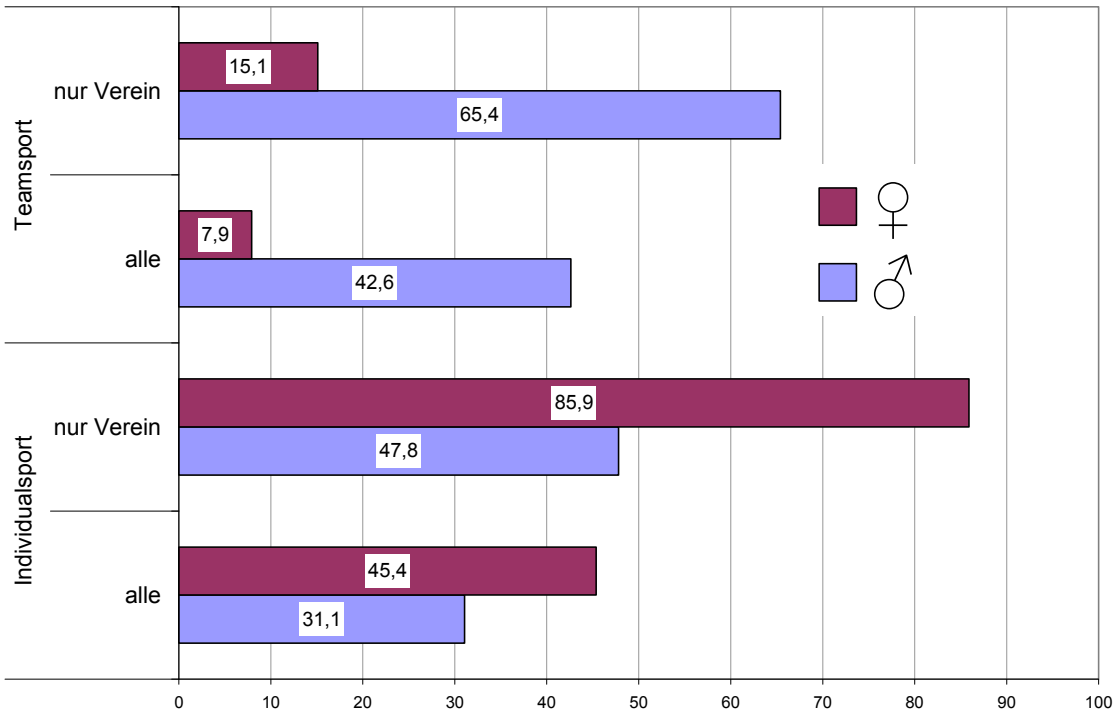


Abb. 39 *Im Sportverein betriebener Team- bzw. Individualsport nach Geschlecht*

Angaben in %, N_{Gesamt}=1195; $N_{Sportvereinsmitglieder}$=683

Zusammenfassende Analysen zu Zusammenhangsmustern bzgl. Individualeffekten

Die Prüfung der einzelnen Hypothesen hat bestätigt, dass sowohl nach horizontalen als auch nach vertikalen Ungleichheitsdimensionen die erwarteten Effekte auf das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder bestehen. Im folgenden sollen die zuvor einzeln betrachteten Einflussfaktoren nun nochmals in multivariaten Modellen simultan geprüft werden.

Die folgende logistische Regressionsanalyse zeigt, dass sowohl Migrationshintergrund als auch der sozio-ökonomische Status einen eigenständigen Effekt auf die Chance, Mitglied im Sportverein zu sein, haben. Zudem ist ein Interaktionseffekt zwischen Migrationshintergrund und Status ersichtlich[65].

[65] Für das Sportvereinspensum zeigt sich ein ähnlicher Interaktionseffekt, s. Anhang A, Tab. A-4.

Tab. 17. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund

N = 1098

	Modell 1		
	B	p	e^{β}
Migrationshintergrund	,362**	,007	1,436
Sozialer Status (zentriert)	,404***	,000	1,198
Migrationshintergrund x Status	,249**	,008	1,238
Konstante	,116		
Modell R^2			0,208***

Dieser Interaktionseffekt bedeutet: Der Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und Sportvereinsmitgliedschaft zeigt sich nur bei hohem Status (r=-0,177***) und in geringem Maße auch noch bei mittlerem Status (r=-0,095*), nicht jedoch bei niedrigem Status (r=0,040ns). Bei niedrigem Status besteht also der negative Effekt unabhängig vom Migrationshintergrund, d.h. der Migrationshintergrund hat dann keinen zusätzlichen Effekt mehr.

Zwischen Geschlecht und Status zeigt sich dagegen kein signifikanter Interaktionseffekt (s. Anhang A, Tab. A-5). Allgemein konnte auch kein signifikanter Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Migrationshintergrund (s. Anhang A, Tab. A-6) bzw. Migrationshintergrund Türkei festgestellt werden (s. Tab. 18).

Tab. 18. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund Türkei

N=1177

	Modell 1		
	B	p	e^{β}
Migrationshintergrund Türkei	-1,036***	,000	,355
Geschlecht: Junge	,544***	,000	1,722
Migrationsh. Türkei x Junge	$,288_{ns}$	,329	1,334
Konstante	,237		
Modell R^2			0,070***

Getrennte Analysen nach Status zeigen jedoch, dass dieser Interaktionseffekt bei niedrigem Status besteht (s. Tab. 19). Hier scheint demnach ein Interaktionseffekt höherer Ordnung vorzuliegen: Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund unterscheiden sich in Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft von Jungen mit türkischem Migrationshintergrund nur unter der Bedingung, dass sie einen niedrigen sozio-ökonomischen Status haben. Bei hohem Status gibt es nur äußerst geringe Unterschiede zwischen den Mitgliedschaftsquoten türkischer Jungen (57,1%) und türkischer Mädchen (53,8%), bei mittlerem Status sind die Unterschiede etwas größer (55,0% vs. 36,9%). Bei niedrigem Status jedoch bestehen enorm große Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Hier sind 46,0% der türkischen Jungen, aber nur 16,3% der türkischen Mädchen Mitglied im Sportverein. Türkische Mädchen finden also allgemein wesentlich schwerer Zugang zum Sportverein, dies gilt jedoch für statushöhere türkische Familien, die möglicherweise auch weniger religiös bzw. traditionell orientiert sind (s. Kap. 3.3), nicht – hier gibt es keine nennenswerten Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen.

Tab. 19. : Logistische Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Geschlecht und Migrationshintergrund Türkei, gesplittete Analyse nach Statusgruppen

$N_{niedrig}$=258, N_{mittel}=492, N_{hoch}=416

	Modell niedriger Status			Modell mittlerer Status			Modell hoher Status		
	B	p	e^{β}	B	p	e^{β}	B	p	e^{β}
Migrationshintergrund Türkei	-,669$_{ns}$	,141	,512	-,576*	,050	,562	-,930$_{ns}$	,111	,395
Geschlecht: Junge	,272$_{ns}$	,433	1,312	,600**	,005	1,821	,531*	,036	1,701
Migrationsh. Türkei x Junge	1,202*	,042	3,326	,137$_{ns}$	,748	1,146	-,398$_{ns}$	,626	,672
Konstante	-,965			,040			1,084		
Modell R^2	0,060*			0,047**			0,042**		
n	258			492			416		

Bedenkt man jedoch, dass immerhin 39,4% der Kinder mit türkischem Migrationshintergrund einen niedrigen Status und nur 10,8% einen hohen Status haben, so gilt für die meisten türkischen Mädchen dennoch, dass sie geringe Chancen auf eine Sportvereinspartizipation haben.

Das gleiche Zusammenhangsmuster zeigt sich in Bezug auf das Sportvereinspensum. Keine Interaktionseffekte konnten dagegen in Bezug auf Migrationshintergrund x Geschlecht, Status x Geschlecht sowie Migrationshintergrund x Geschlecht x Status festgestellt werden. Der Zusammenhang gilt also nicht auf Migrationshintergrund allgemein bezogen, sondern in erster Linie auf türkischen Migrationshintergrund bezogen[66].

Das folgende Regressionsmodell zeigt die betrachteten Einflussfaktoren auf die Sportvereinsmitgliedschaft noch mal zusammengefasst:

Tab. 20. : Logistische Regression: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder in Abhängigkeit von Individualmerkmalen

N= 1189

	Modell 1			
	B	p	e^{β}	$1/e^{\beta}$
Geschlecht: Junge	,590***	,000	1,805	
Status (Referenzkat.: mittel)				
niedrig	-,918***	,000	,399	2,506
hoch	,944***	,000	2,570	
Migrationshintergrund				
Eltern sportlich aktiv	-,447***	,001	,640	1,562
Konstante	,015***	,000		
Modell R^2	0,211***			

[66] Wie so oft konnte hier allerdings allein die Subgruppe der türkischen Migranten als größte Migrantengruppe näher betrachtet werden, während die anderen Subgruppen aufgrund der Gruppengrößen bzw. Fallzahlen keine derartig detaillierten Analysen zulassen.

Das Modell zeigt (s. Tab. 20), dass sowohl Geschlecht als auch Status, Migrationshintergrund und sportliche Aktivität der Eltern einen eigenständigen Einfluss auf die Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes haben. Der sozio-ökonomische Status hat auch unter Kontrolle der anderen Variablen den relativ größten Einfluss: Kinder mit hohem Status haben gegenüber solchen mit mittlerem Status eine um den Faktor 2,6 mal größere Chance, Mitglied im Sportverein zu sein, Kinder mit niedrigem Status eine um den Faktor 2,5 mal niedrigere Chance. Kinder mit hohem Status haben eine 6,5 mal höhere Chance, im Sportverein aktiv zu sein, als Kinder mit niedrigem Status (s. Anhang A, Tab. A-7, Referenzkategorie: niedriger Status). Die Effekte von Geschlecht, Migrationshintergrund und sportlicher Aktivität der Eltern sind etwas geringer als der Effekt des Status und jeweils ähnlich stark.

Da alle betrachteten unabhängigen Variablen einen eigenständigen Einfluss auf die Sportvereinsmitgliedschaft haben, kumulieren sich die Effekte:

Die Wahrscheinlichkeit $p = 1/(1+e^{-z})$ für einen Jungen mit hohem Status, ohne Migrationshintergrund und mit sportlich aktiven Eltern beträgt demnach p=89%, während es für ein Mädchen mit niedrigem Status, Migrationshintergrund und sportlich nicht aktiven Eltern nur p=23% sind.[67]

Jungen haben insgesamt eine größere Chance als Mädchen, im Sportverein Mitglied zu sein. Dies gilt unabhängig vom Status und vom Migrationshintergrund. Dabei ist insbesondere die Chance, Teamsport im Sportverein zu betreiben für Jungen weitaus größer (um den Faktor 8,9 erhöht), während für Mädchen die Chance, Individualsport zu betreiben, um den Faktor 2,2 höher ist als bei Jungen.

Ein Erklärungsmodell zum Toben und Spielen zeigt anhand der gleichen unabhängigen Variablen ähnliche Zusammenhänge wie in Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft und das -pensum, wobei die Varianzaufklärung in Bezug auf Toben und Spielen mit R^2=9,6% geringer ist. Damit bestätigt sich der Sportverein als sozial stärker selektives Sportsetting.

Tab. 21. : Logistische Regressionsmodelle mit unterschiedlichen abhängigen Variablen

e^{β}-Werte

	Sportverein	Teamsport	Individualsport	Toben + Spielen selten
Migrationshintergrund	0,650**	0,845ns	0,778+	1,689**
Geschlecht: Junge	1,828***	8,894***	0,459***	0,658**
Eltern sportlich aktiv	1,447**	1,263ns	1,582***	0,524**
Status (Referenzkat.: mittel)				
niedrig	0,395***	0,537**	0,418***	1,371ns
hoch	2,564***	1,666**	2,081***	0,435***
Konstante	1,007	0,078	2,081	0,175
R^2	0,211***	0,279***	0,163***	0,096***
N	1175	1176	1176	1175

[67] Z wird berechnet nach der Regressionsgleichung (vgl. Bühl 2006: 373), hier: z= 0.15 + 0.59*Junge – 0.918*Status niedrig + 0.944*Status hoch – 0.447*Migrationshintergrund + 0.374*Eltern sportlich aktiv.

Auch beim Toben und Spielen kumulieren sich die beobachteten Effekte: Bei Mädchen mit Migrationshintergrund und niedrigem Status ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie nur selten draußen Toben und Spielen, mit 33,3% überdurchschnittlich hoch, für Jungen ohne Migrationshintergrund und mit hohem Status ist sie dagegen mit 4,8% nur äußerst gering.

Zwischenfazit

Insbesondere in Bezug auf den Sportverein kann also auch hier von einer Kumulation der Effekte gesprochen werden: Insgesamt sind 57,3% der Kinder Mitglied im Sportverein, aber nur 30% der Kinder mit niedrigem sozialen Status (vs. 78% mit hohem Status), nur 47,7% der Kinder mit Migrationshintergrund (türkisch nur 40%), nur 50% der Mädchen (vs. 64,5% der Jungen). Diese Effekte kumulieren sich, so dass nur 31% der Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund und nur 23% der Mädchen mit niedrigem Status Mitglied im Sportverein sind.

Extremgruppenvergleich

Ein Vergleich zwischen Mädchen mit Migrationshintergrund und niedrigem Status (7,7% von allen Kindern) und Jungen ohne Migrationshintergrund mit hohem Status (13,1%) verdeutlicht nochmals die oben beschriebene Kumulation der Effekte: Während diese zu 86,% Mitglied im Sportverein sind, sind es bei jenen lediglich 20,7%.

Tab. 22. : Extremgruppenvergleiche

1193 ≥ N ≤1195

	Mädchen mit Migrationshintergrund, niedriger Status (n=92)	Jungen ohne Migrationshintergrund, hoher Status (n=157)	alle anderen (n=946)
Sportvereinsmitglieder (%)	20,7	86,6	55,9
Tage pro Woche im Sportverein (Mw)	0,36	2,29	1,22
selten Toben und Spielen (%)	31,5	5,7	11,8
Eltern sportlich inaktiv (%)	39,1	12,7	28,2

In Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft sind die Anteile der Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund und niedrigem Status (n=49) mit nur 16,3% noch einmal niedriger (s.o.).

Während fast 90% Jungen ohne Migrationshintergrund und mit hohem Status sportlich aktive Eltern bzw. zumindest einen sportlich aktiven Elternteil als potentielles Vorbild für eine Sportaktivität haben, trifft dies für fast 40% der Mädchen mit niedrigem Status und Migrationshintergrund nicht zu. Bei diesen ist auch der Anteil derjenigen, die höchstens einmal wöchentlich draußen Toben und Spielen mit 31,5% weit überdurchschnittlich.

Insbesondere in Bezug auf die Chancen zur Sportpartizipation kann hier also durchaus eine *Dreifach-Benachteiligung* in Bezug auf Geschlecht, Migrationshintergrund und Status konstatiert werden.

8.3 Sport und räumliche Ungleichheit (Kontextebene)

Auf der Aggregatebene der Stadtteile soll zunächst analysiert und beschrieben werden, inwiefern zwischen den Stadtteilen bzw. Stadtteiltypen Unterschiede bezüglich der Sportpartizipation der Kinder und deren Eltern bestehen. Eine SchulleiterInnen-Befragung kann zusätzlich aufzeigen, inwieweit sich Schulen in verschiedenen Stadtteilen bspw. bezüglich der Sportinfrastruktur unterscheiden.

Die Analysen auf Aggregatebene können veranschaulichen, wie groß die Unterschiede bspw. der Sportvereinspartizipation zwischen verschiedenen Stadtteilen sind. In Bezug auf Zusammenhangsanalysen ist jedoch bei der Interpretation Vorsicht geboten, da hier das Risiko von „ökologischen Fehlschlüssen“[68] besteht.

Kontextebene Schulen

Die SchulleiterInnen-Befragung (N=27 Schulen) erbrachte im Allgemeinen die Erkenntnis, dass an den meisten untersuchten Kölner Grundschulen schon relativ viel bezüglich Sport- und Bewegungsförderung getan wird. Die Sportinfrastruktur von Schulen in benachteiligten und nicht benachteiligten Wohngebieten unterscheidet sich insgesamt nur geringfügig: Von 6 abgefragten Sportstätten- bzw. Sportflächentypen stehen den Schulen durchschnittlich 2,8 bzw. 2,6 zur Verfügung. Im Einzelnen zeigt sich, dass Schulen in benachteiligten Wohngebieten (n=11) häufiger Sportplätze, Gymnastikräume und Leichtathletikanlagen, jedoch seltener Schwimmbäder und Grünflächen in direkter Umgebung zur Verfügung haben (s. Abb. 40).

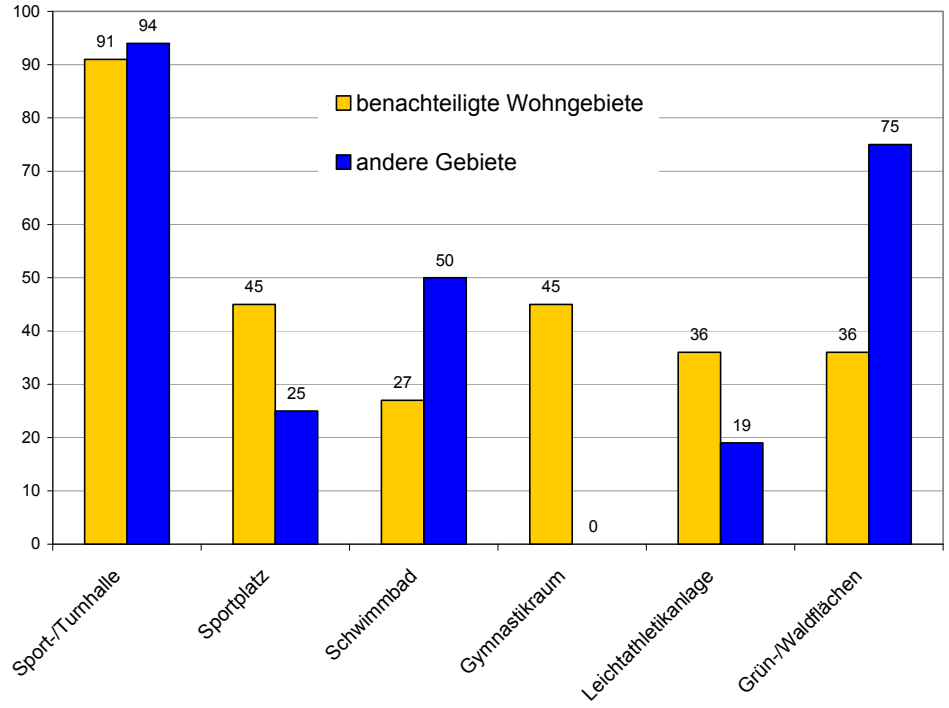


Abb. 40 *Ausstattung der Schulen mit Sportstätten, -flächen und -gelegenheiten nach Wohngebietstyp*

Angaben in %, N=27 Schulen

[68] „Ein ökologischer Fehlschluss liegt dann vor, wenn auf der Basis von Aggregatdaten von einer Kollektivhypothese fälschlicherweise auf eine Individualhypothese geschlossen wird.“ (Engel & Simonson 2006: 307) So kann z.B. aus einem auf der Aggregatebene gefundenen negativen Zusammenhang zwischen Arbeitslosen- und Sportvereinsquote nicht eindeutig geschlossen werden, dass es tatsächlich die Arbeitslosen sind, die nicht im Sportverein sind.

In Bezug auf eine bewegungsfördernde Schulhofgestaltung gibt es kaum Unterschiede zwischen den Wohngebieten: Fast alle Schulen haben einen Bolzplatz/ Ballspielplatz (96%), sehr viele eine Kletterwand (78%), eine Ausleihe von Spielgeräten (85%) und eine Tischtennisplatte (96%). Basketballkörbe sind in den Schulen in benachteiligten Wohngebieten öfter vorhanden (82%) als in den anderen Gebieten (50%).

Ein großer Anteil der befragten Grundschulen (78%) bietet regelmäßige außerunterrichtliche Sportangebote an. Nur 6 Schulen bieten diese nicht an. Institutionalisierte Kooperationen mit Sportvereinen haben insgesamt 52% der Schulen; unter den Schulen, die sich in einem benachteiligten Wohngebiet befinden, sind es allerdings nur 18%, unter den anderen Schulen 75% (CV=0,559**). Nur 2 der 11 Grundschulen aus benachteiligten Wohngebieten (18%) kooperieren mit Sportvereinen (in Vingst und Chorweiler[69]), in den privilegierten Wohngebieten sind es 9 von 10. Inwiefern Kooperationen zwischen Grundschulen und Sportvereinen bestehen, hängt demnach stark mit dem sozialen Status der Gebiete bzw. der Sozialstruktur der Schülerschaft zusammen. Ob Sportvereine aufgrund dieser Aspekte weniger motiviert sind, mit Schulen in benachteiligten Stadtteilen zu kooperieren, müssten weiterführende Untersuchungen zeigen. Denn gerade diese Kinder könnten ja besonders von Sportvereinsangeboten profitieren und Vereine ggf. Kinder erreichen, die ansonsten den Weg in den Sportverein nicht bzw. weniger finden.

In den Schulen, die mit Sportvereinen kooperieren, sind durchschnittlich 65% der Kinder Mitglied im Sportverein, wohingegen es in Schulen, die keine Kooperation haben, lediglich 48% sind (Eta=0,501**). In ersteren sind die Kinder durchschnittlich an 1,5 Tagen in der Woche im Sportverein aktiv, in letzteren sind es nur 1,0 Tage (Eta=0,614***).

Im multivariaten Modell zeigt sich jedoch, dass, wenn der Sozialstatus der Gebietes konstant gehalten wird, die Kooperationen keinen Einfluss mehr auf die Sportvereinsquote der Schulen haben (s. Tab. 23, Modell 2).

Tab. 23. : Multiple Regressionsmodelle: Anteil Sportvereinsmitglieder auf Schulebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Kooperation mit Sportvereinen

N=27 Schulen

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Kooperation Sportverein	,170	,501**	,008	,034	,101	,521
Benachteiligtes Wohngebiet				-,248	-,718***	,000
Konstante	,477		,000	,649		,000
Modell R^2			0,252**			0,606***

Es gibt zwar keinen signifikanten Interaktionseffekt, die Aufnahme des Interaktionsterms „Kooperation x Wohngebietstyp“ in das multiple Regressionsmodell erhöht jedoch die Erklärungskraft des Modells auf R^2=0,630***, was als Hinweis auf einen Interaktionseffekt, der jedoch aufgrund der geringen Fallzahl nicht signifikant ist, gewertet werden kann.

[69] In Chorweiler waren zudem die geplanten Angebote zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht vollständig umgesetzt.

Bezüglich des durchschnittlichen Sportvereinspensums (s. Tab. 24) hat die Kooperation mit Sportvereinen auch unter Kontrolle des Gebietes weiterhin einen positiven Einfluss, wobei – wie anhand der standardisierten Beta-Koeffizienten ersichtlich ist – der negative Einfluss des benachteiligten Wohngebietes noch etwas stärker ist (Modell 1).

Tab. 24. : *Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinspensum auf Schulebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Kooperation mit Sportvereinen*

N=27 Schulen

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Kooperation Sportverein	,316	,380*	,039	,527	,635**	,005
Benachteiligtes Wohngebiet	-,354	-,419*	,024	-,125	-,148	,481
Kooperation x Wohngebiet				-,599	-,378*	,046
Konstante	1,244		,000	1,086		,000
Modell R^2			0,499***			0,580***

In Modell 2 zeigt sich ein signifikanter Interaktionseffekt zwischen Kooperation und Gebiet hinsichtlich des Sportvereinspensums. Die folgende Tabelle veranschaulicht, in welcher Richtung dieser Effekt besteht:

Tab. 25. : *Sportvereinsquoten und durchschnittliches Sportvereinspensum nach Kooperation mit Sportvereinen und Wohngebietstyp*

Angaben in %, N=27 Schulen

	Kooperationen mit Sportvereinen	Anteil Sportvereinsmitglieder	Mittelwert Tage im Sportverein
benachteiligtes Gebiet	nein	41,7%	0,96
	ja	36,5%	0,89
	Insgesamt	40,8%	0,95
andere Gebiete	nein	61,4%	1,09
	ja	69,5%	1,61
	Insgesamt	67,5%	1,48

Innerhalb der benachteiligten Wohngebiete gibt es nur geringe, nicht signifikante Unterschiede zwischen Schulen, die eine Kooperation mit einem Sportverein haben, und solchen, die keine haben (in Bezug auf das Sportvereinspensum: Eta=0,096, p=0,779). In den anderen Wohngebieten dagegen sind die Sportvereinsquoten von Kindern in Schulen *mit* Kooperation (69%) größer als von Kindern in Schulen *ohne* Kooperation (61%) (Eta=0,398, p=0,126) und die durchschnittlich im Sportverein verbrachten Tage sind mit 1,6 zu 1,1 deutlich erhöht (Eta=0,665**). Hier hat also die Kooperation mit Sportvereinen einen positiven Effekt auf das

Sportvereinspensum, während dieser Effekt für die benachteiligten Wohngebiete nicht zu gelten scheint.

Zu bedenken ist jedoch, dass es nur zwei Schulen aus benachteiligten Wohngebieten gab, die mit Sportvereinen kooperieren (zudem war in einer der beiden Schulen die Kooperation erst in Planung). Darüber hinaus befindet sich eine davon im besonders stark benachteiligten Stadtteil Chorweiler. Die vorliegenden Ergebnisse sind dementsprechend kein Nachweis dafür, dass Kooperationen mit Sportvereinen in benachteiligten Stadtteilen wirkungslos oder gar kontraproduktiv seien, sondern verweisen darauf, dass diese Zusammenhänge mit größeren Fallzahlen einer erneuten Prüfung unterzogen werden sollten.

Kontextebene Stadtteile

Zusammenhänge zwischen Sportinfrastruktur und Sportverhalten

Wie in Kap. 7.3 dargelegt bestehen keine systematischen Zusammenhänge zwischen der städtischen Sportinfrastruktur und der Sozialstruktur der Stadtteile. Einschränkend sollte jedoch bedacht werden, dass die vorliegenden Daten zur Sportinfrastruktur nur einen Ausschnitt darstellen und nur bedingt aussagekräftig sind.

Überraschenderweise zeigt sich auf Stadtteilebene ein positiver Zusammenhang zwischen der Sportinfrastruktur und dem Anteil sportlich nicht aktiver Erwachsener/Eltern (r=0,474*), d.h. in den Stadtteilen mit mehr Sportinfrastruktur sind tendenziell weniger sportlich Aktive und umgekehrt. Dieser Zusammenhang zeigt sich besonders für die Sportaktivität der Väter (r=-0,483**), weniger für die der Mütter (r=0,251$_{n.s.}$), und besonders in Bezug auf die Ausstattung mit Sporthallen (r=0,440*), weniger in Bezug auf ungedeckte Sportflächen (r=0,240$_{n.s.}$). Im multivariaten Regressionsmodell bleibt der Zusammenhang auch unter Kontrolle des Wohngebietstyps bzw. der Sozialstruktur des Wohngebiets erhalten.

Tab. 26. : Multiple Regressionsmodelle: Anteil Sportvereinsmitglieder auf Stadtteilebene in Abhängigkeit von Wohngebietstyp und Sportinfrastruktur

N=28 Stadtteile

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Sportinfrastrukturindex	-0,301	-0,235	0,229	-0,400	-0,312	0,014
Benachteiligtes Wohngebiet				-32,37	-,0,940	0,000
Index x Wohngebiet				0,396	0,173	0,379
Konstante	60,23			73,33		
Modell R^2			0,055$_{n.s.}$			0,705***

Die Sportaktivität der Kinder (Sportvereinsquote) steht ebenfalls in negativem Zusammenhang mit der Sportinfrastruktur (r=-0,235$_{n.s.}$), wobei dieser Zusammenhang in der bivariaten Betrachtung nicht signifikant ist. Im multiplen Regressionsmodell unter Kontrolle des Wohngebietstyps (s. Tab. 26, Modell 2) zeigt sich ein signifikanter negativer Zusammenhang. Der entsprechende Interaktionseffekt ist nicht signifikant.

Der Befund, dass vorhandene Infrastruktur nicht direkt zu einer erhöhten Sportaktivität führt, verweist auf offene Forschungsfragen. So ist davon auszugehen, dass die Existenz von öffentlichen Sportstätten und –flächen nicht automatisch dazu führt, dass diese auch von den Anwohnern genutzt werden. Privilegierte Stadtteile haben zwar z.T. nur wenig *öffentliche* Infrastruktur, dafür aber möglicherweise mehr kommerzielle Angebote. Und auch wenn es in privilegierter Stadtteilen selbst insgesamt wenig Angebote gibt, haben deren Bewohner/innen i.d.R. einen größeren Aktionsradius (s. Kap. 2.3.2) und nutzen nach der „Kompensationshypothese" (vgl. Friedrichs 1990: 167) Angebote in benachbarten oder auch weiter entfernten Stadtteilen (s. Kap. 2.3.1). Da jedoch keine Daten dazu vorliegen, wo Sport getrieben wird, kann dies hier nicht direkt geprüft werden. Dafür müssten in Folgestudien die entsprechenden Daten kleinräumig erhoben werden.

In Bezug auf die Anteile an Kindern, die täglich bzw. höchstens einmal wöchentlich draußen Toben und Spielen, zeigen sich keine signifikanten Zusammenhänge mit den Anteilen an Erholungs-, Grün-, Park- und Spielplatzflächen, was jedoch auch mit der oben erwähnten eingeschränkten Aussagekraft der vorhandenen Parameter zusammenhängen könnte.

Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Sportverhalten

Die in Kapitel 8.2 beschriebenen Zusammenhänge zwischen individuellem Status und Sportpartizipation können sich aufgrund der in Kapitel 8.3 aufgezeigten sozial-räumlichen Segregation über Kompositionseffekte widerspiegeln in räumlichen Unterschieden in Bezug auf die Sportpartizipation. Auf der Ebene der Stadtteile ist demnach zu erwarten, dass in einigen Stadtteilen viele, in anderen dagegen weniger Kinder sportlich aktiv sind und dass diese Unterschiede mit der Sozial- und Infrastruktur der einzelnen Stadtteile zusammenhängen.

Sportaktivität von Eltern

Da sportaktive Eltern[70] bzw. sportaktive Erwachsene im Wohnumfeld potentielle positive Rollenmodelle im Sinne des Modells der „kollektiven Sozialisation" darstellen können, wird zunächst betrachtet, inwiefern sich hier räumliche Unterschiede zeigen:

→ II.I. **Je geringer der soziale Status des Gebiets, desto niedriger die Sportpartizipation der Erwachsenen.**

Die Anteile der Eltern, bei denen beide Elternteile regelmäßig sportlich aktiv sind, variieren im Stadtteilvergleich zwischen 20% bis 65% (s. Abb. 41).

[70] Es erscheint zwar fraglich, inwiefern die Einschätzungen der Kinder das genaue Sportpensum der Eltern zuverlässig erfassen; relevant ist aber in diesem Zusammenhang besonders, wie die Wahrnehmung der Kinder ist, denn davon, wie sie die Aktivität wahrnehmen, hängt ab, inwiefern es einen Sozialisationseffekt auf sie haben kann.

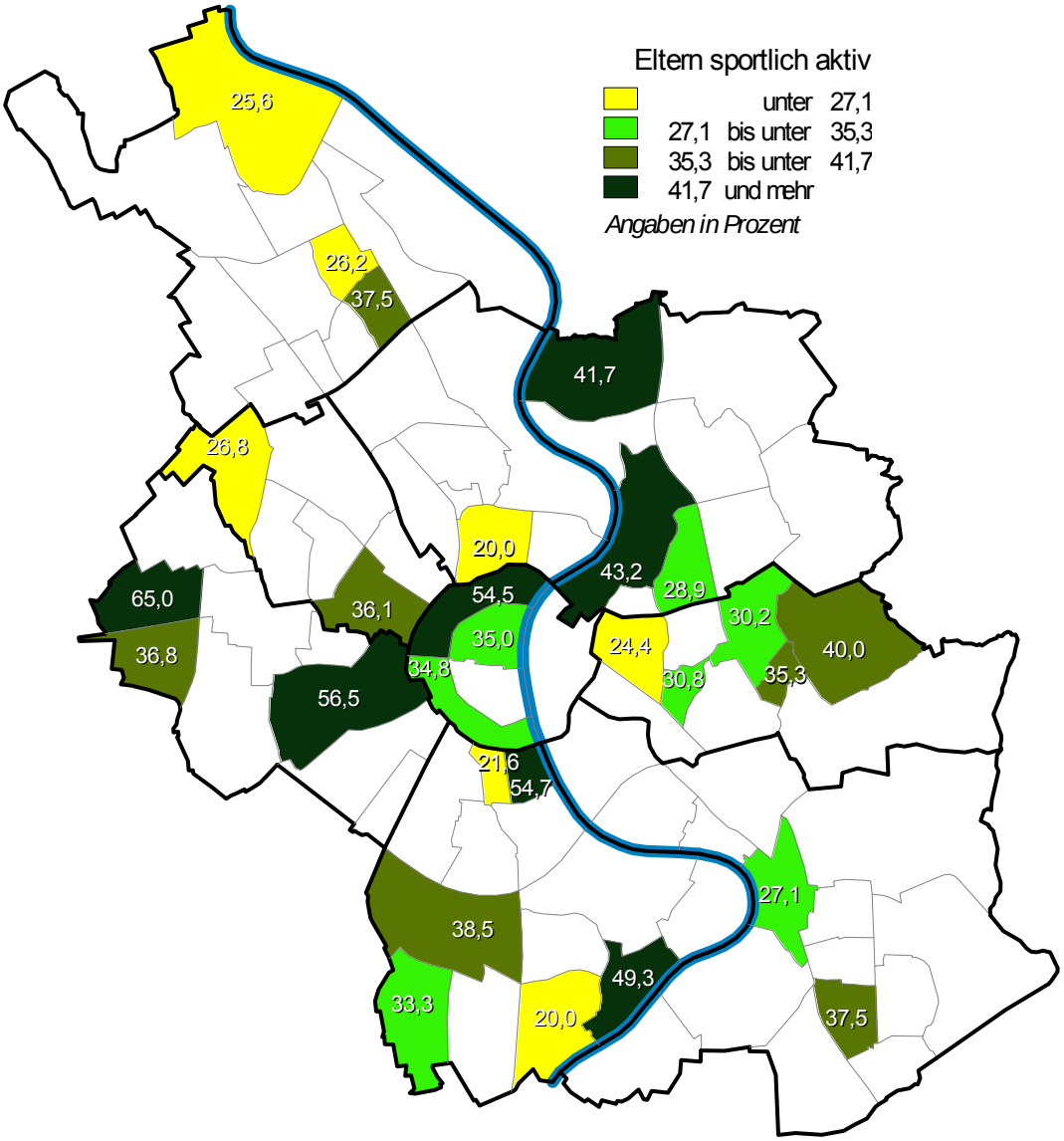


Abb. 41 *Sportaktivität der Eltern nach Stadtteilen (Anteil beide Eltern sind sportlich aktiv)*

Angaben in %, Einteilung in Quartile (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Hier ist zu beobachten, dass die Stadtteile, in denen die Anteile unterdurchschnittlich sind (Godorf, Nippes: 20,0%; Raderberg 21,6%; Kalk: 24,4%; Bocklemünd/Mengenich: 26,8%; Chorweiler: 26,2%), mit Ausnahme von Worringen (25,6%) zugleich als sozial benachteiligte Stadtteile einzustufen sind. In diesen Stadtteilen ist für die Kinder demnach nicht nur in Gestalt ihrer eigenen Eltern, sondern auch in Gestalt der Eltern der Mitschüler/innen, die zugleich potentielle Rollenmodelle im Stadtteil sind, das Rollenmodell sportaktiver Erwachsener unterrepräsentiert.

Demgegenüber sind die Stadtteile mit überdurchschnittlichen Anteilen sportlich aktiver Eltern zu den privilegierten (Lövenich: 65%; Lindenthal: 56,5%; Sürth: 49,3%) bzw. sozial heterogenen Stadtteilen (Flittard: 41,7%; Neustadt-Nord: 54,5%) zu zählen. Eine Ausnahme stellt hier Mülheim (43,2%) dar, das als sozial benachteiligter Stadtteil einen überdurchschnittlichen Anteil sportlich aktiver Eltern aufweist.

Eine Ausnahmestellung von Mülheim konstatierte bereits Klein (1991) in seiner Untersuchung mit Daten von 1982/83 bzw. 1977 und führte dies auf den positiven Einfluss des Mül-

heimer TV, der immer noch der größte Breitensportverein Kölns ist, zurück (vgl. Klein 1991: 44; s. auch Kap. 7.3).

Abbildung 42 verdeutlicht, dass trotz dieser Ausnahmen der Zusammenhang zwischen Status und sportlich aktiven Eltern auf der Aggregatebene der Stadtteile relativ linear verläuft (r=0,667***).

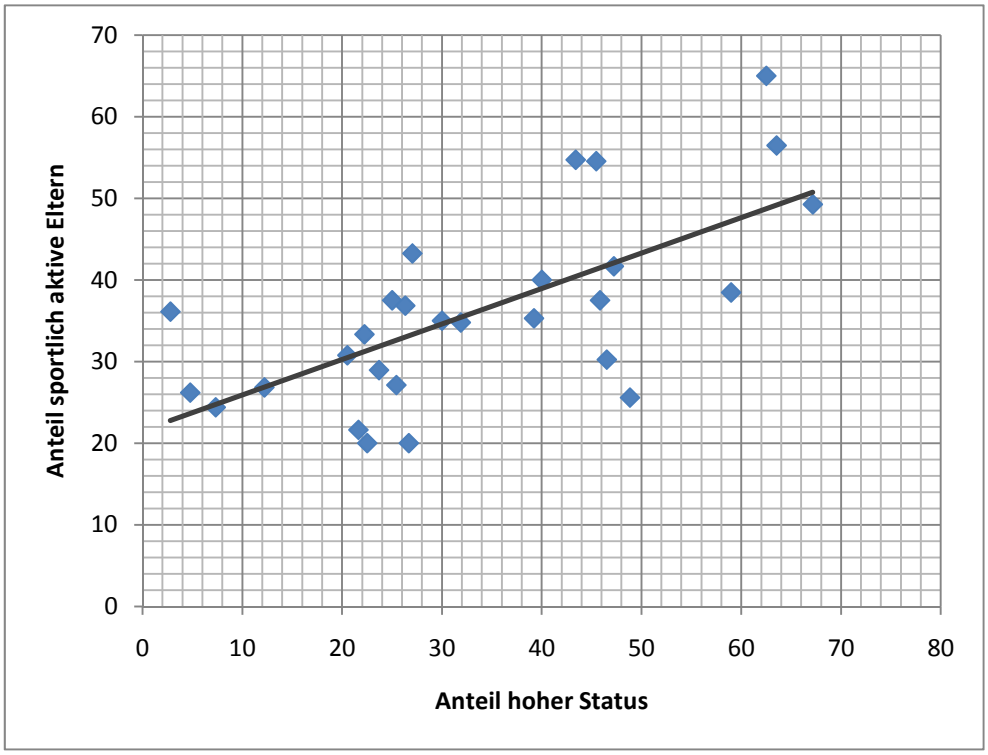


Abb. 42 *Zusammenhang zwischen Status und sportlich aktiven Eltern auf Stadtteilebene*

Angaben in %, N=28 Stadtteile

Das gilt nicht nur für diese aus den Individualdaten aggregierten Merkmalen, sondern auch in ähnlichem Maße, wenn der Status der Stadtteile über die offiziellen Stadtteilstatistiken gemessen wird: Je höher die Arbeitslosenquote bzw. die Sozialhilfedichte des Stadtteils, desto niedriger ist der Anteil sportlich aktiver Eltern (r=-0,506*** bzw. -0,525***).

Der Zusammenhang ist bezogen auf sportlich aktive Mütter noch stärker (r=0,636***) als bezogen auf sportlich aktive Väter (r=0,527***).

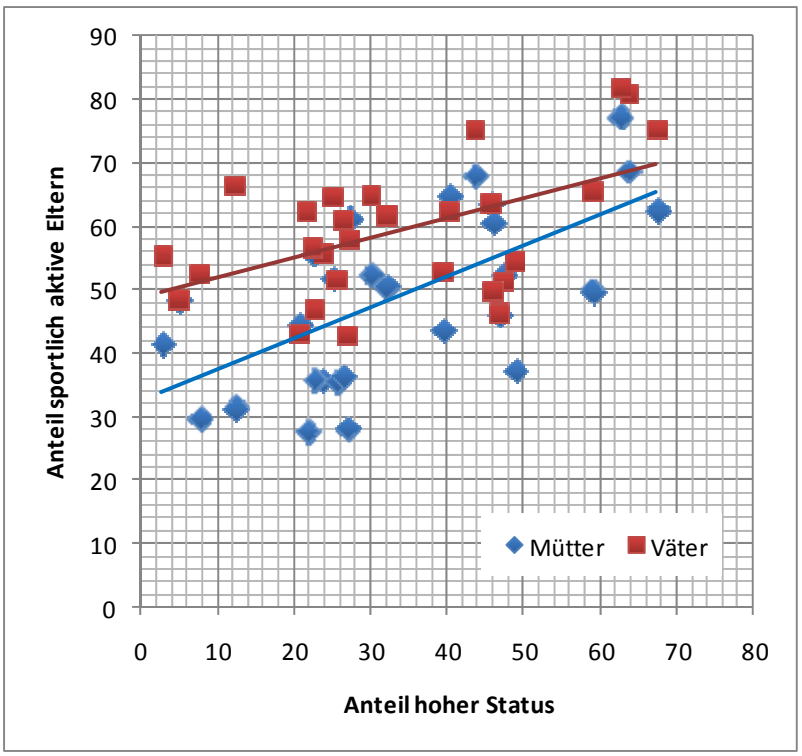


Abb. 43 *Zusammenhang zwischen Status und sportlich aktiven Müttern bzw. Vätern auf Stadtteilebene*

Angaben in %, N=28 Stadtteile

Für 19 von 28 Stadtteilen (68%) gilt, dass mehr Väter als Mütter sportlich aktiv sind. Am größten ist dieser Abstand im Stadtteil Bocklemünd/Mengenich mit 35-Prozentpunkten. In 6 Stadtteilen bestehen keine bzw. nur äußerst geringe Abweichungen von 0-2-Prozentpunkten. Nur in drei Stadtteilen ist der Anteil der sportaktiven Mütter etwas höher als der Anteil der Väter. Besonders gering sind die Anteile sportlich aktiver Mütter in den Stadtteilen Raderberg, Godorf, Kalk, Bocklemünd/Mengenich und Porz. Hier handelt es sich zugleich um Stadtteile mit besonders niedrigem Sozialstatus. Überdurchschnittlich hohe Anteile sportaktiver Mütter sind dagegen in den statushohen Stadtteilen Bayenthal, Lindenthal und Lövenich zu finden. Die Anteile sportaktiver Väter sind in diesen drei Stadtteilen ebenfalls am höchsten.

Dieses Zusammenhangmuster mit dem Sozialstatus des Gebiets zeigt sich in ähnlicher Weise für den Zusammenhang zwischen dem Anteil an Bewohner/innen mit Migrationshintergrund und den Anteilen sportlich aktiver Eltern: Auch dabei ist der Zusammenhang für Mütter (r=-0,579**) stärker als für Väter (r=-0,465*).

In der Betrachtung gruppiert nach Stadtteiltypen zeigen sich ebenfalls Unterschiede:

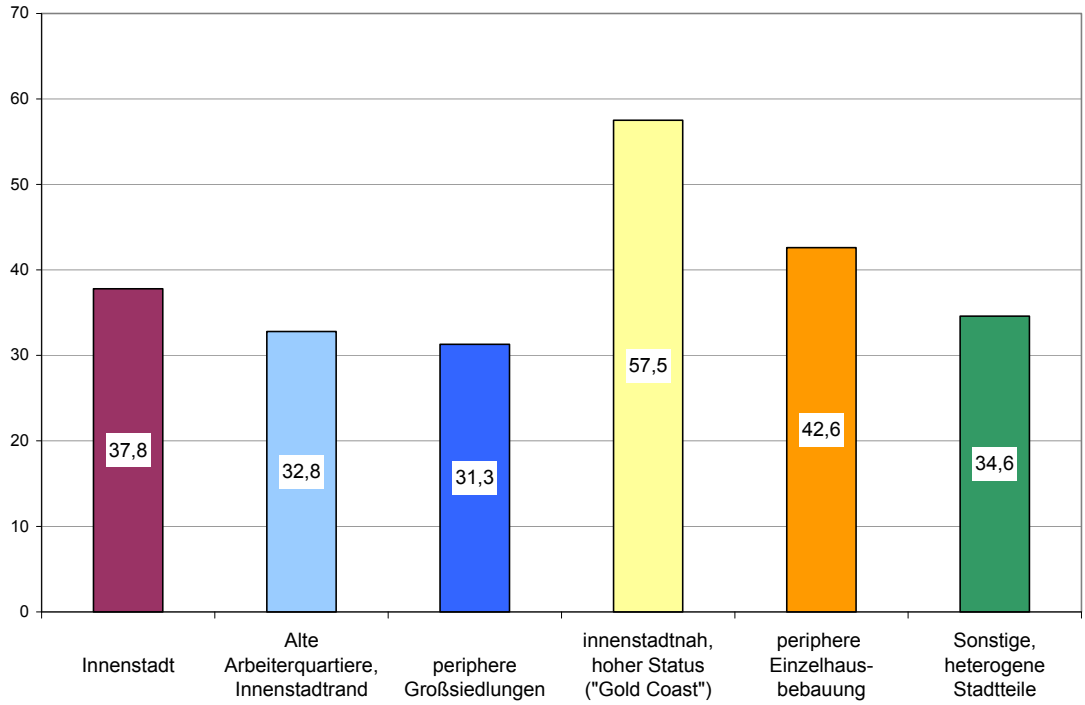


Abb. 44 *Anteile sportlich aktiver Eltern (beide Elternteile) nach Stadtteiltypen*

Angaben in %, N=1152

Während in den „Alten Arbeitquartieren“ und den „peripheren Großsiedlungen“ nur 32,8 bzw. 31,1% der Eltern sportlich aktiv sind, sind es in den privilegierten Stadtteilen mit „peripherer Einzelhausbebauung“ mit 42,6% etwas und in den innenstadtnahen statushohen Stadtteilen („Gold Coast“) mit 57,5% deutlich mehr (CV=0,168***). Insgesamt sind 50,5% der Mütter und 60,6% der Väter nach Angaben der Kinder regelmäßig, d.h. mindestens einmal wöchentlich sportlich aktiv.

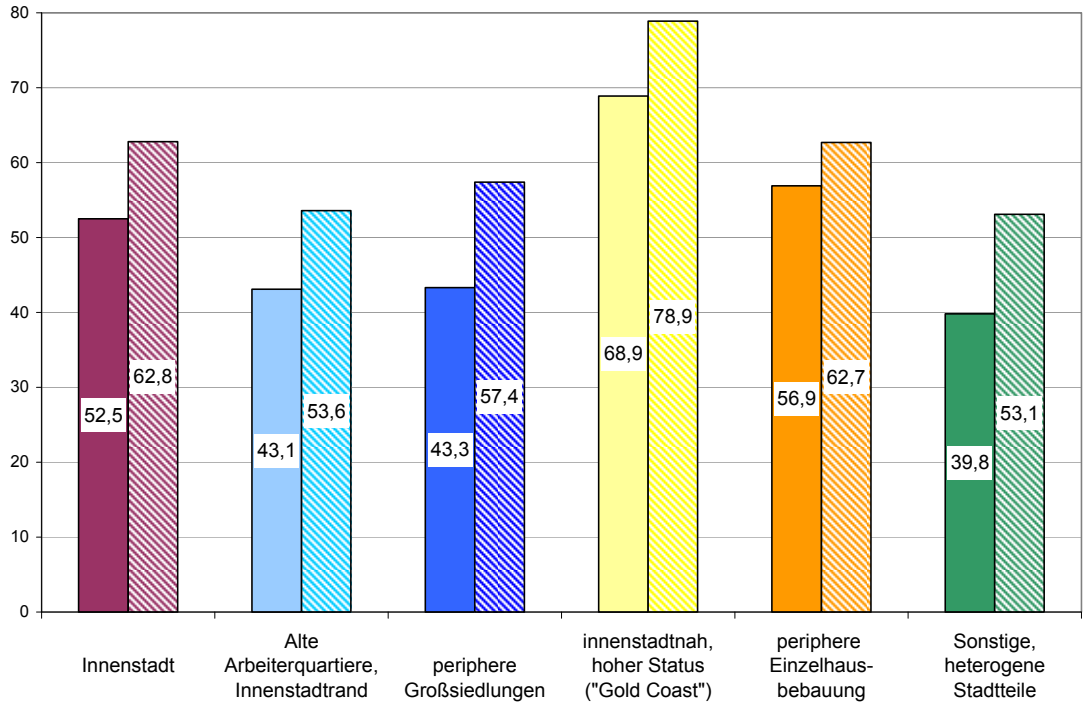


Abb. 45 *Anteile sportlich aktiver Mütter bzw. Väter (straffiert) nach Stadtteiltypen*

Angaben in %, $N_{Väter}$=1123; $N_{Mütter}$=1174

Mütter sind in den benachteiligten Wohngebieten nur zu 43% sportlich aktiv, in den privilegierten Wohngebieten dagegen zu 69% bzw. 57% (CV=0,182***). Bei Vätern gibt es auf etwas höherem Niveau einen ähnlichen, jedoch etwas geringeren Zusammenhang (CV=0,155***).

Sportlich aktive Eltern > sportlich aktive Kinder?

Auf der Individualebene zeigte sich, dass Kinder sportaktiver Eltern auch häufiger im Sportverein aktiv sind (s. Kap. 8.2). Dementsprechend sind auch die Mitgliedschaftsquoten auf der Stadtteilebene höher, je größer der Anteil sportlich aktiver Eltern im jeweiligen Stadtteil ist (r=0,650***).

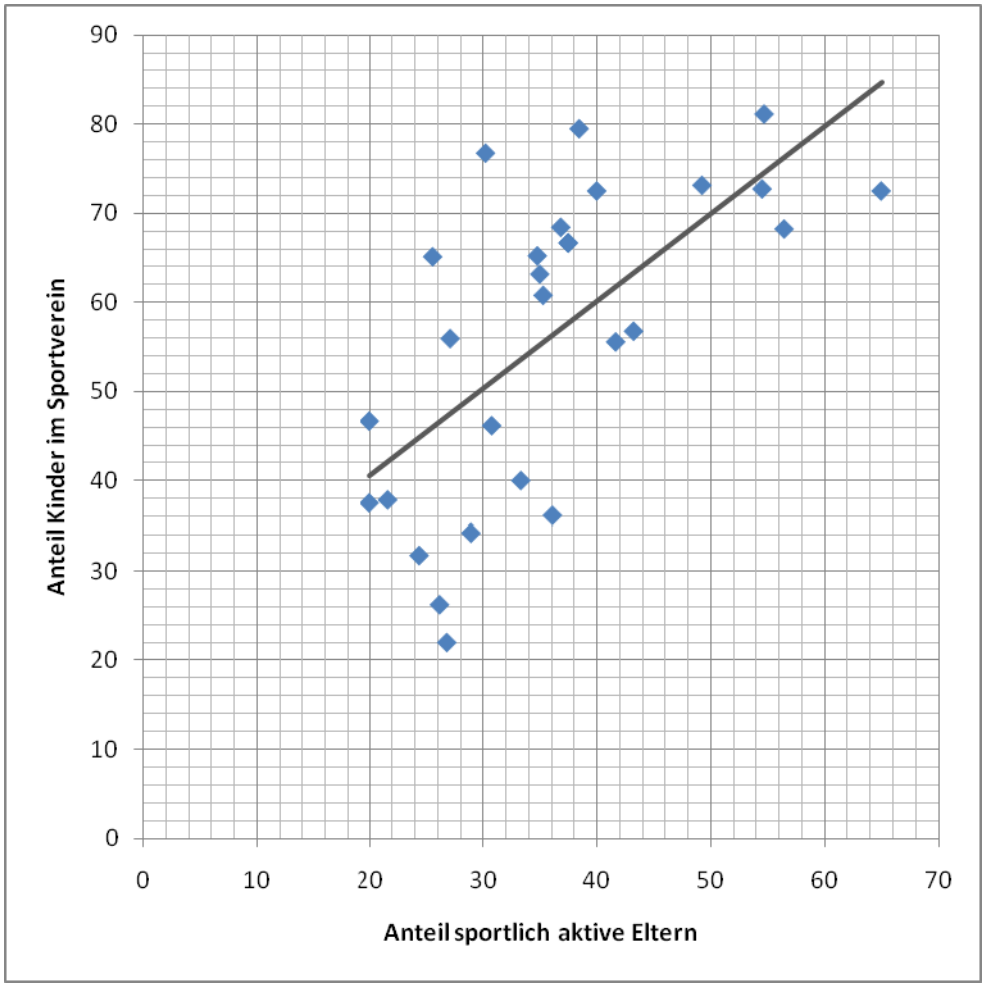


Abb. 46 *Zusammenhang zwischen sportlich aktiven Eltern und Sportvereinsquote der Kinder auf Stadtteilebene*

Angaben in %, N=28 Stadtteile

Entsprechend den Zusammenhängen auf Individualebene, nach denen die sportliche Aktivität der Mutter stärkeren Einfluss auf die Sportaktivität des Kindes hat als die des Vaters, ist auch auf der Aggregatebene die Korrelation des Anteils sportaktiver Mütter mit der Sportvereinsquote der Kinder (r=0,637***) stärker als die des Anteils sportaktiver Väter (r=0,446*). Im multiplen Regressionsmodell, in das die beiden simultan als unabhängige Variablen einfließen, hat der Anteil sportaktiver Väter unter Kontrolle des Anteils sportaktiver Mütter schließlich dann gar keinen signifikanten Einfluss mehr (s. Anhang A, Tab. A-8). Die Sportaktivität der Mütter ist also wiederum aussagekräftiger, auch da deren Sportaktivität in

höherem Maße von sozialen und sozial-räumlichen Faktoren beeinflusst ist: In den benachteiligten Wohngebieten beträgt der durchschnittliche Anteil sportlich aktiver Mütter 41,8%, während es in den anderen Stadtteilen 54,2% sind (Eta=0,455*). In Bezug auf die Anteile sportlich aktiver Väter besteht dagegen ein geringerer Unterschied (Eta=0,321^{+}) zwischen benachteiligten Wohngebieten (55,3%) und den anderen (62,0%).

Zwischenfazit

In denjenigen Stadtteilen, in denen mehr Erwachsene – und das gilt besonders in Bezug auf die weiblichen Erwachsenen – sportlich aktiv sind, sind also auch die Sportvereinsquoten der Kinder höher. Im Rahmen der mehrebenenanalytischen Betrachtung in Kap. 8.4 wird dann darüber hinaus zu prüfen sein, inwiefern auch unabhängig von der Sportaktivität der *eigenen* Eltern die Sportaktivität der (anderen) Eltern im Stadtteil, die als Indikator für das Vorhandensein erwachsener Rollenvorbilder im Wohnviertel angesehen werden kann, die Sportaktivität des Kindes beeinflussen kann.

Sportaktivität von Kindern

Die Partizipation im Sportverein auf Stadtteilebene variiert zwischen 22% und 81% (s. Abb. 47). Diejenigen Stadtteile, in denen die Sportvereinsquote der Kinder im niedrigsten Quartil (<40%) liegt (Chorweiler, Bocklemünd/Mengenich, Nippes, Ehrenfeld, Kalk, Buchheim, Raderberg), gehören allesamt zu denen, die als einer der beiden Typen benachteiligter Wohnquartiere eingestuft wurden.

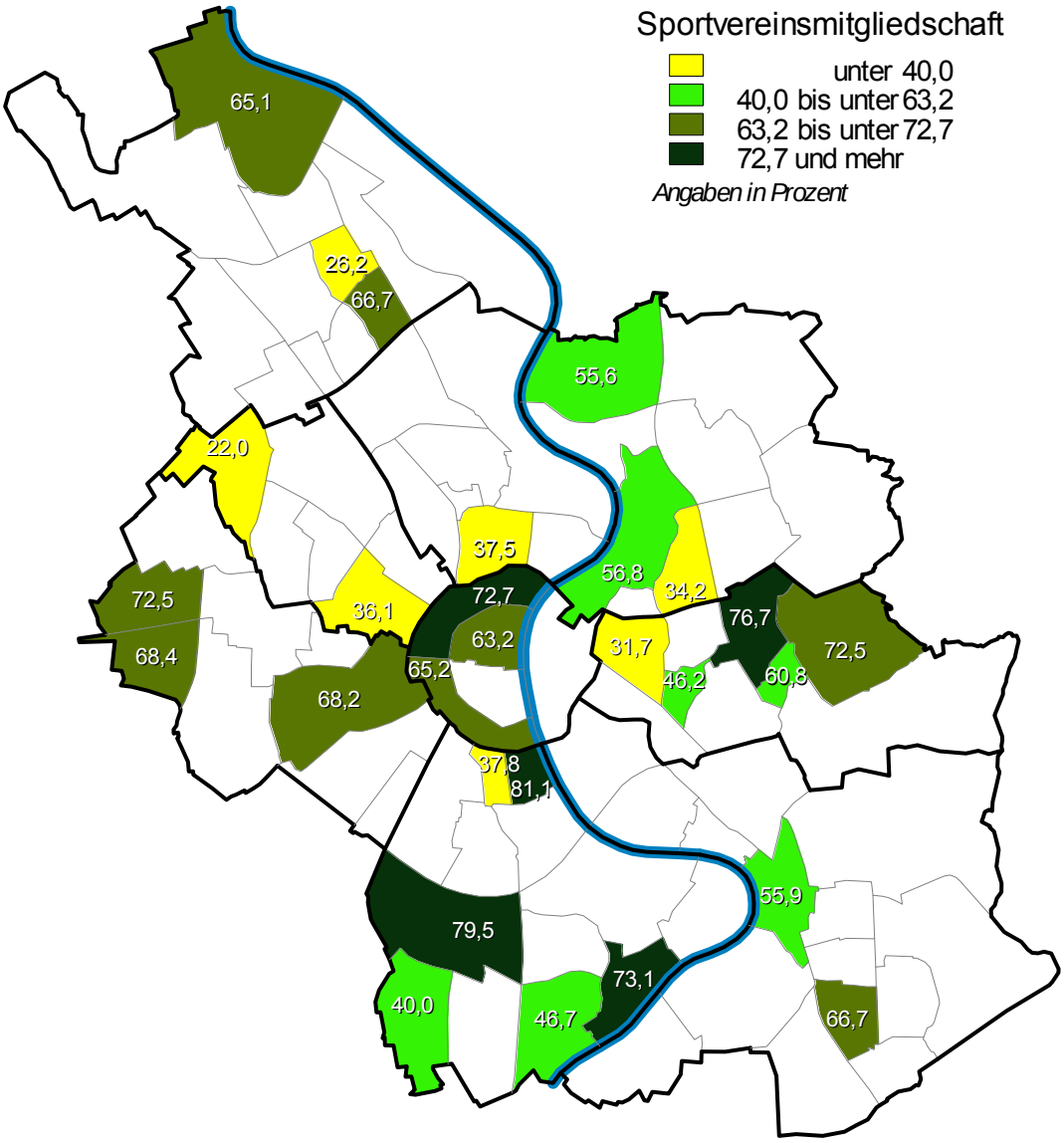


Abb. 47 *Sportvereinsmitgliedschaftsquoten der Kinder in Köln nach Stadtteilen*
Angaben in %, N=28 Stadtteile (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Die folgende Abbildung verdeutlicht, dass sich die beiden Typen benachteiligter Wohngebiete, „Alte Arbeiterquartiere“ und „Periphere Großsiedlungen“, in Bezug auf die Sportpartizipation nur minimal unterscheiden: In beiden Gebietstypen sind die Mitgliedschaftsquoten mit 42,5% bzw. 43,1% stark unterdurchschnittlich, während sie in den als privilegierte Gebietstypen klassifizierten Stadtteilen die Quoten mit 73,2% in den innenstadtnahen statushohen Gebieten sowie mit 70,8% in den peripheren Einzelhaussiedlungen am höchsten sind (CV=0,272***).

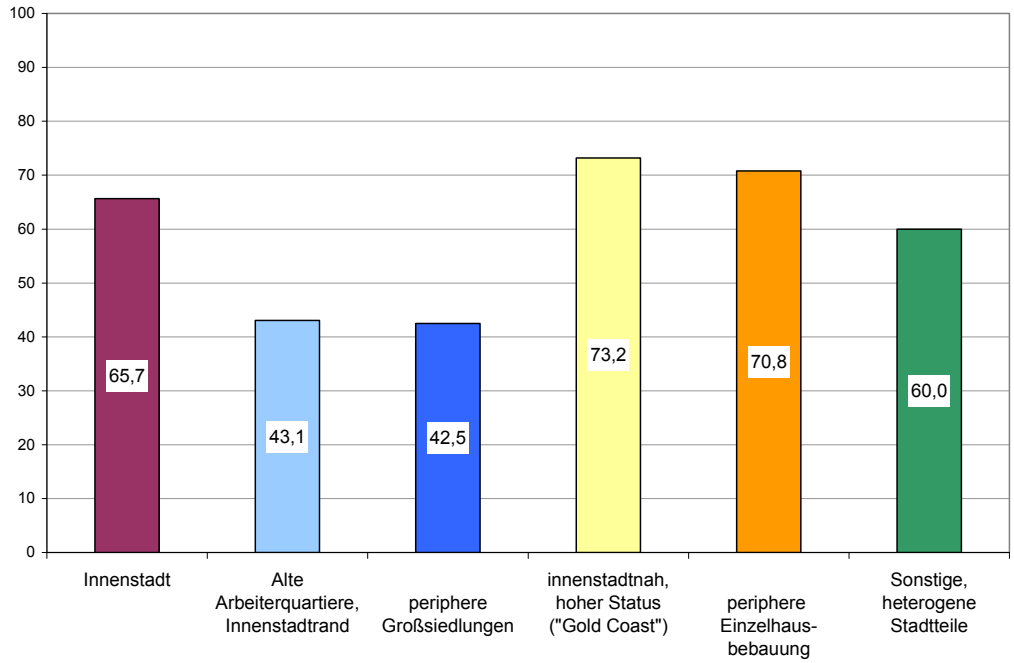


Abb. 48 *Anteil Sportvereinsmitglieder nach Stadtteiltypen*

Angaben in Prozent, N=1194 (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

In den benachteiligten Wohngebieten sind insgesamt nur 42,8% der Kinder im Sportverein, während es in den anderen Gebieten 69,1% sind (ohne Abb., CV=0,265***). In Abhängigkeit von innerstädtischen Lagetypen (s. Kap. 5.1) sind dagegen keine signifikanten Unterschiede feststellbar (CV=0,061; p=0,112). Es erscheint demnach weniger die räumliche Lage der Gebiete, sondern vielmehr deren sozialstrukturelle Zusammensetzung relevant zu sein:

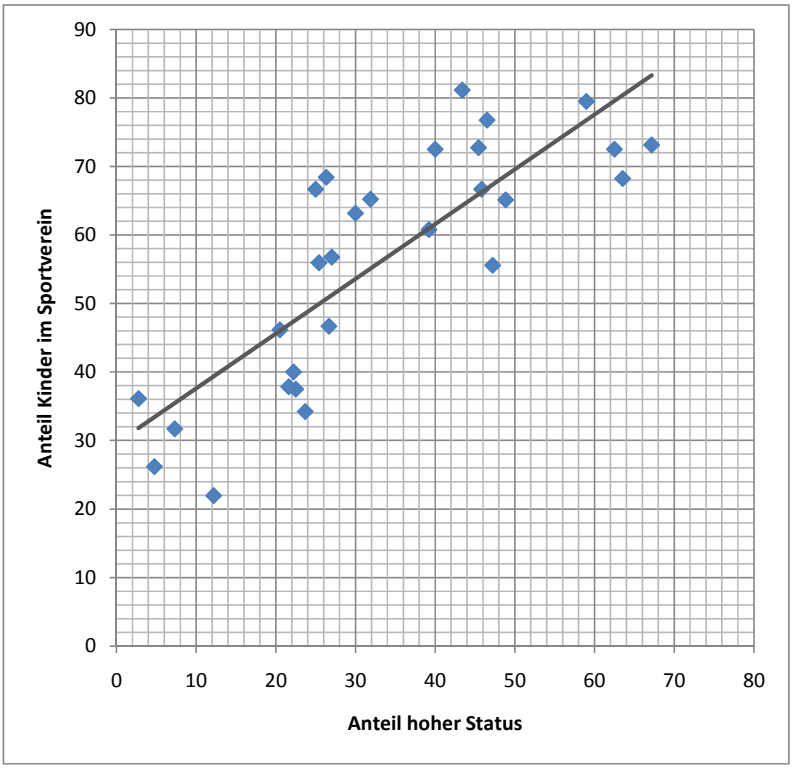


Abb. 49 *Zusammenhang zwischen Status und Sportvereinsaktivität der Kinder auf Stadtteilebene*

Angaben in %, N= 28 Stadtteile

Je höher der soziale Status der Stadtteile, desto größer ist der Anteil an Kindern, die Mitglied im Sportverein sind (r = 0,815***). Abb. 49 veranschaulicht die Linearität dieses Zusammenhangs.

Je höher der Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund, desto geringer ist dagegen der Anteil an Sportvereinsmitgliedern (r = -0,763***), wie die folgende Abbildung zeigt:

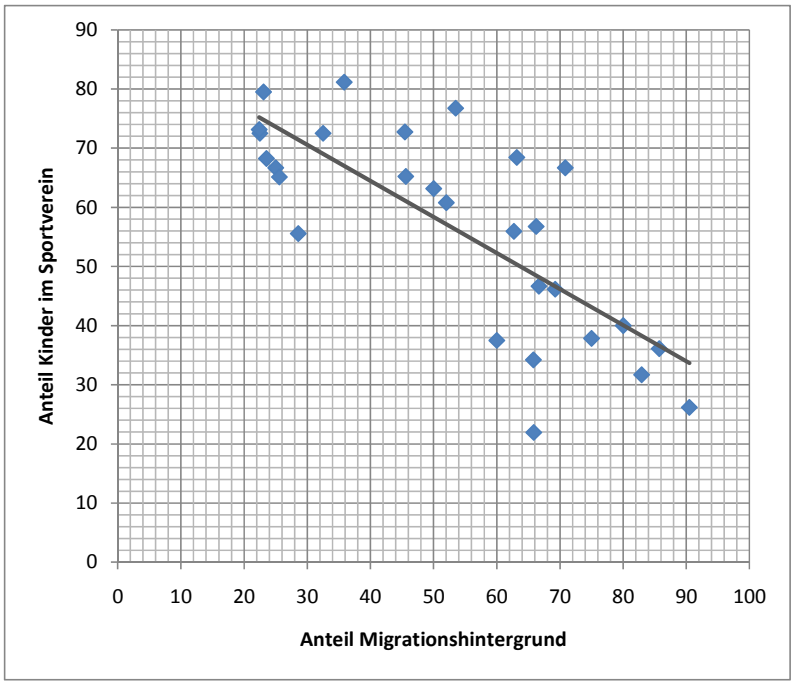


Abb. 50 *Zusammenhang zwischen Anteil Kinder mit Migrationshintergrund und Sportvereinsaktivität der Kinder auf Stadtteilebene*

Angaben in %, N= 28 Stadtteile

Die folgenden multiplen Regressionsmodelle zeigen noch einmal zusammengefasst die Einflussfaktoren auf den Anteil an sportvereinsaktiven Kindern auf Stadtteilebene.

Die sozialen Indikatoren haben einen negativen Einfluss auf die Sportvereinsquoten auch unter Kontrolle der Dichte und des Anteils sportlich aktiver Eltern, der wiederum einen positiven Einfluss hat. Je höher demnach Armutsquote, Arbeitslosigkeit und Migrationsanteil der Stadtteile, desto niedriger ist die Sportvereinsquote.

Tab. 27. : *Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinsmitgliedschaft in Abhängigkeit von Strukturmerkmalen[71] (Aggregatebene)*

N= 28 Stadtteile

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Faktor „Soziale Indikatoren“	-8,818	-,640***	,000	-5,871	-,426**	,010
Faktor „Dichte“	-4,672	-,280+	,071	-3,913	-,236+	,089
Eltern sportlich aktiv				,645	,428**	,009
Konstante	60,56			36,22		
Modell R^2			0,453***			0,591***

[71] zur Berechnung der Faktorwerte: s. Kap. 5.1.

Aufgrund der engen Verknüpfung zwischen sozialer und ethnischer Segregation ist es nicht ohne Weiteres möglich, Variablen wie Arbeitslosenquote und Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund einzeln als unabhängige Variablen im Regressionsmodell aufzunehmen, da dies zu Multikollinearitätsproblemen führt (s. Kap. 6.3). Bivariat liegen etwas höhere Zusammenhänge der Kinderarmutsquote und dem Anteil an Sportvereinsmitgliedern vor (r= -0,713***) als mit dem Anteil an Bewohnern mit Migrationshintergrund (r= -0,548***).

Regressionsmodelle mit den jeweiligen Variablen in zentrierter Form zeigen nur noch relativ geringe Multikollinearitätsprobleme (VIF=3,6):

Tab. 28. : Multiple Regressionsmodelle: Sportvereinsquote auf Stadtteilebene in Abhängigkeit von Kinderarmut und Migrationshintergrund

N=28 Stadtteile

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund (zentriert)	-,623	-,548**	,003	,244	,215$_{ns}$	,425
Kinderarmutsquote (zentriert)				-1,054	-,895**	,002
Konstante	56,40			20,19		
Modell R^2			0,301**			0,521***

Der negative Effekt des Migrationshintergrundes (Modell 1) ist hier nicht mehr signifikant[72], wenn die Kinderarmutsquote kontrolliert wird (Modell 2). Der Effekt des Migrationshintergrundes scheint demnach nur ein indirekter Effekt – vermittelt über die Armutsquote – zu sein.

Toben und Spielen

Insgesamt gilt für 12,5% der Kinder, dass sie selten, i.e. höchstens einmal wöchentlich, draußen Toben und Spielen. In einzelnen Stadtteilen ist dieser Anteil jedoch deutlich größer: In Nippes sind es 30% der Kinder, in Raderberg 29,7%, in Chorweiler 28,6%, in Meschenich 24,4% und in Vingst 23,1%. Mit Ausnahme von Neubrück und Wahn sind in diesem obersten Quartil somit wiederum ausschließlich „benachteiligte Wohngebiete" zu finden, in denen ein überdurchschnittlich hoher Anteil selten draußen Toben und Spielen kann.

[72] Es ändert sich zudem das Vorzeichen des Effekts, d.h. es besteht die Tendenz, dass Migrationshintergrund bei gleichem Status sogar positive Effekte haben könnte. Da dieser Koeffizient hier nicht signifikant ist, müsste dies aber mit größerer Fallzahl erneut geprüft werden.

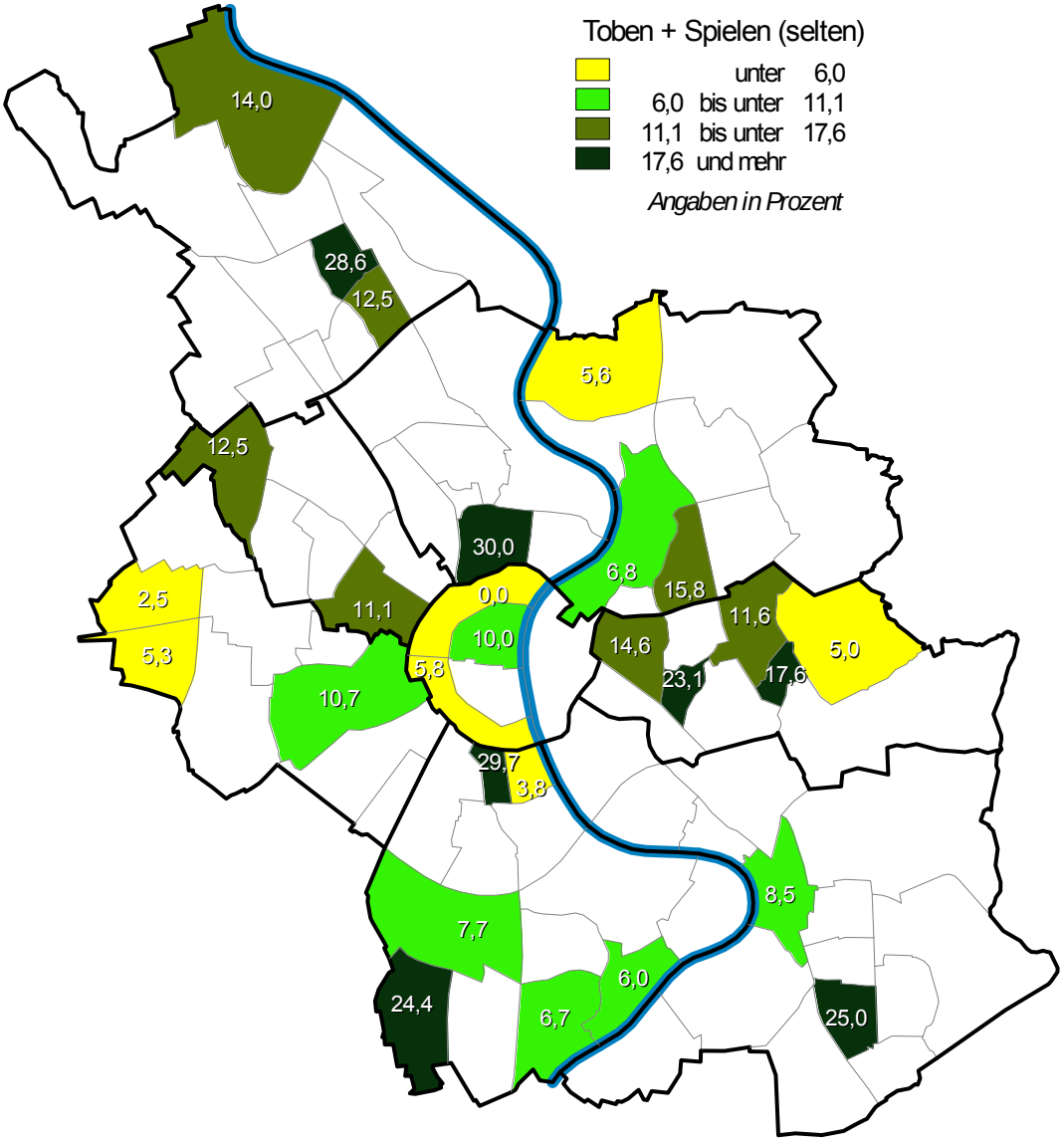


Abb. 51 *Anteil der Kinder, die höchstens 1x wöchentlich „draußen Toben und Spielen“, in Köln nach Stadtteilen*

Angaben in %, N=28 Stadtteile (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Es zeigt sich ein positiver linearer Zusammenhang (s. Abb. 52) zwischen dem Anteil an Eltern mit niedrigem Status und dem Anteil an Kindern, die selten draußen Toben und Spielen (r=0,510***).

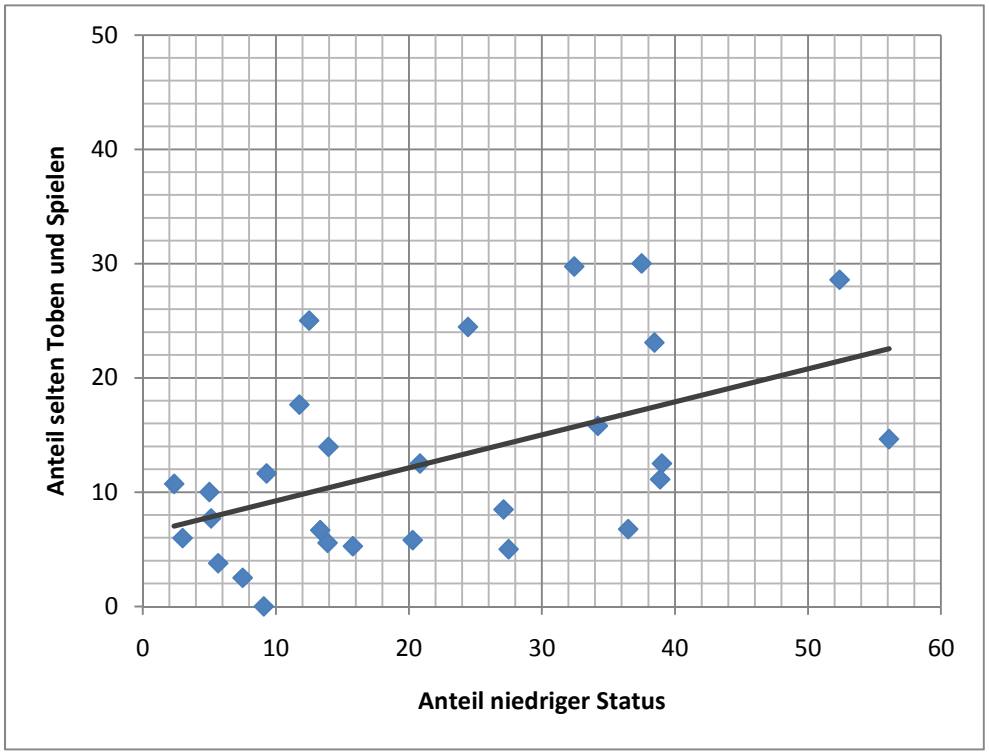


Abb. 52 *Zusammenhang zwischen niedrigem Status und „selten draußen Toben und Spielen (höchstens 1x wöchentlich)“ auf Aggregatebene der Stadtteile*

Angaben in %, N=28 Stadtteile

Je höher der Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund im Stadtteil, desto höher ist ebenfalls der Anteil an Kindern, die selten draußen Toben und Spielen (r=0,454***).

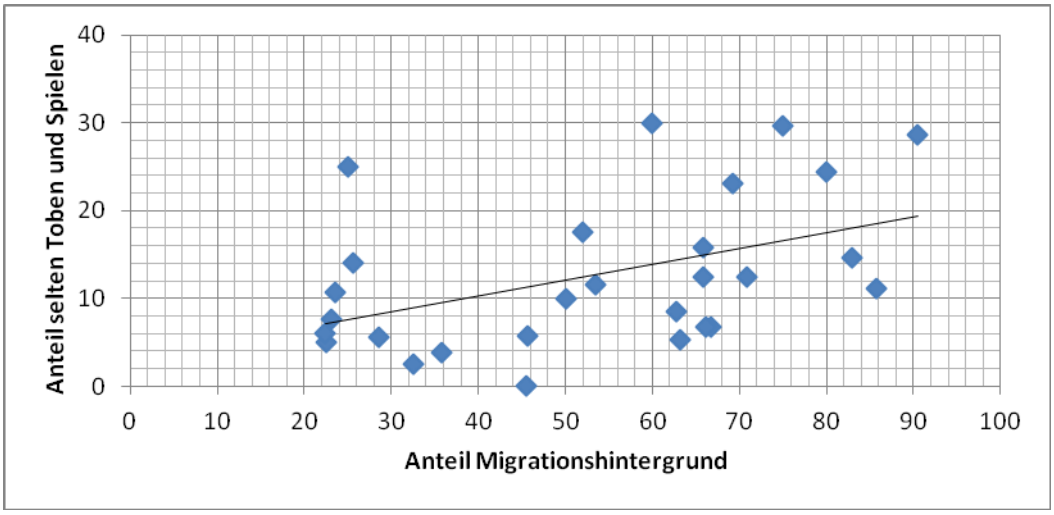


Abb. 53 *Zusammenhang zwischen Anteil Kinder mit Migrationshintergrund und „selten draußen Toben und Spielen (höchstens 1x wöchentlich)“ auf Aggregatebene der Stadtteile*

Angaben in %, N=28 Stadtteile

Auch hier verschwindet allerdings im multiplen Modell der Effekt des Migrationsanteils, wenn die Armutsquote kontrolliert wird.

Beim Vergleich nach Stadtteiltypen zeigt sich, dass die Anteile der Kinder, die nur selten (höchstens 1x wöchentlich) draußen Toben und Spielen, zwar insgesamt in den benachteiligten Wohngebieten mit 17,6% in den Alten Arbeiterquartieren und mit 16,5% in den Peripheren Großsiedlungen ebenfalls überdurchschnittlich sind. Jedoch sind hier die Unterschiede

zwischen den verschiedenen Stadtteiltypen geringer ausgeprägt (CV=0,133***) als in Bezug auf die Sportvereinspartizipation.

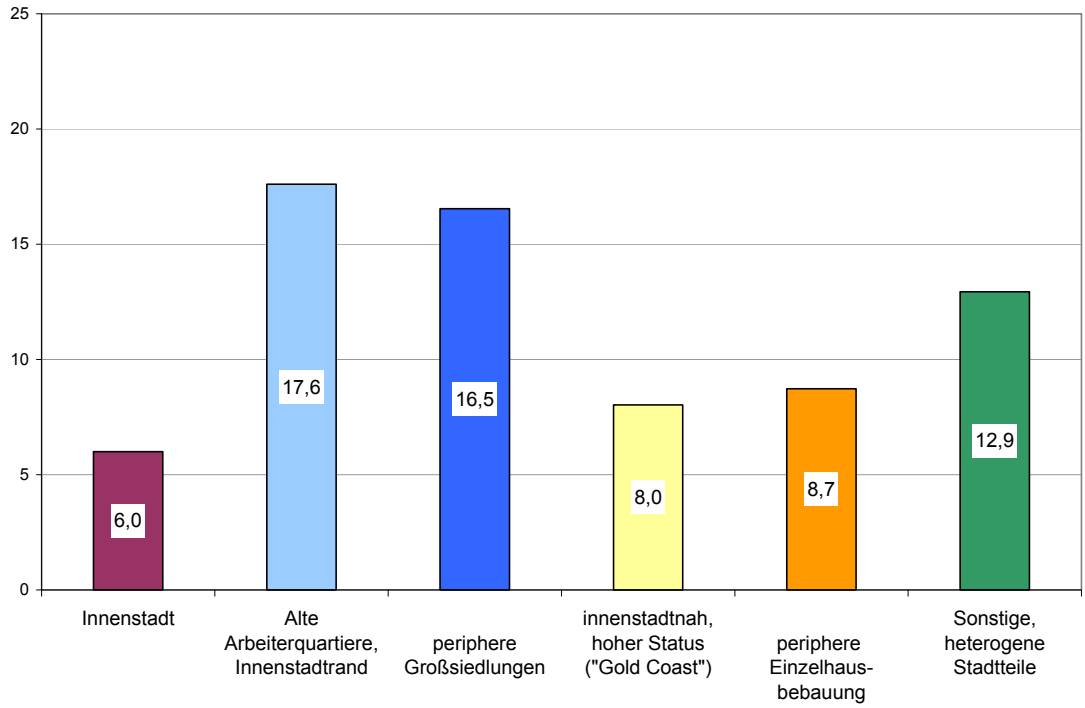


Abb. 54 *Anteil Kinder, die höchstens 1x wöchentlich „draußen Toben und Spielen“, nach Stadtteiltypen*

Angaben in %, N=1193 (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Wiederum liegt kein signifikanter Zusammenhang in Bezug auf Lagetypen vor (CV=0,060; p=0,119), so dass davon auszugehen ist, dass auch hier der soziale Status der Gebiete relevanter ist als deren innerstädtische Lage bzw. Zentralität.

Zwischenfazit

Auf der Kontextebene wurden zum einen die Ausstattung der Grundschulen bzw. ihre Kooperationen mit Sportvereinen, zum anderen der Stadtteil-Kontext analysiert. Im Ergebnis gibt es bei der Untersuchung des schulischen Kontextes nur wenige Unterschiede in der Ausstattung. Allerdings sind Schulen in benachteiligten Wohngebieten in zwei Bereichen schlechter aufgestellt: Sie haben weniger Zugang zu Grün- und Waldflächen und zu Schwimmbädern und sie haben deutlich weniger Kooperationen mit Sportvereinen.

Auf der Kontextebene des Stadtteils zeigen sich die erwarteten Tendenzen in großer Deutlichkeit: So sind in benachteiligten Wohngebieten deutlich weniger Eltern sportlich aktiv und der Anteil der Kinder in Sportvereinen ist geringer als in privilegierten Stadtteilen. Ein niedriger Status und ein hoher Migrationshintergrund in benachteiligten Wohngebieten wirken sich auf aggregierter Ebene neben der Sportvereinsaktivität ebenfalls negativ auf das „Toben und Spielen“ aus.

Die Unterschiede zwischen den Stadtteilen bzw. Stadtteiltypen sind z.T. erheblich und stehen in engem Zusammenhang mit sozialen Indikatoren: Die Sportvereinsquoten der Kindervariieren zwischen 22 und 81%, die Anteile der Kinder, die nur selten draußen Toben und Spielen, zwischen 0 und 30%. Auf der Aggregatebene ist jedoch nicht zu unterscheiden, ob dies allein *Kompositions*effekte sind, die eine Folge der in Kapitel 8.2 gezeigten Zusammenhänge auf Individualebene und der räumlich disproportionalen Verteilung dieser Individualmerkmale durch sozial-räumliche Segregation sind, oder ob zusätzlich auch *Kontext*effekte der Gebiete eine Auswirkung haben. Dies wird im folgenden Kapitel 8.4 betrachtet.

8.4 Kontexteffekte (Individual- und Kontextebene)

Nachdem nun Zusammenhänge auf der Individualebene (Mikroebene) und auf der Aggregatebene der Stadtteile (Meso-Ebene) analysiert wurden, sollen abschließend Individual- und Aggregatebene simultan betrachtet werden. Dabei kommt zum einen das oben beschriebene Verfahren der Mehrebenenanalyse zum Einsatz, das prüfen kann, ob sich unabhängig von den Individualeffekten ein eigenständiger Einfluss der Merkmale der Wohngebiete auf das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder zeigt. Zum anderen werden diese Analysen jeweils veranschaulicht durch entsprechende bivariate Analysen und graphische Darstellungen.

Kontextvariable Elternsport

Die Erklärungsmodelle zur Wirkung von Kontexteffekten des Wohnumfelds (s. Kap. 2.3.1) beinhalten im Rahmen der sozialen Dimension die mögliche Wirkung von (erwachsenen) Rollenmodellen bzw. fehlenden Rollenmodellen im Wohnviertel durch „kollektive Sozialisation".

Hypothese III.I: **Unabhängig von der Sportaktivität der eigenen Eltern hat die Sportaktivität anderer erwachsener Rollenmodelle im Stadtteil einen positiven Effekt auf die Sportaktivität des Kindes.**

Tab. 29. : Lineare Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinspensum der Kinder

unstandardisierte Effekte, Standardfehler in Klammern, $N_{Level\ 1}$=1195, $N_{Level\ 2}$=28

	Modell 1a	Modell 1b	Modell 1c
Individualmerkmale (N=1195):			
Eltern sportlich inaktiv	-0,531***(0,08)	-0.498*** (0,09)	-0,501*** (0,09)
Gebietsmerkmale (N=28):			
Anteil sportlich aktiver Erw.		0,021** (0,01)	0,021** (0,01)
Cross-Level-Interaktionen:			
Eltern sportl. inaktiv x Anteil sportl. aktiver Erwachsener			-0,001 (0,01)
Anzahl Iterationen	7	8	8
Intercept (Konstante)	1,431 (0,09)	1,415 (0,07)	1.414 (0,07)
df (Anzahl geschätzter Parameter)	4	5	6
-2 Log Likelihood (Devianz)	3850,7195	3838,4838	3838,4399
X^2-Testwert[73] (df)	351,49 (1)	12,24 (1)	0,04 (1)

[73] Vergleich mit vorigem Modell

In Bezug auf die hier verfolgte Fragestellung wäre demnach zu untersuchen, ob die kollektiven Rollenmodelle auf der Kontextebene zusätzlich zu den Rollenmodellen der eigenen Eltern einen Kontexteffekt auf die Sportvereinspartizipation der Kinder haben können.

Modell 1a zeigt zunächst noch einmal den bereits in Kap. 8.2 aufgezeigten Zusammenhang zwischen der Sportaktivität der eigenen Eltern und dem Sportvereinspensum ihres Kindes: Sportliche Inaktivität der Eltern hat - wie bereits bei den Analysen auf Individualebene gezeigt - einen negativen Effekt auf das Sportvereinspensum des Kindes. Die Aufnahme der Kontextvariable in Modell 1b bringt eine signifikante Verbesserung des Erklärungsmodells (s. X^2-Statistik) und es zeigt sich auch ein signifikanter positiver Kontexteffekt des Anteils sportlich aktiver Erwachsener im Stadtteil unter Kontrolle des Individualeffekts. Ein Interaktionseffekt zwischen den beiden Ebenen besteht hier nicht (s. Modell 1c, s. auch Abbildung Anhang A, Abb. A-17).

Ein ganz ähnliches Bild ergibt sich bei einer logistischen Mehrebenenanalyse mit der Sportvereinsmitgliedschaft als abhängiger Variable (s. Anhang A, Tab. A-10). Auch dabei hat die sportliche Inaktivität der eigenen Eltern ebenso einen negativen Einfluss auf das Sportvereinspensum des Kindes wie der Anteil sportlich inaktiver Erwachsener im Stadtteil.

Der positive Effekt des Anteils sportlich aktiver Erwachsener im Stadtteil gilt auch unter Kontrolle des individuellen Status und des Gebiets:

Tab. 30. : *Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder*

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1198, $N_{Level\ 2}$=28

	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)				
eigene Eltern sportlich inaktiv	-0,844	0,205	0,430***	0,000
Status: niedrig	-1,101	0,170	0,333***	0,000
Gebietsmerkmale (Level 2)				
Anteil sportl. aktiver Erw. im Stadtteil	0,015	0,009	1,015+	0,095
Benachteiligtes Wohngebiet	-0,867	0,217	0,420**	0,001
Cross-Level-Interaktionen				
Wohngebiet x Eltern inaktiv	0,695	0,288	2,004*	0,016
Intercept (Konstante)	1,066	0,143		0,000
Anzahl Iterationen (Level 2)	11			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1420,1022			

Der Cross-Level-Interaktionseffekt (Wohngebiet x Eltern inaktiv) besagt, dass innerhalb der benachteiligten Wohngebiete die sportliche Inaktivität der eigenen Eltern nur einen geringen Einfluss hat, während sie in den anderen Gebieten größer ist. In den benachteiligten Wohngebieten sind 37,6% der Kinder mit inaktiven Eltern und 45,1% der Kinder mit aktiven Eltern im Sportverein; in den anderen Gebieten besteht mit 52,3% bzw. 74,3% ein noch größerer

Unterschied. Zugleich hat das benachteiligte Wohngebiet einen zusätzlichen Effekt, so dass der Anteil an Sportvereinsmitgliedern in den nicht benachteiligten Wohngebieten bei inaktiven Eltern (52,3%) immer noch größer ist als im benachteiligten Wohngebiet mit sportlich aktiven Eltern (45,1%).

Die obige Hypothese bestätigt sich also, denn zusätzlich zur Vorbildfunktion der *eigenen* Eltern hat auch das Nahumfeld im Stadtteil Auswirkungen, die sich negativ bzw. positiv auf die Sportaktivität von Kindern auswirken.

Kontextvariable Gebietstyp

Hypothese III.II: **Bei gleichem individuellen sozialen Status ist das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in benachteiligten Wohngebieten leben, niedriger als bei Kindern in anderen Wohngebieten.**

Abbildung 55 veranschaulicht zunächst, dass es für die Mehrzahl (21 von 28 = 75%) der einzelnen Stadtteile zutrifft, dass sich ein linearer Zusammenhang zwischen Sportvereinsmitgliedschaft und dem individuellen Status zeigt[74] . In sämtlichen Stadtteilen sind die Sportvereinsquoten der Kinder mit niedrigem Status geringer als die der Kinder mit hohem Status.

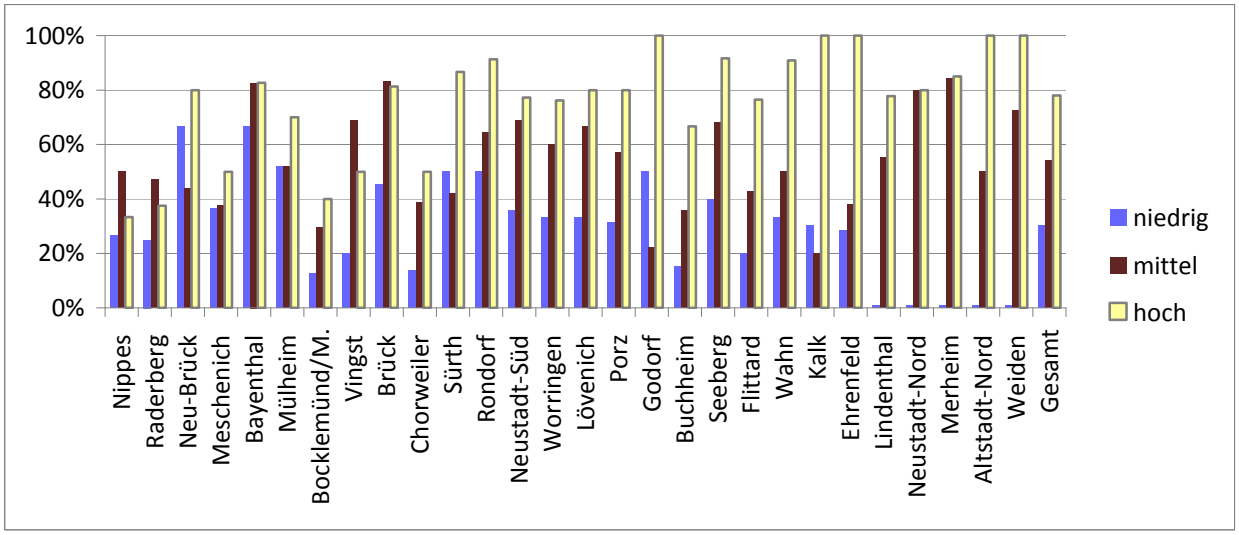


Abb. 55 *Sportvereinsquoten der Kinder nach Statusgruppen und Stadtteilen*
Angaben in %, $N_{niedrig}$=262, $N_{mit\text{-}tel}$=499, N_{hoch}=419

Eine gruppierte Betrachtung nach den sechs Stadtteiltypen zeigt (s. Abb. 56), dass innerhalb der einzelnen Typen ein jeweils ähnlicher linearer Zusammenhang zwischen Status und Sportvereinspartizipation zu beobachten ist. Der *Individual*effekt des sozio-ökonomischen Status' der Eltern gilt also innerhalb aller betrachteten Wohngebiete in ähnlicher Weise, d.h. weitgehend unabhängig vom Gebiet.

[74] Zu beachten ist hierbei jedoch, dass fallzahlbedingt nicht jede einzelne Prozentangabe aussagekräftig ist: In einer Reihe von Stadtteilen (vornehmlich in den „privilegierten") gibt es nur sehr wenige Befragte (<5) mit niedrigem Status (Altstadt-Nord, Bayenthal, Godorf, Lindenthal, Lövenich, Merheim, Rondorf, Sürth, Wahn, Weiden, Neustadt-Nord), in einigen Stadtteilen (vornehmlich in „benachteiligten" Stadtteilen) nur sehr wenige mit hohem Status (Chorweiler, Ehrenfeld, Godorf, Kalk).

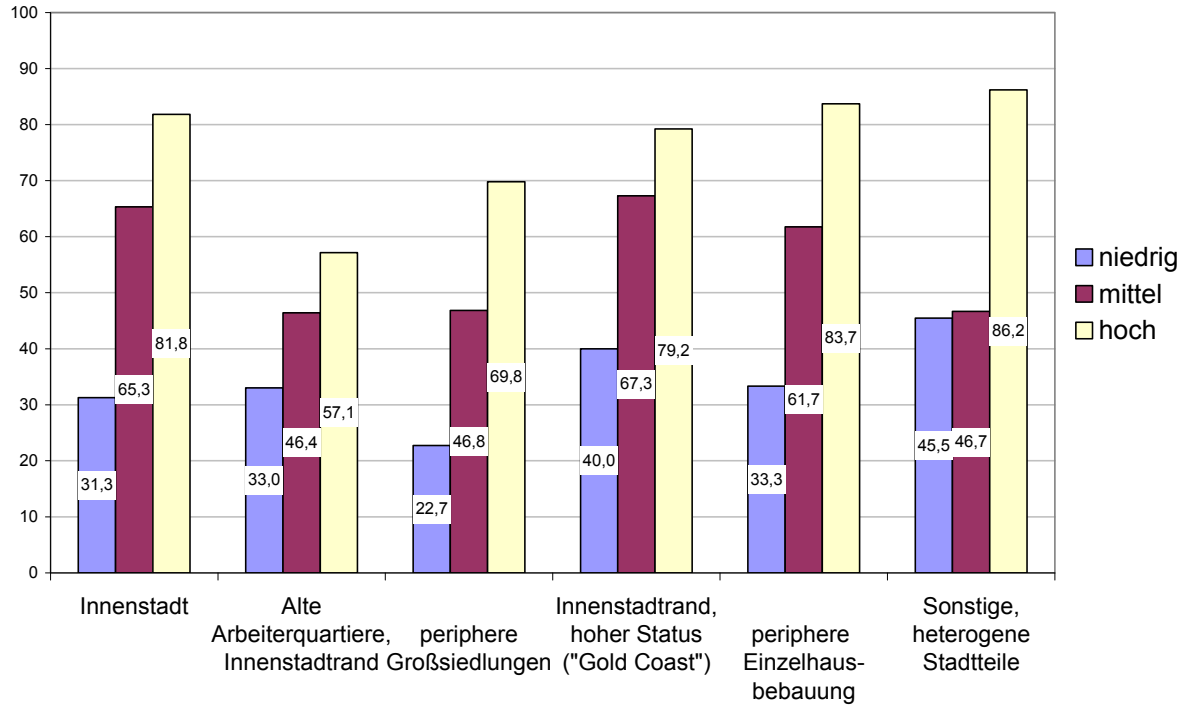


Abb. 56 *Sportvereinsquoten der Kinder nach Statusgruppen und Stadtteiltypen*
Angaben in %, N=1180

Während in den benachteiligten Wohngebieten insgesamt 28,4% derer mit niedrigem, 46,6% mit mittlerem sowie 63,7% mit hohem Status Sportvereinsmitglied sind, sind es in den anderen Stadtteilen 35,3%, 60,9% und 82,6%. Hier deutet sich an, dass die Unterschiede zwischen den Stadtteiltypen bei denjenigen mit niedrigem Status relativ gering (7 Prozentpunkte) sind, mit mittlerem (14) und hohem Status (19) jedoch größer werden.

Das zeigt andererseits, dass innerhalb der jeweils gleichen individuellen Statusgruppe die Partizipationsquoten in den benachteiligten Gebieten jeweils niedriger sind als in den anderen Gebieten. Eine mehrebenenanalytische Betrachtung kann nun Aufschluss darüber bringen, ob es sich um einen zusätzlichen Gebietseffekt handelt:

Wie Tabelle 31 zu entnehmen ist, hat das benachteiligte Wohngebiet auch unter Kontrolle des individuellen Status tatsächlich einen zusätzlichen negativen Kontexteffekt auf die Chance, Mitglied im Sportverein zu sein. Bei gleichem Status ist die Chance, Mitglied im Sportverein zu sein, in benachteiligten Wohngebieten um den Faktor 0,53 niedriger. Zudem bestätigt sich der Cross-Level-Interaktionseffekt, der sich oben bereits angedeutet hatte: Dieser Gebietseffekt besteht für alle Gruppen, ist aber um so größer, je höher der individuelle Status ist.

Tab. 31. : *Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder*

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1180, $N_{Level\ 2}$=28

	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)				
Soz. Status (FAS 0-7)	0,591	0,069	1,806***	0,000
Gebietsmerkmale (Level 2)				
Wohngebiet: benachteiligt	-0,630	0,173	0,532**	0,001
Cross-Level-Interaktionen				
Status x Gebiet	-0,233	0,095	0,792*	0,015
Intercept (Konstante)	0,560	0,118		0,000
Anzahl Iterationen (Level 2)	10			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1495,448			

Ein ähnliches Zusammenhangsmuster zeigt sich in Bezug auf das Sportvereinspensum (Tage pro Woche im Sportverein). Hier (s. Tab. 32, Modell 1b-1c) ist der Effekt des Individualmerkmals „niedriger Status“ etwa doppelt so stark wie der Kontexteffekt des benachteiligten Wohngebietes.

Tab. 32. : *Lineare Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinspensum*

unstandardisierte Effekte, Standardfehler in Klammern, $N_{Level\ 1}$=1181, $N_{Level\ 2}$=28

	Modell 1a	Modell 1b	Modell 1c
Individualmerkmale (N=1195):			
Sozialer Status niedrig	-0,691*** (0,09)	-0,644*** (0,10)	-0,962 (0,17)
Gebietsmerkmale (N=28):			
Benachteiligtes Wohngebiet		-0,374** (0,11)	-0,465** (0,11)
Cross-Level-Interaktionen:			
Status x Wohngebiet			0,474* (0,21)
Anzahl Iterationen	8	9	8
Intercept (Konstante)	1,427 (0,08)	1,591 (0,06)	1,625 (0,07)
df (Anzahl geschätzter Parameter)	4	5	6
-2 Log Likelihood (Devianz)	4076,5206	4066,2185	4061,2649
X^2-Testwert[75] (df)	125,69 (1)	10,30 (1)	4,95 (1)

[75] Vergleich mit vorigem Modell

Damit hat sich eine der Haupthypothesen dieser Arbeit bestätigt: Bei gleichem individuellem Status hat das Wohngebiet einen zusätzlichen Effekt auf die Sportpartizipation der Kinder.

Auch hier (s. Tab. 32, Modell 1c) zeigt sich der entsprechende Cross-Level-Interaktionseffekt, der anzeigt, dass der Effekt des individuellen Status in den nicht benachteiligten Wohngebieten stärker ist (s. Abb. 57):

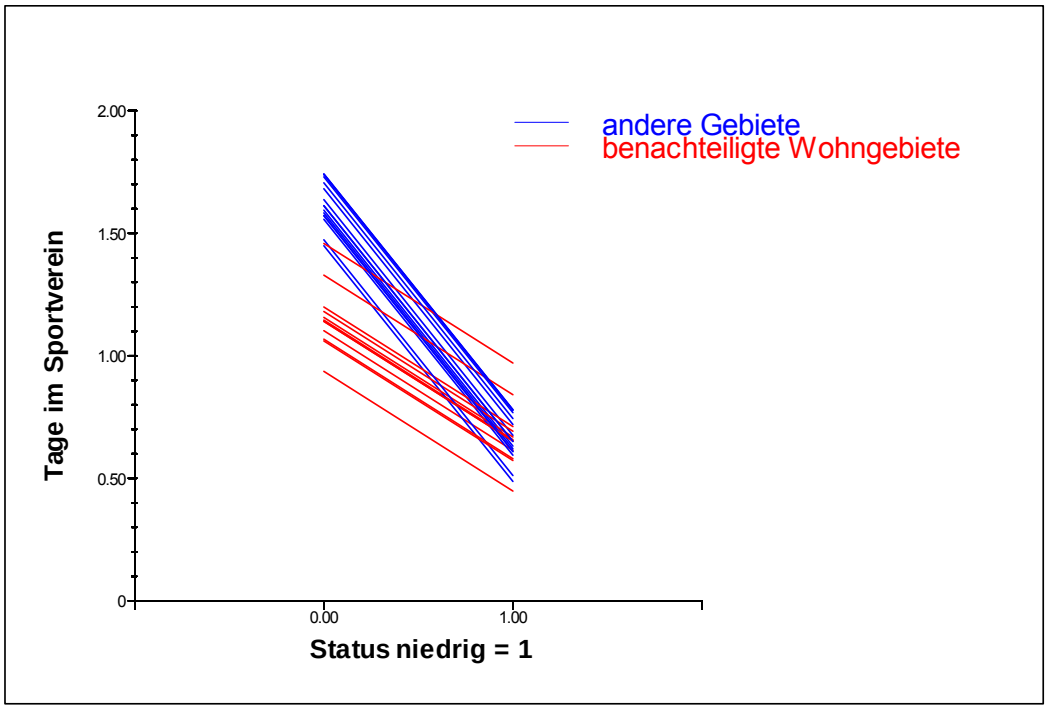


Abb. 57 *Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion*
(entspricht Modell 1c in Tab. 32)

Diskussion der Hypothese: Auch diese Hypothese bestätigt sich also insofern, als dass Kinder in benachteiligten Stadtteilen auch bei gleichem individuellen Status weniger sportlich aktiv sind als Kinder aus privilegierten Stadtteilen. Der Einfluss des Status ist jedoch in den privilegierten Stadtteilen nochmals höher, d.h. hier „klafft die Schere“ weiter auseinander. In benachteiligten Wohngebieten hingegen hat der individuelle Status im Vergleich weniger Einfluss, d.h. hier werden auch von den statushöheren Kindern geringere Anteile erreicht. Dies sollte bei der Planung von Förderprogrammen Berücksichtigung finden: So sollten in benachteiligten Wohngebieten nicht nur die statusniedrigen Kinder angesprochen, sondern nach Möglichkeit auch die statushöheren Kinder erreicht werden, z.B. durch Schulprojekte. In privilegierten Stadtteilen hingegen sollten insbesondere statusniedrige Kinder erreicht werden.

Kontexteffekte in Abhängigkeit von Geschlecht?

Verschiedene Studien haben bereits gezeigt, dass sich soziodemographische Merkmale häufig bei Mädchen stärker u.a. auf das Sportvereinsengagement auswirken als bei Jungen (s. Kap. 3.2). Bei den Analysen auf der Individualebene zeigte sich ebenfalls ein Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Status in Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft und das Sportpensum.

Nun soll geprüft werden, ob auch das Wohngebiet einen stärkeren Effekt auf Mädchen hat, ob also eine Cross-Level-Interaktion in die entsprechende Richtung zwischen Geschlecht auf der Mikro- und Wohngebiet auf der Meso-Ebene besteht (s. Hypothese IV.I.).

Hypothese IV.I: **Die Kontexteffekte zeigen sich in Abhängigkeit vom Geschlecht, d.h. für Mädchen stärker als für Jungen (Wohngebiet x Geschlecht).**

Die folgende Abbildung zeigt: In 20 von 28 Stadtteilen (71%) ist der Anteil der Sportvereinsmitglieder unter den Jungen höher als unter den Mädchen.

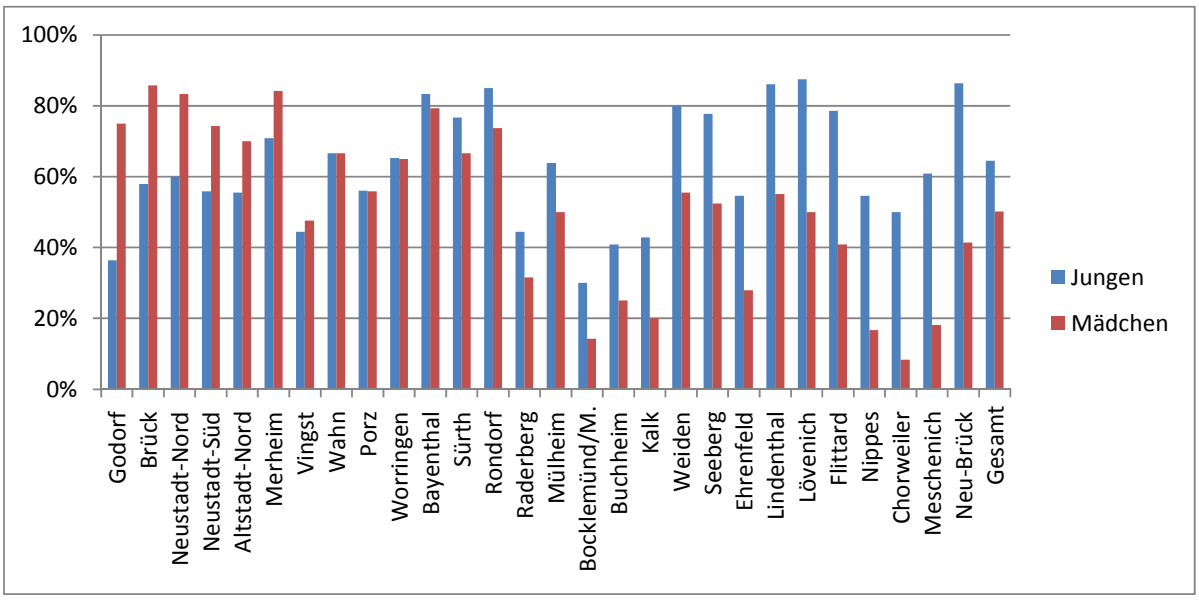


Abb. 58 Sportvereinsquoten von Jungen und Mädchen nach Stadtteilen
Angaben in %, N_{Jungen}=589, $N_{Mädchen}$=606

Zum Teil weichen die Sportvereinsquoten von Mädchen und Jungen nur geringfügig voneinander ab, zum Teil jedoch auch erheblich wie in den Stadtteilen Lindenthal, Lövenich, Flittard, Nippes, Chorweiler, Meschenich und Neubrück, wo die Differenz mehr als 30 Prozentpunkte beträgt. Besonders niedrig sind die Sportvereinsquoten der Mädchen dabei in Meschenich (18,2%), Nippes (16,7%), Bocklemünd/Mengenich (14,3%) und vor allem in Chorweiler, wo lediglich 8,3% der befragten Mädchen Mitglied im Sportverein sind.

Die folgenden Ergebnisse einer logistischen Mehrebenenanalyse zeigen, dass hierbei der vermutete Cross-Level-Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und dem Gebietstyp besteht:

Tab. 33. : *Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder*

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1194, $N_{Level\ 2}$=28

	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)				
Geschlecht: Junge	0,397	0,172	1,487*	0,021
Gebietsmerkmale (Level 2)				
Wohngebiet: benachteiligt	-1,375	0,219	0,252***	0,000
Cross-Level-Interaktionen				
Geschlecht x Wohngebiet	0,462	0,250	1,587+	0,064
Intercept (Konstante)	0,602	0,147		
Anzahl Iterationen (Level 2)	8			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1588,768			

Der Effekt des Wohngebiets auf die Chance zur Sportvereinsmitgliedschaft ist bei Mädchen wie vermutet stärker als bei Jungen. Sowohl auf Mädchen als auch auf Jungen hat demnach das benachteiligte Wohngebiet einen benachteiligenden Effekt, der jedoch auf Mädchen noch stärker benachteiligend wirkt. Der Effekt des Geschlechts ist damit hier in den benachteiligten Wohngebieten stärker, wie die folgende Abbildung verdeutlicht:

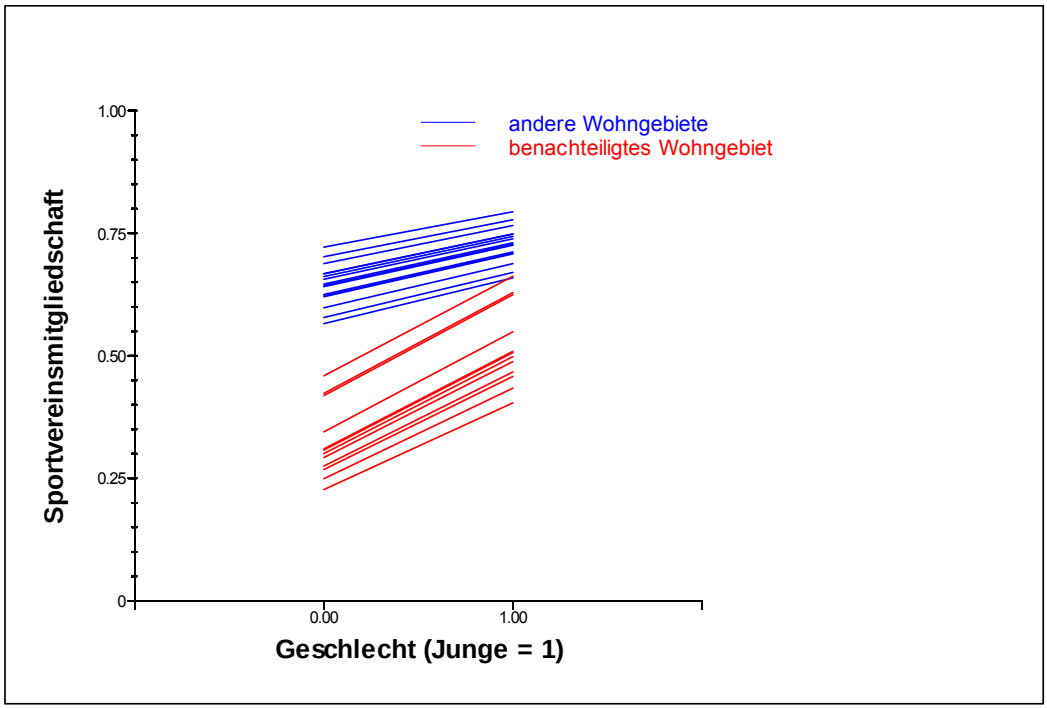


Abb. 59 *Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion Geschlecht x Wohngebiet*

Der entsprechende bivariate Effekt der einzelnen Wohngebietstypen ist für Mädchen (CV=0,336***) größer als für Jungen (CV=0,246***), wie die folgende Abbildung veranschaulicht:

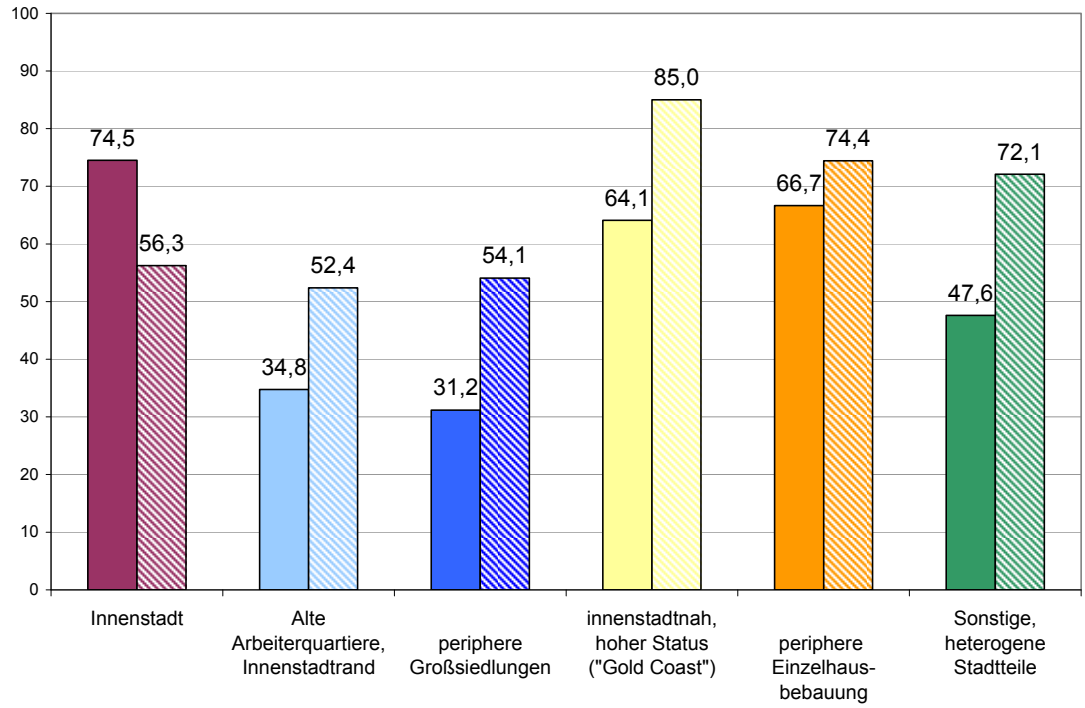


Abb. 60 *Anteil Sportvereinsmitglieder nach Stadtteiltypen, getrennt nach Geschlecht (Anteile der Jungen straffiert)*

Angaben in %, N_{Jungen}=588; $N_{Mädchen}$=606 (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Insgesamt sind 50,2% der befragten Mädchen im Sportverein. Am höchsten sind die Mitgliedschaftsquoten der Mädchen in der Innenstadt (74,5%), wo sie sogar höher sind als die der Jungen. In den beiden privilegierten Stadtteiltypen sind Mädchen mit 64,1% bzw. 66,7% ebenfalls überdurchschnittlich oft im Sportverein organisiert, in den alten Arbeiterquartieren (34,8%) und besonders in peripheren Großsiedlungen (31,2%) dagegen sind sie weit unterdurchschnittlich. Zusammengefasst sind in den benachteiligten Wohngebieten nur 33,0% der Mädchen im Sportverein, in den anderen Gebieten 64,8%. Bei den Jungen sind die Mitgliedschaftsquoten in den nicht benachteiligten Gebieten mit 73,4% gegenüber 53,3% zwar ebenfalls höher, der Abstand ist jedoch geringer.

Betrachtet man nun noch zusätzlich den individuellen Status der Kinder, so zeigen sich Hinweise auf einen Interaktionseffekt höherer Ordnung:

Außerhalb der benachteiligten Wohngebiete sind Mädchen mit individuell niedrigem Status sogar in etwas höherem Maße im Sportverein als die entsprechenden Jungen (37,5 vs. 32,1%), innerhalb der benachteiligten Wohngebiete sind jedoch die Jungen mit niedrigem Status mit 40% sogar häufiger im Sportverein vertreten als Jungen mit niedrigem Status in anderen Gebieten (32%). Bei den Mädchen mit niedrigem Status zeigt sich jedoch ein zusätzlicher benachteiligender Kontexteffekt der benachteiligten Wohngebiete, in denen lediglich 17,2% dieser Mädchen im Sportverein sind, während der Anteil in den anderen Gebieten mit 37,5% mehr als doppelt so groß ist (s. Abb. 61):

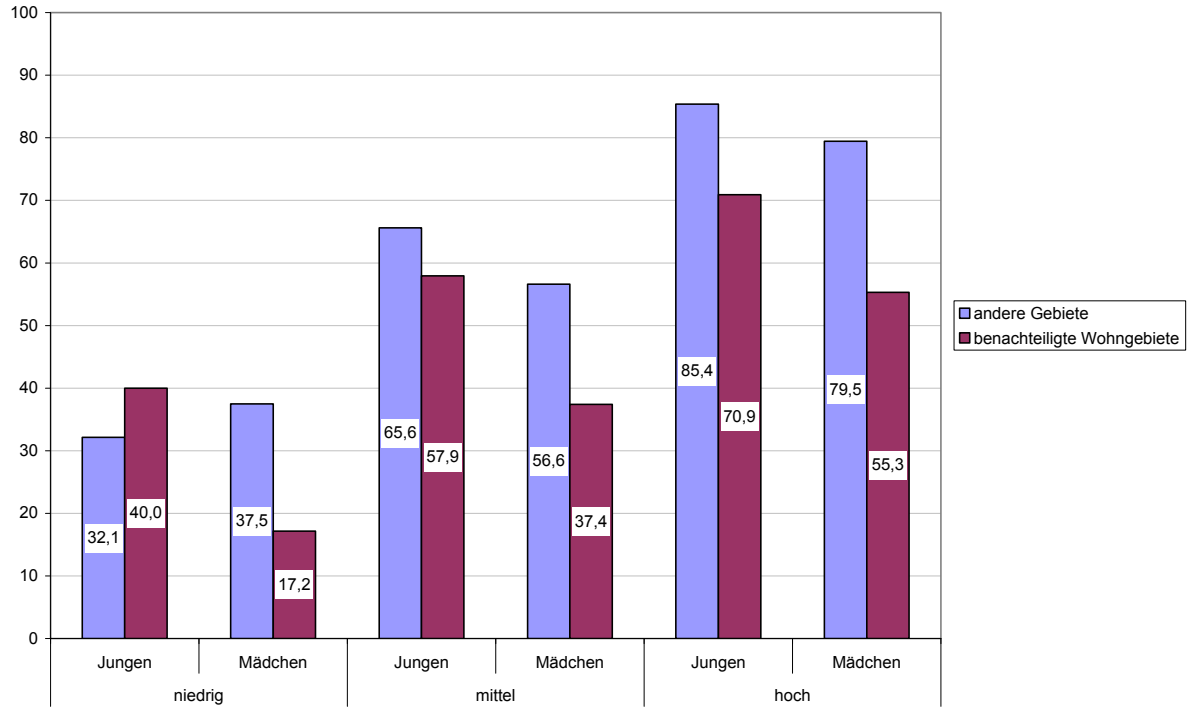


Abb. 61 *Sportvereinsquoten der Kinder nach Geschlecht, Statusgruppen und Wohngebiet*

Angaben in %, N=1180

Bei gleichem Status und gleichem Gebietstyp unterscheiden sich die Mitgliedschaftsquoten von Mädchen und Jungen also in geringerem Maße. Innerhalb der benachteiligten Gebiete sind die Unterschiede nach Geschlecht größer und besonders groß unter den Kindern mit niedrigem Status. Der benachteiligende Effekt der benachteiligten Wohngebiete besteht für alle betrachteten Gruppen mit Ausnahme der Jungen mit niedrigem Status.

Die folgende logistische Mehrebenenanalyse bestätigt noch einmal diesen Interaktionseffekt zweiter Ordnung (Geschlecht x Status x Wohngebiet):

Tab. 34. : *Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder*

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1180, $N_{Level\ 2}$=28

	Modell 1				Modell 2			
	β	S.E.	e^{β}	p	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)								
Geschlecht: Junge	0,594	0,144	1,811***	0,000	0,597	0,145	1,818***	0,000
Status: niedrig	-1,302	0,230	0,271***	0,000	-1,279	0,231	0,278***	0,000
Geschlecht x Status	0,216	0,315	1,241ns	0,493	-0,809	0,488	0,445+	0,098
Gebietsmerkmale (Level 2)								
Wohngebiet: benachteiligt	-0,862	0,172	0,423***	0,000	-0,985	0,181	0,373***	0,000
Cross-Level-Interaktion								
Geschlecht x Status x Wohngebiet					1,360	0,481	3,895**	0,005
Intercept (Konstante)	0,655	0,134		0,000	0,705	0,138		0,000
Anzahl Iterationen (Level 2)	8				8			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1524,045				1516,8914			

Der hier beobachtete Interaktionseffekt zweiter Ordnung erklärt auch, dass bei niedrigem Status der Effekt des Wohngebiets geringer war als bei höherem Status (s. Tab. 31 oben), da es hier in Abhängigkeit von Geschlecht gegenläufige Effekte gibt, die sich so teilweise gegenseitig aufheben.

Diskussion der Hypothese: Die Hypothese bestätigt sich also insofern, als dass die Sportaktivität der Mädchen allgemein stärker durch das Wohngebiet beeinflusst wird als die der Jungen. In Kombination mit dem individuellen sozialen Status zeigt sich zudem, dass Mädchen mit niedrigem Status durch das Wohngebiet zusätzlich negativ beeinflusst werden, während dies für Jungen mit niedrigem Status gerade nicht gilt. Dieser Interaktionseffekt höherer Ordnung zwischen Geschlecht, Status und Wohngebiet kann auch mitverantwortlich dafür sein, dass niedriger Status insgesamt in benachteiligten Wohngebieten einen geringeren Effekt hatte, da sich hier die gegenläufigen Effekte von Jungen und Mädchen gegenseitig aufheben.

Hier ist nun die Frage anzuschließen, ob die beschriebenen Unterschiede möglicherweise durch kulturell geprägte Unterschiede in den Rollenbildern von Jungen und Mädchen zu finden sind.

Hypothese IV.V: **Die Effekte des Wohngebiets zeigen sich in Abhängigkeit von Geschlecht *und* Migrationshintergrund (Wohngebiet x Migrationshintergrund x Geschlecht).**

Es sollte auch geprüft werden, ob für Mädchen mit Migrationshintergrund die gleichen Zusammenhänge zu beobachten sind wie für Jungen mit Migrationshintergrund. Die bisherige Forschung hat Unterschiede vor allem für Kinder mit türkischem Migrationshintergrund aufgezeigt (s. Kap. 3.3).

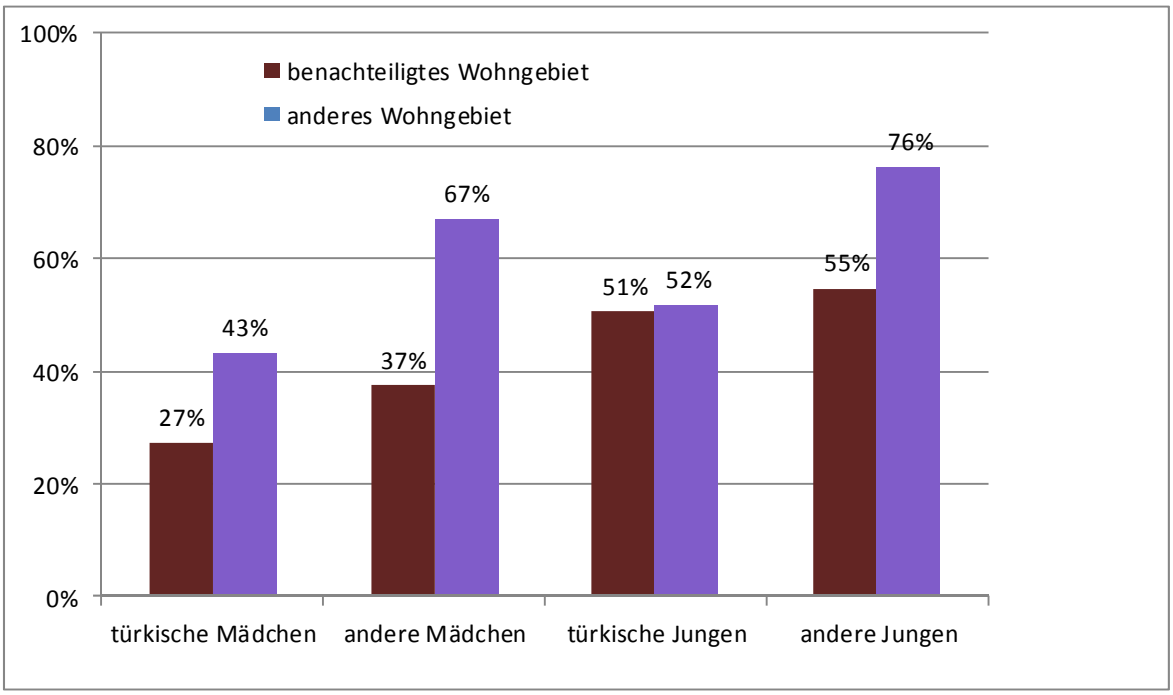


Abb. 62 *Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder nach Geschlecht und türkischem Migrationshintergrund*

Angaben in %, N=1178

In der bivariaten Betrachtung zeigt sich zunächst, dass das Wohngebiet auf die Sportvereinsmitgliedschaft der türkischen Jungen keinerlei Einfluss hat (CV=0,010, p=0,909), während bei den anderen Gruppen die Mitgliedschaftsquoten bei den Kindern, die in benachteiligten Wohngebieten leben, durchweg geringer sind. Hier haben türkische Mädchen, die in benachteiligten Gebieten leben, mit 27,3% die geringsten Chancen, Sportvereinsmitglied zu sein. Der Gebietseffekt ist jedoch bei den anderen Mädchen sogar noch stärker als bei den türkischen, die Mitgliedschaftsquoten sind bei jenen in den nicht benachteiligten Gebieten fast doppelt so hoch wie in den benachteiligten und unterscheiden sich um 30-Prozentpunkte. Dies ließe sich so interpretieren, dass es für türkische Mädchen, relativ unabhängig von ihrem Wohnumfeld, weniger zum etablierten Rollenbild gehört, im Sportverein aktiv zu sein. Für nicht-türkische Mädchen scheinen die Entscheidungsspielräume größer zu sein und werden daher auch noch stärker durch den räumlichen Kontext mitgeprägt.

Im logistischen Mehrebenenmodell bestätigt sich dies: Unter Kontrolle der Individualmerkmale Geschlecht, Status und türkischer Migrationshintergrund hat das benachteiligte Wohngebiet ebenfalls einen negativen Kontexteffekt auf die Chance, Mitglied im Sportverein zu sein (s. Tab. 35, Modell 1). Wie Modell 1 darüber hinaus zeigt, gibt es keinen signifikanten Interaktionseffekt erster Ordnung zwischen Geschlecht und türkischem Migrationshintergrund. Modell 2 bestätigt jedoch den vermuteten Interaktionseffekt zweiter Ordnung zwischen Geschlecht, türkischem Migrationshintergrund und dem Wohngebiet.

Tab. 35. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft der Kinder

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1165, $N_{Level\ 2}$=28

	Modell 1				Modell 2			
	β	S.E.	e^{β}	p	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)								
Geschlecht: Junge	0,546	0,146	1,727***	0,000	0,549	0,147	1,732***	0,000
Status: niedrig	-1,153	0,164	0,316***	0,000	-1,172	0,165	0,310***	0,000
Türkischer Migrationshintergrund	-0,589	0,230	0,555*	0,011	-0,547	0,231	0,579*	0,018
Geschlecht x türkischer Migrationshintergrund	0,473	0,315	$1{,}604_{ns}$	0,133	-0,478	0,470	$0{,}620_{ns}$	0,310
Gebietsmerkmale (Level 2)								
Wohngebiet: benachteiligt	-0,767	0,169	0,464***	0,000	-0,882	0,177	0,414***	0,000
Cross-Level-Interaktion								
Geschlecht x t. Migrationshintergrund x Wohngebiet					1,241	0,464	3,459**	0,008
Intercept (Konstante)	0,721	0,130		0,000	0,768	0,134		0,000
Anzahl Iterationen (Level 2)	9				9			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1496,2466				1490,2548			

Dieser Interaktionseffekt besteht also wie oben beschrieben darin, dass das benachteiligte Wohngebiet auf türkische Jungen keinen benachteiligenden Effekt hat, das heißt, die Chance, Sportvereinsmitglied zu sein, nicht schmälert, während in Bezug auf türkische Mädchen und die anderen Gruppen ein solcher Gebietseffekt wirksam ist.

Ein ähnliches Zusammenhangsmuster zeigt sich in Bezug auf die Gruppe der Kinder mit Migrationshintergrund insgesamt, wobei die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund hier die mit Abstand größte Gruppe darstellen. Die Effekte bestehen auch, wenn nur die Kinder mit anderem als türkischem Migrationshintergrund betrachtet werden, jedoch in geringerem Maße.

***Diskussion der Hypothese*:** Die Hypothese bestätigt sich, denn tatsächlich ist es der Migrationshintergrund, der sich bei Mädchen in benachteiligten Stadtteilen zusätzlich benachteiligend auf die Sportaktivität auswirkt. Dies ist insbesondere bei türkischen Mädchen der Fall. Im Vergleich zu nicht-türkischen Mädchen haben sie nach den vorliegenden Ergebnissen jedoch einen insgesamt geringeren Entscheidungsspielraum zur Verfügung, denn die Sportaktivität variiert zwischen den verschiedenen Wohngebieten weniger als bei den nicht-türkischen Mädchen. Hier wäre bei Interventionsprojekten ein besonderes Augenmerk auf die Gruppe der türkischen Mädchen und ihre Körperverständnisse und Rollenvorbilder zu legen. Dabei müsste nicht zwingend in benachteiligten Gebieten angesetzt werden, auch

wenn dort die türkischen Mädchen zu finden sind, bei denen die geringsten Anteile sportlich aktiv sind.

Zwischenfazit bezogen auf Sportvereinsmitgliedschaft

In den bisherigen Ergebnissen der Mehrebenen-Analysen haben sich die oben formulierten Hypothesen bestätigt. So hat der räumliche Kontext unabhängig vom individuellen Status einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Sportaktivität von Kindern. Besonders in den benachteiligten Wohngebieten wirkt sich dies negativ aus, so dass dort unabhängig von der sozialen Schicht die geringsten Anteile von Kindern sportlich aktiv sind. Bei Geschlecht und Migrationshintergrund sind die Ergebnisse jedoch differenzierter zu betrachten, denn es sind insbesondere die statusniedrigen Mädchen bzw. Mädchen mit Migrationshintergrund, die in den benachteiligten Sozialräumen den Zugang zum Sport nicht finden. Bei den statusniedrigen Jungen bzw. denjenigen mit Migrationshintergrund hat der räumliche Kontext dagegen kaum bzw. zum Teil gegenläufige Effekte.

Toben und Spielen

Wie schon in Kap. 8.2 dargelegt, haben sowohl Geschlecht, Migrationshintergrund als auch niedriger sozialer Status auf der Individualebene einen eigenständigen Einfluss auf das Außenraumverhalten (hier: selten draußen Toben und Spielen). Auch hier soll nun auf der Stadtteilebene ein möglicher zusätzlicher Kontexteffekt des Wohngebiets geprüft werden.

Hypothese III.II.: **Bei gleichem individuellen sozialen Status toben und spielen Kinder, die in benachteiligten Wohngebieten leben, seltener draußen als Kinder in anderen Wohngebieten.**

Wie Tab. 36 zeigt, hat das Leben in einem benachteiligten Wohngebiet dabei einen zusätzlichen positiven Effekt, d.h. es erhöht die Chance bzw. das Risiko, selten draußen zu spielen, auch unter Kontrolle dieser Individualeffekte (s. Modell 1). Bei Aufnahme von Interaktionseffekten erhöht sich der Effekt des Gebietes nochmals.

Tab. 36. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: selten Toben und Spielen

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1175, $N_{Level\ 2}$=28

	Modell 1				Modell 2			
	β	S.E.	e^{β}	p	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)								
Geschlecht: Junge	-0,453	0,184	0,636*	0,014	0,084	0,288	1,087	0,771
Migrationshintergrund	0,565	0,206	1,760**	0,007	0,544	0,207	1,724**	0,009
Soz. Status: niedrig	0,610	0,203	1,840**	0,003	1,163	0,356	3,199**	0,002
Gebietsmerkmale (Level 2)								
Wohngebiet: benachteiligt	0,461	0,261	1,586+	0,089	1,047	0,341	2,849**	0,005
Cross-Level-Interaktion								
Geschlecht x Wohngebiet					-0,884	0,378	0,413*	0,020
Status niedrig x Wohngebiet					-0,746	0,430	0,474+	0,082
Intercept (Konstante)	-2,490	0,219			-2,838	0,268		
Anzahl Iterationen (Level 2)	8				8			
-2*Log Likelihood (Devianz)	688,499				678,447			

Es zeigen sich zudem Interaktionseffekte zwischen den Ebenen; zum einen ein signifikanter Cross-Level-Interaktionseffekt des Gebiets in Abhängigkeit vom individuellen Status (s. Tab. 36, Modell 2 und Abb. 63):

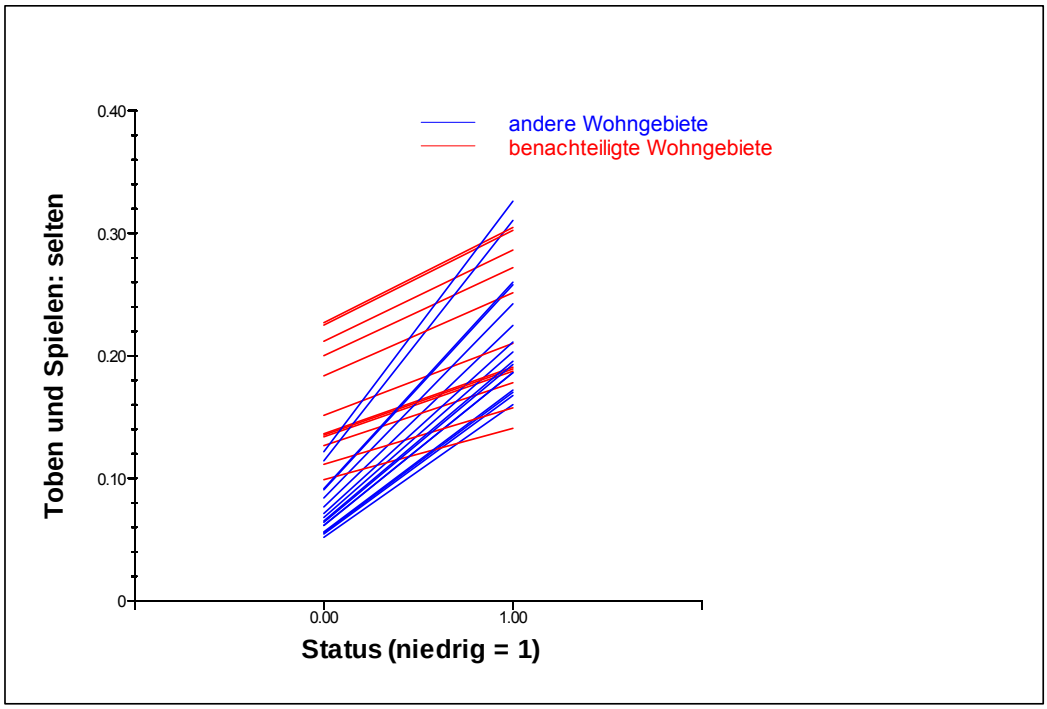


Abb. 63 *Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion zwischen individuell niedrigem Status und Wohngebiet*

Der Kontexteffekt des benachteiligten Wohngebiets hat bei Kindern mit individuell niedrigem Status keinen zusätzlichen Effekt. Das heißt, diese Kinder toben und spielen seltener draußen, auch wenn sie in einem nicht benachteiligten Gebiet leben. In Bezug auf die anderen Kinder (mit mittlerem oder hohem Status) hat das benachteiligte Gebiet jedoch einen eigenständigen Effekt:

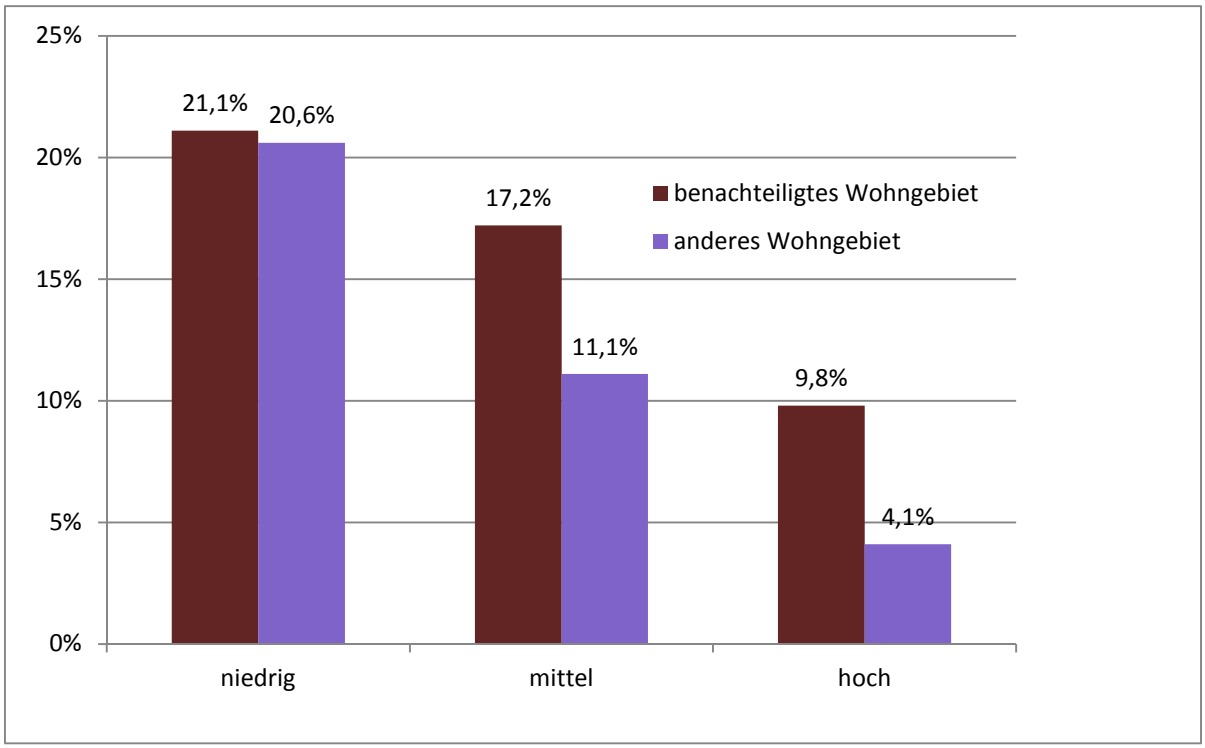


Abb. 64 *Anteile der Kinder, die selten draußen toben und spielen (höchstens 1x wöchentlich), nach Status und Wohngebiet*

Angaben in %, N=1180

Desweiteren konnte eine Cross-Level-Interaktion zwischen Geschlecht und Wohngebiet identifiziert werden (s. Modell 2 in Tab. 36):

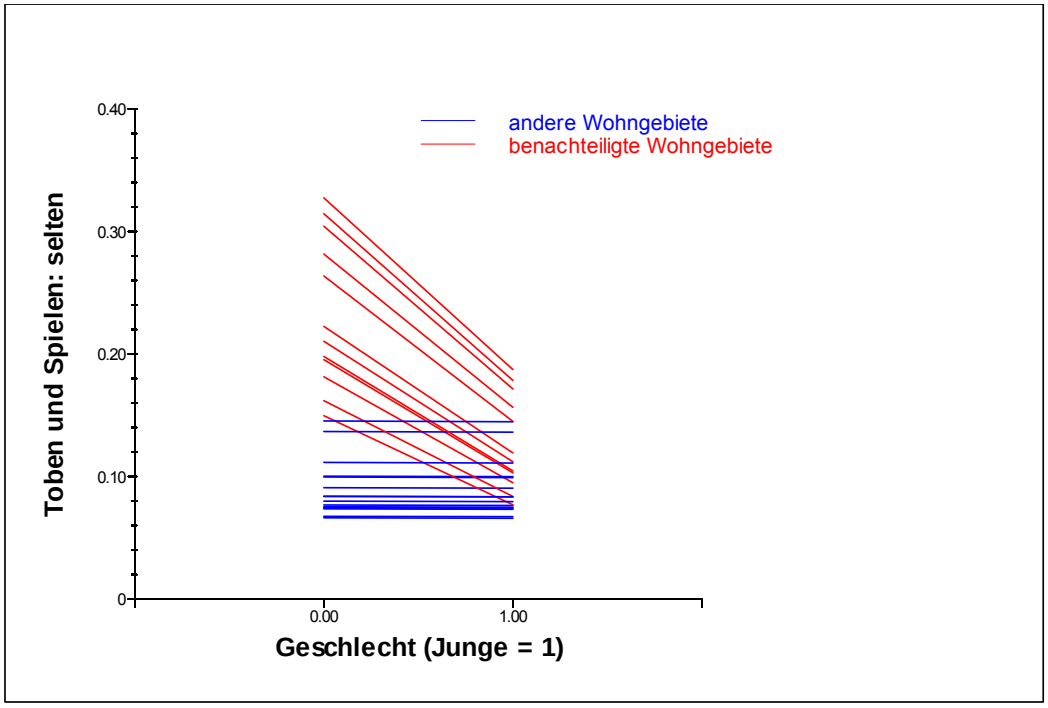


Abb. 65 Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell mit Cross-Level-Interaktion zwischen Geschlecht und Wohngebiet

Die Grafik zeigt, dass Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen nur in den benachteiligten Wohngebieten zu finden sind, während in den anderen Gebieten kein relevanter Effekt des Geschlechts auf die Häufigkeit des Tobens und Spielens besteht (s. Abb. 65).

Nach Geschlecht getrennte bivariate Analysen zeigen (s. Abb. 66 unten), dass der Effekt, dass es in benachteiligten Wohngebieten mehr Kinder gibt, die selten draußen Toben und Spielen können, nur für Mädchen (CV=0,182***), nicht jedoch für Jungen (CV=0,056; p=0,179) zutrifft. Betrachtet man die Stadtteile im Einzelnen, so ist dies besonders deutlich im Alten Arbeiterquartier Nippes, wo 44,4% der Mädchen selten draußen Toben und Spielen, und in der peripheren Großsiedlung Chorweiler, wo es sogar 45,8% sind, während dort unter den Jungen der Anteil bei nur 5,6% liegt. Mädchen, die nicht in benachteiligten Wohngebieten leben, unterscheiden sich von Jungen in den gleichen Gebieten nicht hinsichtlich des Außenraumverhaltens und auch nur geringfügig von Jungen in benachteiligten Wohngebieten. Der Effekt des Geschlechts ist demnach nur unter der Bedingung des benachteiligten Wohngebiets relevant, dementsprechend ist der Haupteffekt von Geschlecht in Modell 2 (s. Tab. 36 oben) nicht mehr signifikant, wenn der Interaktionseffekt berücksichtigt wird. Mädchen sind in Bezug auf das Toben und Spielen also nicht allgemein benachteiligt, sondern nur dann, wenn sie in einem benachteiligten Wohngebiet leben.

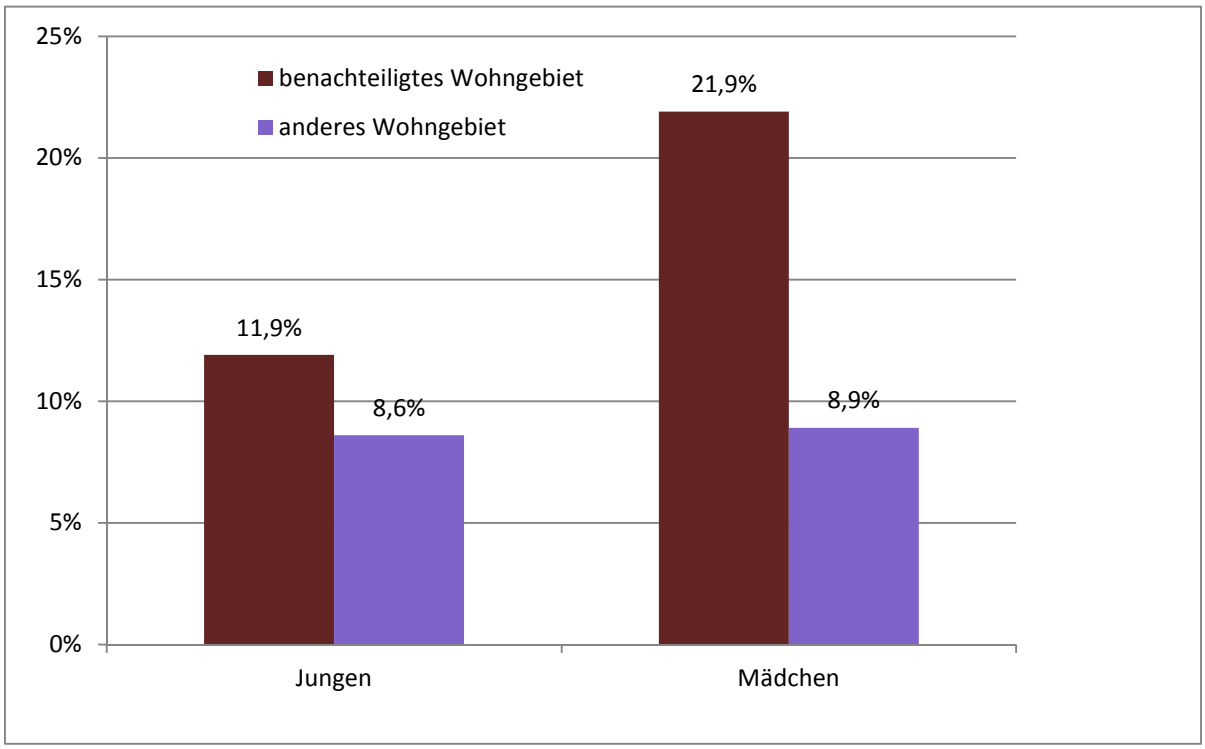


Abb. 66 *Anteil Kinder, die selten draußen toben und spielen (höchstens 1x wöchentlich), nach Wohngebietstypen und Geschlecht*

Angaben in %, N_{Jungen}=588; $N_{Mädchen}$=606 (eigene Daten, eigene Berechnung, eigene Darstellung)

Unter den Mädchen in benachteiligten Wohngebieten ist der Anteil derjenigen, die selten draußen Toben und Spielen, mit 21,9% weit überdurchschnittlich. Der individuelle Status und der Migrationshintergrund haben einen zusätzlichen Effekt (s. Tab. 36 oben, beide Modelle), so dass unter Mädchen mit niedrigem Status, die in einem benachteiligten Wohngebiet leben, dieser Anteil mit 28,3% nochmals höher ist. Wenn diese Mädchen zusätzlich einen Migrationshintergrund haben, sind es sogar 33,3%, die höchstens einmal wöchentlich draußen Toben und Spielen.

Zwischenfazit bezogen auf Toben und Spielen

Die Hypothesen bestätigen sich zunächst, denn der räumliche Kontext hat einen zusätzlichen negativen Effekt auf das Spielen und Toben in benachteiligten Wohngebieten.

Bei Kontrolle des individuellen Status der Kinder zeigt sich jedoch, dass das Wohngebiet nicht auf alle Kinder eine benachteiligende Wirkung hat, sondern nur auf die Kinder mit mittlerem oder hohem Status. Hier wäre in weiteren Forschungen zu prüfen, ob die Ursachen möglicherweise in Ängsten der Eltern oder der Kinder liegen, in möglicherweise als gefährlich eingestuften Wohnumfeldern zu toben und zu spielen oder welche weiteren Faktoren eine Rolle spielen könnten. Bei den statusniedrigen Kindern ist unabhängig vom Wohnumfeld ein geringeres Freiraumverhalten festzustellen, das möglicherweise auch mit anderen Erziehungsvorstellungen zusammenhängt, das das freie Spiel weniger wertschätzt. Auch hier wären vertiefende Folgestudien notwendig.

Ein besorgniserregender Befund in benachteiligten Wohngebieten sind die Auswirkungen des Geschlechts auf das Toben und Spielen. So sind es, wie bei der Sportvereinsmitgliedschaft, ebenfalls die Mädchen, die besonders stark betroffen sind. Bei den Jungen sind kaum Unterschiede nach Gebietstypus feststellbar. Besonders die Gruppe der statusniedrigen Mädchen mit Migrationshintergrund ist sehr stark betroffen. Hier wäre weitergehend zu prüfen, welche Hemmnisse es a) für eine Mitgliedschaft im Sportverein gibt (s. Kap. Forschungsergebnisse) und b) für das freie Bewegen im Nahumfeld wie beim Toben und Spielen. So scheint es ja nicht nur die Sportaktivität an sich zu sein, die mit den Erziehungsvorstellungen für statusniedrige Mädchen mit Migrationshintergrund in benachteiligten Stadtteilen weniger kompatibel ist, sondern möglicherweise auch das Verfügen über die eigene Freizeit und die Förderung autonomer Bewegungsaktivitäten (Stichwort „Behütung“).

Fazit in Bezug auf Kontexteffekte

Die auf der Aggregatebene gezeigten Unterschiede zwischen den Stadtteilen beruhen nach den Ergebnissen der Mehrebenenanalysen nicht allein auf *Kompositions*effekten als Folge der Zusammenhänge auf Individualebene und der räumlich disproportionalen Verteilung dieser Individualmerkmale durch sozial-räumliche Segregation. Es bestehen zusätzlich auch *Kontext*effekte der Gebiete: Unabhängig von Individualmerkmalen haben Kinder in benachteiligten Wohngebieten geringere Chancen auf eine Sportvereinspartizipation und ein eingeschränkteres Außenraumverhalten.

Wie in anderen ähnlich strukturierten Studien auch ist zwar der Effekt des individuellen sozialen Status am stärksten, doch „obgleich solche Kontexteffekte durchgängig geringer sind als die Individualeffekte, so ist dennoch der Sachverhalt, dass Nachbarschaften einen zusätzlichen Effekt auf die Einstellung und das Verhalten der Bewohner haben, von hoher Bedeutung“ (Friedrichs & Triemer 2009: 17).

9 Fazit und Ausblick

In diesem abschließenden Kapitel werden die Ergebnisse bezogen auf das Sport- und Bewegungsverhalten von Kölner Grundschulkindern zusammengefasst und diskutiert. Neben benachteiligenden Mechanismen auf Individualebene wirken auch Kompositions- und Kontexteffekte von benachteiligten Wohngebieten auf die Kinder ein. An dieser Stelle wird der Begriff der „Vierfachbenachteiligung“ in den sportwissenschaftlichen Diskurs eingebracht. Weiterhin wird auf einige Grenzen der Arbeit und auf anschlussfähige Forschungsperspektiven hingewiesen. Abschließend werden aus den Ergebnissen abzuleitende pädagogische und politische Interventionen vorgeschlagen, um eine „Vierfachbenachteiligung“ über das Wohngebiet möglichst zu vermeiden.

9.1 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Der Wohnkontext hat Auswirkungen auf das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern und somit auf den gesundheitsbezogenen Lebensstil und auf Teilhabechancen. Dies war die zentrale These dieser Arbeit. Hierzu wurde das „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“ entwickelt (s. Kap. 2.2.3).

Individualebene

Auf der Individualebene wurden Analysen durchgeführt, die abgeleitet wurden aus der Forschungsfrage „*Inwiefern hat die Lebenslage/soziale Herkunft der Kinder Einfluss auf deren Sport- und Bewegungsverhalten? (> Individualeffekte)*“ (s. Kap. 1.1). In den Analysen wurde zunächst die Mesoebene des Wohnkontexts ausgeklammert, um anschließend in einem nächsten Schritt prüfen zu können, ob die Hinzunahme der Kontextebene eine zusätzliche Erklärung für die Unterschiede im Sport- und Bewegungsverhalten liefern kann. Die separate Betrachtung der Mikroebene bezog sich auf über den Habitus vermittelte Auswirkungen der individuellen Lebenslage auf das individuelle Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder. Die individuelle „Lebenslage“ wurde als „Spielraum“ beschrieben, der durch das Zusammenspiel einer Vielzahl von vertikalen und horizontalen Ungleichheitsdimensionen Handlungsmöglichkeiten eröffnet und begrenzt (s. Kap. 2.2.1).

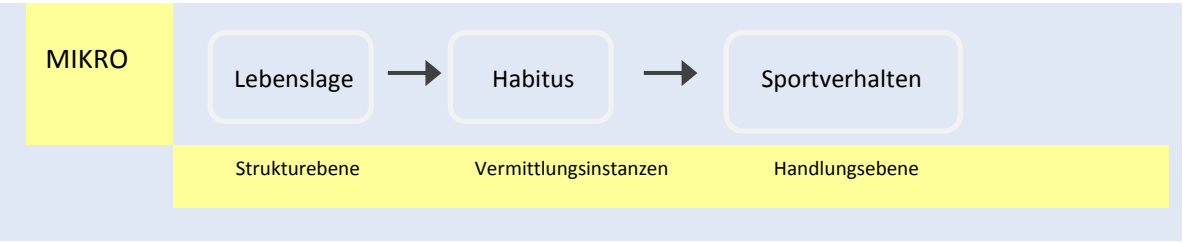


Abb. 67 Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Individualeffekt

Die Lebenslage der Kinder konnte sowohl durch horizontale Ungleichheiten – wie Geschlecht und Migrationshintergrund – als auch durch vertikale Merkmale – wie den sozioökonomischen Status der Familie – charakterisiert werden. Die Datenbasis für diese Analysen waren Individualdaten, die aus einer schriftlichen Befragung von 1195 Kölner Viertklässler/innen stammen.

Auf der *Individualebene* bestätigen sich die in Kap. 4 formulierten Annahmen: Sowohl hinsichtlich vertikaler als auch horizontaler Ungleichheitsdimensionen zeigen sich Unterschiede auf der Individualebene. Dies deckt sich mit den Erkenntnissen anderer Studien, die Sportverhalten in Abhängigkeit von sozialer Ungleichheit betrachtet haben (s. Kap. 3.1-3.3).

Der Einfluss des sozialen Status' ist insgesamt der relativ stärkste Einflussfaktor auf das Sportverhalten der Kinder. Soziale Ungleichheiten können in Form ungleicher ökonomischer und kultureller Ressourcen über die Familie auf die Sozialisationsbedingungen der Kinder wirken. Das bezieht sich zum einen auf direkte finanzielle Anforderungen des Sporttreibens (bspw. für Mitgliedsbeiträge, Anschaffungen wie Sportkleidung, Fahrtkosten), zum anderen können lebenslagespezifische Differenzen im Habitus zu unterschiedlichen Chancen des Zugangs zum Sports führen (vgl. Heinemann 2007: 247). Die vorliegende Forschungsliteratur kam zum Ergebnis, dass Mittelschichtskinder i.d.R. wesentlich leichter Zugang zum Sport finden als Unterschichtkinder (vgl. Brinkhoff 1998a: 65). Dies bestätigt sich auch in der vorliegenden Untersuchung: So sind nur 30% der hier befragten Kinder mit niedrigem Status Mitglied im Sportverein, während bei Kindern mit mittlerem Status 54% und mit hohem Status sogar 78% Sportvereinsmitglieder sind.

Im Einzelnen zeigten sich auf der Mikroebene folgende Individualeffekte auf das Sportverhalten der Kinder:

Der Status der Eltern hat sowohl einen *in*direkten Effekt vermittelt über die Sportaktivität der Eltern, als auch einen zusätzlichen Effekt unabhängig von der konkreten elterlichen Sportaktivität. Je höher der soziale Status der Eltern, desto eher sind die Eltern sportlich aktiv. Die Eltern können über ihre eigenen Sportaktivitäten als Verhaltensmodelle wirken und darüber ihre Kinder zu Sportbeteiligung anregen (vgl. Burrmann 2005: 128). Es bestätigt sich entsprechend, dass Kinder sportaktiver Eltern häufiger im Sportverein aktiv sind als Kinder, deren Eltern nicht sportlich aktiv sind. Das gilt sowohl für Jungen als auch für Mädchen.

Auffällig ist aber, dass die Sportaktivität der Mutter einen stärkeren Einfluss hat als die des Vaters, und zwar sowohl auf Töchter als auch auf Söhne. Dies ist womöglich ein Effekt traditioneller familiärer Rollenteilung: Während die Mutter nach dem traditionellen Rollenmodell häufig für die Gestaltung des Alltags zuständig ist (vgl. Kleine 2003: 86) und daher eine eigene Sportaktivität sich direkter förderlich auf Kinder auswirken kann, sind die Väter häufig für die finanzielle Sicherheit der Familie verantwortlich und weniger für die Gestaltung des Alltags. Die genauen Mechanismen dieses Einflusses müssten Folgestudien prüfen.

Die Sportaktivität des Vaters hat bei Töchtern nur einen sehr geringen, bei Söhnen einen etwas größeren Einfluss auf deren Sportaktivität. Hier zeigt sich möglicherweise, dass sportliche Väter ihre Söhne häufiger zu Sportarten motivieren, die sie auch selbst ausüben oder die sie besonders interessieren (z.B. Fußball), während sie mit Töchtern hingegen aufgrund geschlechtsspezifisch zugeschriebener Sportartenpräferenzen weniger Zeit mit sportlichen Aktivitäten bzw. weniger Zeit insgesamt (vgl. Neuhaus 2009: 60) verbringen. Dies könnte ebenfalls in Folgestudien eingehender untersucht werden.

Wie auch bereits in zahlreichen anderen Studien (s. Kap. 3.2) gezeigt, sind auch bei dieser Befragung an Kölner Grundschulen Mädchen weniger sportaktiv als Jungen und Kinder mit Migrationshintergrund weniger sportaktiv als Kinder ohne Migrationshintergrund.

Die Sportartenpräferenzen der befragten Jungen und Mädchen sind weitgehend im Einklang mit den kulturellen Stereotypen darüber, welche Aktivitäten allgemein als männlich (z.B. Fußball) oder weiblich (z.B. Tanzen) bzw. als angemessen bzw. unangemessen für das eigene

Geschlecht definiert werden (vgl. Pfister 1993: 55f.): Während 38% der Jungen Fußball im Sportverein betreiben, sind bei den Mädchen Tanzen, Schwimmen und Turnen/Gymnastik die häufigsten Vereinssportarten. „Geschlechtsakzentuierte" somatische Kulturen (vgl. Hartmann-Tews & Luetkens 2006: 309ff.) sind also schon im Kindesalter etabliert und die kulturellen Stereotypen können auf diese Weise immer wieder reproduziert und verstärkt werden (vgl. Heinemann 2007: 255). Mädchen machen also im Allgemeinen anderen Sport und sie betreiben – v.a. bezogen auf die Aktivität im Sportverein – weniger Sport als Jungen.

Teilweise verstärken sich die Effekte bezogen auf die Sportvereinspartizipation gegenseitig; hier zeigen sich Interaktionseffekte höherer Ordnung: So ist z.B. bei niedrigem Status und Migrationshintergrund der Geschlechtseffekt auf die Sportvereinspartizipation noch größer. Dies kann eventuell darauf zurückgeführt werden, dass traditionelle Geschlechterrollen bei Familien mit niedrigem Status stärker ausgeprägt sind (s. Kap. 2.1.2). Zwischen Geschlecht, Status und Migrationshintergrund besteht demnach ein Interaktionseffekt zweiter Ordnung: Mädchen mit Migrationshintergrund unterscheiden sich in Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft von Jungen mit Migrationshintergrund nur unter der Bedingung, dass sie einen niedrigen sozio-ökonomischen Status haben. Bei Kindern mit niedrigem sozialem Status bestehen enorm große Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen. Dies gilt für Kinder mit türkischem Migrationshintergrund in besonderem Maße: 46% der türkischen Jungen mit niedrigem Sozialstatus sind Mitglied im Sportverein, jedoch lediglich 16% der türkischen Mädchen. Türkische Mädchen allgemein finden also wesentlich schwerer Zugang zum Sportverein, was jedoch nicht bzw. kaum für statushöhere türkische Familien gilt, die möglicherweise auch weniger religiös bzw. traditionell orientiert sind (s. Kap. 3.3) – bei diesen bestehen keine nennenswerten Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Ähnliche Zusammenhangsmuster wie in Bezug auf die Sportvereinsmitgliedschaft und -aktivität zeigen sich in Bezug auf das informelle Freiraumverhalten, das anhand des Indikators der Häufigkeit, mit der die Kinder draußen Toben und Spielen, erfasst wurde. Insgesamt sind die Zusammenhänge hierbei etwas geringer, was wiederum bestätigt, dass der Sportverein im Vergleich verschiedener Sport-Settings dasjenige mit der höchsten Selektionsschwelle ist (vgl. Thiel & Cachay 2003: 285).

Status, Migrationshintergrund und Geschlecht haben auch in der multivariaten Betrachtung jeweils einen eigenständigen Einfluss sowohl auf die Sportvereinsaktivität als auch auf das informelle Freiraumverhalten. Die Effekte kumulieren sich daher, so dass in Bezug auf die Chancen zur Sportpartizipation hier erwartungsgemäß also eine *Dreifach*-Benachteiligung in Bezug auf Geschlecht, Migrationshintergrund und Status konstatiert werden kann.

Stadtteilebene

Im nächsten Schritt wurden Analysen auf der *Aggregatebene der Stadtteile* durchgeführt. Die in Kapitel 1 formulierte Forschungsfrage *„Unterscheidet sich das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in unterschiedlichen Teilräumen/Stadtgebieten leben? (>Aggregateffekte)"* konnte durch die Analysen auf Ebene der Stadtteile klar bejaht werden.

Für die Analysen auf der Meso-Ebene der Stadtteile wurden sowohl „globale" Infrastrukturmerkmale, als auch „analytische" Merkmale verwendet, die z.T. aus offiziellen Statistiken entnommen und z.T. aus den Individualdaten der Befragung aggregiert werden konnten (s. Kap. 5.3).

Es zeigten sich zwischen den Stadtteilen bzw. Stadtteiltypen teilweise große Unterschiede bezüglich der Sportpartizipation der Kinder und deren Eltern. Eine SchulleiterInnen-Befragung konnte zusätzlich aufzeigen, dass sich Schulen in verschiedenen Stadtteilen bspw. bezüglich der Sportinfrastruktur unterscheiden.

So haben Schulen in sozial benachteiligten Wohngebieten bspw. eine schlechtere Ausstattung mit Schwimmbädern. Dies kann Auswirkungen auf das Schwimmenlernen haben bzw. auf die Schwimmfähigkeiten von Kindern, die bereits stark vom sozio-ökonomischen Status der Eltern abhängig sind (vgl. Zschätzsch 2010), was sich durch geplante Bäderschließungen (vgl. für Köln: Moeck 2011: 23) noch verstärken könnte (vgl. Schwark 2011: 27).

Weiterhin fanden unter den befragten Grundschulen Kooperationen mit Sportvereinen fast nur in den nicht-benachteiligten Gebieten statt. Inwiefern Kooperationen zwischen Grundschulen und Sportvereinen bestehen, hängt demnach auch mit dem sozialen Status der Gebiete bzw. der Sozialstruktur der Schülerschaft zusammen. Gerade der Aspekt der Kooperation Schule-Sportverein scheint ein geeigneter Ansatzpunkt zu sein, um die kindliche Bewegungsaktivität stärker zu fördern, denn in den Schulen mit Kooperationen zeigt sich, dass dort deutlich höhere Anteile der Kinder Mitglied eines Sportvereins sind und sie mehr Zeit mit Sport verbringen. Diese Zusammenhänge müssten mit größeren Fallzahlen nochmals systematisch geprüft werden.

Unterschiede im Sport- und Bewegungsverhalten manifestieren sich also deutlich auf der Ebene der Stadtteile: Da – wie in Kap. 7.1 beschrieben – in der Stadt Köln ausgeprägte soziale und ethnische Segregation vorliegt, spiegeln sich die gezeigten individuellen Effekte von Migrationshintergrund und Status auf der Ebene der Stadtteile wider. Je geringer der soziale Status des Gebiets, desto niedriger ist zum einen die Sportpartizipation der Erwachsenen. Dieser Effekt ist bei Müttern stärker als bei Vätern, was dem ebenfalls stärkeren Zusammenhang auf Individualebene zwischen individuellem Status und Sportaktivität der Mütter entspricht. Geschlechtsunterschiede können sich so auch auf der Stadtteileebene zeigen (obwohl es ja keine geschlechtsspezifische Segregation gibt) aufgrund von Interaktionseffekten auf der Individualebene.

Die Stadtteile, in denen die Eltern/Erwachsenen unterdurchschnittlich sportlich aktiv sind, sind zugleich in Bezug auf die sozialstrukturelle Zusammensetzung sozial benachteiligte Stadtteile. In den sozial benachteiligten Stadtteilen ist für die Kinder demnach nicht nur in Gestalt ihrer eigenen Eltern, sondern auch in Gestalt der Eltern der Mitschüler/innen, die zugleich potentielle Rollenmodelle im Stadtteil sind, das Rollenmodell sportaktiver Erwachsener unterrepräsentiert. Die „Sozialisationssituationen“ im Sinne Greendorfers (2002: 384) sind in benachteiligten Wohngebieten einer erfolgreichen Sozialisation in den Sport daher weniger förderlich. Demgegenüber sind die Stadtteile mit überdurchschnittlichen Anteilen sportlich aktiver Eltern zu den privilegierten bzw. sozial heterogenen Stadtteilen zu zählen. In den „Alten Arbeiterquartieren“ und den „peripheren Großsiedlungen“ sind nur 31-33% der Eltern sportlich aktiv, in den privilegierten Stadtteilen mit „peripherer Einzelhausbebauung“ sind mit es 43% etwas und in den innenstadtnahen statushohen Stadtteilen („Gold Coast“) mit 58% deutlich mehr sportliche Eltern. Die Mitgliedschaftsquoten der Kinder auf der Stadtteilebene sind höher, je größer der Anteil sportlich aktiver Eltern im jeweiligen Stadtteil ist. Hier spiegelt sich der Zusammenhang der Individualebene wider, dass Kinder sportaktiver Eltern auch häufiger im Sportverein aktiv sind.

Die Partizipation der Kinder im Sportverein variiert auf Stadtteilebene sehr stark (22%-81%). In den Gebietstypen der benachteiligten Wohngebiete sind die Mitgliedschaftsquoten mit

43% stark unterdurchschnittlich, während in den sozial privilegierten Stadtteilen die Quoten mit 71-73% wesentlich höher liegen. Damit haben Kinder in benachteiligten Wohngebieten auch weniger sportlich aktive Peers im Stadtteil, die sie zu einer Sportvereinsaktivität animieren könnten. Doch da dort ebenfalls weniger Anregungen aus dem familialen Umfeld kommen, käme der Rolle der Peers hinsichtlich der Sozialisation zum Sport eine desto größere Bedeutung zu (vgl. Frohn 2007: 36).

Auf der Aggregatebene zeigt sich in Bezug auf die Sportvereinsquoten der Kinder: Je höher Armutsquote, Arbeitslosigkeit und Migrationsanteil der Stadtteile sind, desto niedriger ist die Sportvereinsquote. Hier bestätigen sich die Annahmen. Der Effekt des Migrantenanteils scheint hingegen nur ein indirekter Effekt – vermittelt über die Armutsquote – zu sein, der unter Kontrolle der Armutsquote nicht mehr besteht.

Bezüglich des Freiraumverhaltens bestehen auf Stadtteilebene ebenfalls relativ große Unterschiede: Der Anteil der Kinder, die nur selten draußen Toben und Spielen, variiert zwischen 0 und 30%. Auch hier besteht ein linearer Zusammenhang mit der Sozialstruktur der Gebiete. In den benachteiligten Wohngebieten ist dieser Anteil mit 17% etwa doppelt so groß wie in den sozial privilegierten Stadtteilen.

Die Unterschiede zwischen den Stadtteilen sind also bezogen auf das Sportverhalten der Erwachsenen und stärker noch bezogen auf das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder relativ groß. Insofern sich diese räumliche Unterschiede zwischen den einzelnen Stadtteilen bzw. Stadtteiltypen auf Merkmale der individuellen Lebenslage der Kinder zurückführen lassen, kann unter der Bedingung sozial-räumlicher Segregation ein „Kompositionseffekt“ vorliegen.

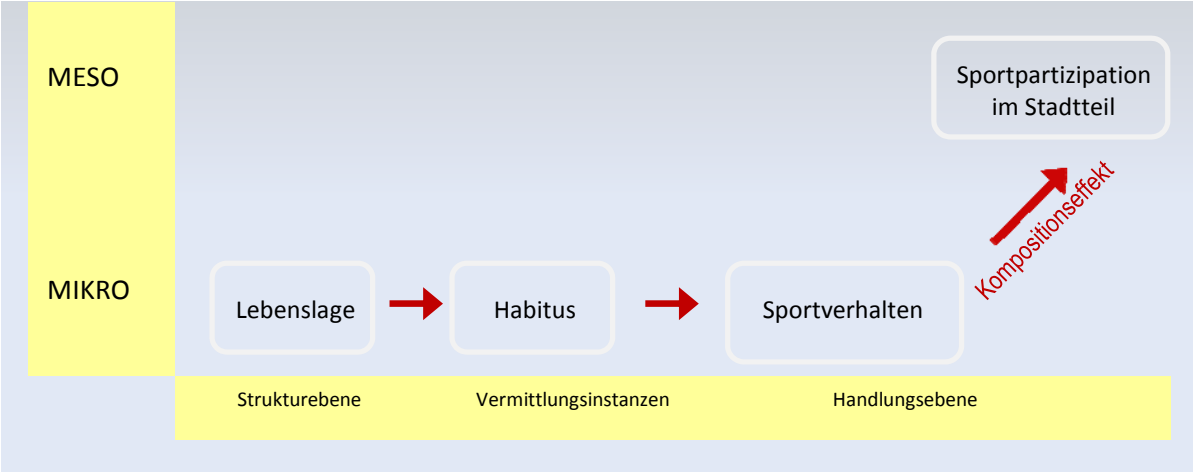


Abb. 68 *Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Kompositionseffekt*

Dieser Effekt beruht auf Individualeffekten, deren Merkmale ungleich im Raum verteilt sind. Die individuelle Lebenslage, die durch das Zusammenspiel vertikaler und horizontaler Ungleichheiten definiert ist, bezieht sich zunächst auf äußere Merkmale, mit denen innere Haltungen („Habitus“) verknüpft sind. Vermittelt über den Habitus lassen sich Unterschiede im (Sport-)Verhalten auf ungleiche Lebenslagen zurückführen. Diese Zusammenhänge auf der Mikroebene führen bei räumlich ungleicher Verteilung der Lebenslagen durch Segregation im Aggregat auf der Mesoebene der Wohngebiete bzw. Stadtteile zu einer ungleichen Verteilung der Sportbeteiligung im Raum: *„Lassen sich die Unterschiede auf individuelle Merkmale der Kinder (die räumlich ungleich verteilt sind) bzw. auf deren soziale Herkunft zurückführen?“* Dann

wären diese relativ großen Unterschiede in der Sportpartizipation verschiedener Stadtteile als „Kompositionseffekt“ bzw. „Selektionseffekt“ zu interpretieren.

Kontexteffekte

Um die beobachteten räumlichen Unterschiede eingehender erklären zu können, wurden anschließend im Rahmen einer Mehrebenenanalyse *Individual- und Kontextebene* simultan betrachtet. Zu diesem Zweck wurde die Frage untersucht: *Gibt es einen zusätzlichen Gebietseffekt, der auch unter Kontrolle individueller Merkmale erhalten bleibt? („Kontexteffekt“ bzw. „Wohnumfeldeffekt“)*

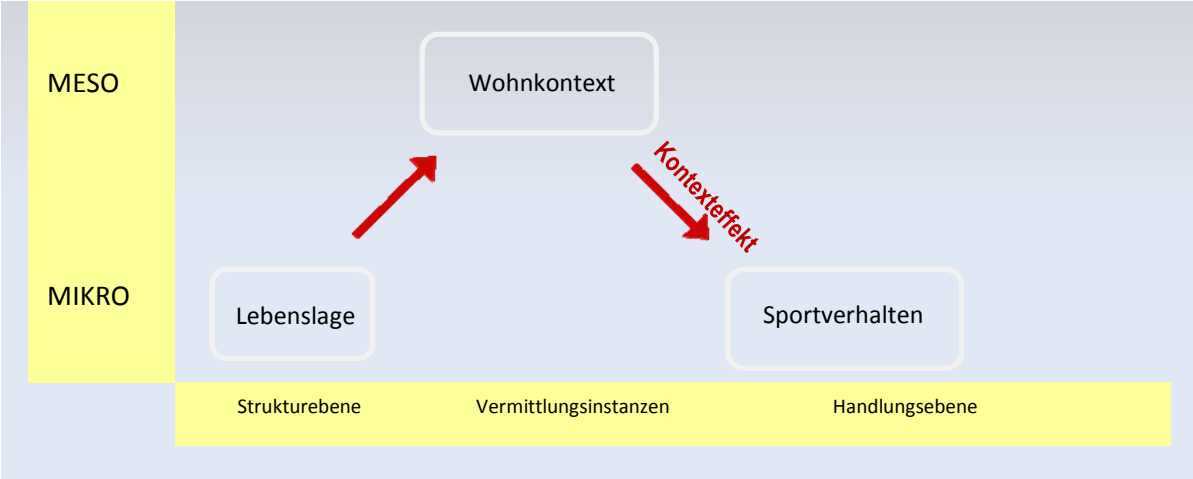


Abb. 69 Ausschnitt aus dem „Modell des Sportverhaltens im Wohnkontext“: Kontexteffekt

Es wurde geprüft, inwiefern die beschriebenen Unterschiede im Verhalten die Folge von *Kompositions*effekten als Resultat der in Kapitel 8.2 gezeigten Zusammenhänge auf Individualebene und der räumlich disproportionalen Verteilung dieser Individualmerkmale durch sozial-räumliche Segregation sind oder inwiefern zusätzlich auch *Kontext*effekte der Gebiete eine Auswirkung haben:

Wie in stadtsoziologischen Theorien postuliert (s. Kap. 2.3.1), bestätigte sich, dass unabhängig von der Sportaktivität der eigenen Eltern die Sportaktivität anderer erwachsener Rollenmodelle im Stadtteil einen positiven Effekt auf die Sportaktivität des Kindes hat. In Mehrebenenmodellen zeigte sich, dass die sportliche Inaktivität der eigenen Eltern ebenso einen negativen Einfluss auf das Sportvereinspensum des Kindes hat wie der Anteil sportlich inaktiver Erwachsener im Stadtteil. Ein höherer Anteil an Rollenmodellen sportlich aktiver Erwachsener im eigenen Stadtteil erhöht demnach die Chance, Mitglied im Sportverein zu sein, auch unter Kontrolle der Sportaktivität der eigenen Eltern. Dies gilt auch unter Kontrolle des individuellen Status und des Wohngebietstyps und kann u.a. als Ausdruck der Habitusstrukturen des Wohnumfelds (vgl. Grundmann 2008: 180) in Bezug auf sportliche Aktivität gedeutet werden.

Um Kontext- von Kompositionseffekten zu unterscheiden, wurde geprüft, ob Kinder mit ähnlichem familiären Hintergrund, die unter verschiedenen Wohnumfeldbedingungen aufwachsen, ein anderes Verhalten praktizieren (vgl. Jencks & Mayer 1990: 111). Ob also bei gleichem individuellen sozialen Status das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern, die in benachteiligten Wohngebieten leben, niedriger ist als bei Kindern in anderen Wohngebieten. Mehrebenenanalytische Betrachtungen konnten hier zeigen, dass das benachteiligte

Wohngebiet auch unter Kontrolle des individuellen Status tatsächlich einen zusätzlichen negativen Kontexteffekt auf die Chance hat, Mitglied im Sportverein zu sein, dass also hier ein Kontexteffekt des Wohngebiets besteht.

Möglicherweise im Widerspruch zu oben beschriebenen Theorien zeigte sich dabei folgender Cross-Level-Interaktionseffekt: Der Gebietseffekt besteht für alle Gruppen, ist aber um so größer, je höher der individuelle Status ist. Da Personen mit individuell niedrigem Status i.d.R. kleine Aktionsräume haben, war hier zunächst vermutet worden, dass dieser Effekt in die entgegengesetzte Richtung zeigt, dass also der Gebietseffekt bei niedrigem Status höher wäre, da Benachteiligungen schlechter kompensiert werden können.

Dass dies nicht der Fall ist, könnte verschiedene Gründe haben, z.B. dass der individuelle Effekt des niedrigen Status bereits so stark negativ ist, dass der negative Kontexteffekt hier weniger zum Tragen kommt. Es kann jedoch auch andere Gründe geben, die im Rahmen dieser Studie nicht vollständig geprüft werden konnten: Einerseits konnte aufgrund der Datenlage nicht abschließend geklärt werden (s. Kap. 9.2), ob bzw. inwieweit die in sozial benachteiligten Stadtteilen vorhandene Sport- und Bewegungsinfrastruktur tatsächlich – wie in der Literatur wiederholt beschrieben (s. Kap. 2.3.1) – schlechter ist. Andererseits fehlt die Information, an welchen Orten die Kinder jeweils sportlich aktiv sind, wie also deren konkrete Aktionsräume sind. Dies sollte ausblickend in Folgestudien im Rahmen der Befragung miterhoben werden, wobei hier die Herausforderung bestände, dies kindgerecht zu operationalisieren.

Anhand der vorliegenden Ergebnisse kann daher bilanziert werden: Das sozial benachteiligte Wohngebiet benachteiligt (nahezu) alle der dort lebenden Kinder in ähnlicher Weise - unabhängig von deren individuellem sozio-ökonomischen Status. Im Gegensatz hierzu sind in den nicht-benachteiligten Wohngebieten die Kinder mit individuell niedrigem Status gegenüber ihren Nachbarskindern benachteiligt und haben geringe Chancen auf Sportpartizipation.

Der zunächst überraschende Befund, dass bei niedrigem Status der Effekt des Wohngebiets geringer ist als bei höherem Status, könnte jedoch auch damit zusammenhängen, dass es in Abhängigkeit von Geschlecht gegenläufige Effekte gibt, die sich so teilweise gegenseitig aufheben:

Auch bei den Kontexteffekten bestätigte sich zunächst allgemein die in der Literatur vertretene These (s. Kap. 3.2), dass sich soziodemographische Merkmale häufig bei Mädchen stärker auf das Sportvereinsengagement auswirken als bei Jungen. Wie Mehrebenenanalysen in der vorliegenden Untersuchung zeigen konnten, hat das Wohngebiet tatsächlich bei Mädchen einen stärkeren Effekt auf die Chance zur Sportvereinsmitgliedschaft als bei Jungen. Sowohl auf Mädchen als auch auf Jungen hat zwar das benachteiligte Wohngebiet einen benachteiligenden Effekt; dieser wirkt jedoch auf Mädchen noch stärker benachteiligend. Der Effekt des Geschlechts ist in den benachteiligten Wohngebieten stärker als in den anderen Wohngebieten. Nur 33% der Mädchen in benachteiligten Wohngebieten sind Mitglied im Sportverein. Bei den Jungen sind es dagegen 53%.

Hinzu kommt ein Interaktionseffekt zweiter Ordnung, d.h. es gibt auch gegenläufige Effekte in Abhängigkeit vom Geschlecht: Bei den Mädchen mit niedrigem Status zeigte sich ein zusätzlicher benachteiligender Kontexteffekt der benachteiligten Wohngebiete, in denen lediglich 17% dieser Mädchen im Sportverein sind. Dieser Effekt besteht jedoch für Jungen mit niedrigem Status nicht bzw. geht sogar in die entgegengesetzte Richtung: Diese sind in be-

nachteiligten Wohngebieten sogar häufiger im Sportverein vertreten (40%) als Jungen in anderen Gebieten (32%).

In Anlehnung an Weishaupt (1982) war erwartet worden, dass die Wohnumgebung auf Mädchen einen stärkeren Einfluss auf das Sportinteresse hat als auf Jungen. Weishaupt (1982: 79) führte dies auf erhöhte elterliche Kontrolle für Mädchen zurück, da nur wenn die Wohnungsumgebung für Kinder weitgehend gefahrenlos sei, die insgesamt erhöhte Kontrolle von Mädchen diesen dennoch die volle Entfaltung ihres Bewegungsdrangs ermögliche. Bewegungsmöglichkeiten von Kindern werden nicht unwesentlich durch elterliche Vorgaben und Verbote definiert (vgl. Baur 1989: 147). Allgemein trifft es zu, dass die Kontexteffekte auf Mädchen stärker wirken. Die vorliegenden Ergebnisse aber zeigen nun auch, dass dies nicht für alle Mädchen gleichermaßen gilt, sondern v.a. für die Mädchen mit niedrigem Status, die anders als die Jungen mit niedrigem Status stärker vom Wohnumfeld abhängig sind.

Besonders die statusniedrigen Mädchen in den benachteiligten Wohngebieten wären also durch Förderprojekte anzusprechen (s. auch Kap. 9.4), um sie für Bewegung zu begeistern (Stichwort „Sozialisation *zum* Sport"). Hier wären zunächst Hemmnisse und Wünsche der Mädchen zu erforschen, um geeignete Projekte zu entwickeln. Statusniedrige Jungen in benachteiligten Wohngebieten hingegen finden deutlich häufiger den Zugang zum Sport. Insofern wären die Jungen daher zwar weniger sportlich „förderbedürftig", wahrscheinlich wären sie jedoch aufgrund der größeren Sportaffinität für weitere pädagogische Ziele über den Sport erreichbar (Stichwort „Sozialisation *im* Sport").

Die geschlechtspezifischen Unterschiede im Sport- und Bewegungsverhalten sind also zwischen statusniedrigen Jungen und Mädchen besonders groß, was z.T. darin begründet liegen könnte, dass in niedrigeren Sozialschichten i.d.R. ausgeprägtere Geschlechterrollen vorzufinden sind (vgl. Berndt & Menze 1996: 391).

In Anlehnung an Friedrichs (2008: 405), der im Zusammenhang mit ethnischer Segregation die Frage thematisierte, ob Restriktionen für Jungen und Mädchen aus Migrantenfamilien in gleichem Maße gelten, wurde anschließend geprüft, ob für Mädchen mit Migrationshintergrund die gleichen Zusammenhänge zu beobachten sind wie für Jungen mit Migrationshintergrund. Inwiefern also die beschriebenen Unterschiede möglicherweise durch *kulturell* geprägte Unterschiede in den Rollenbildern von Jungen und Mädchen zu finden sind.

Auch hier zeigte sich in Mehrebenenanalysen ein entsprechender Interaktionseffekt höherer Ordnung zum einen in Bezug auf Migrationshintergrund allgemein und stärker noch in Bezug auf einen türkischen Migrationshintergrund: Türkische Mädchen, die in benachteiligten Gebieten leben, haben mit 27% die geringsten Chancen, Sportvereinsmitglied zu sein. Auf die Sportvereinsmitgliedschaft der türkischen Jungen hat das Wohngebiet dagegen keinerlei Einfluss. Dies könnte nach Bröskamp (1994: 174) darin begründet liegen, dass Sport für viele türkische Jungen ein soziales Feld darstellt, in dem sie ihre körperbezogenen Vorstellungen verwirklichen können, während Sportaktivität mit den für türkische Mädchen teilweise gültigen körperbezogenen Verhaltensstandards in Konflikt geraten kann (vgl. Bröskamp 1994: 70; Schaoua & Keiner 2006: 143). Dies ist jedoch nicht für alle türkischen Mädchen gleichermaßen, sondern vornehmlich für traditionell erzogene Mädchen anzunehmen (vgl. Thien, Voglmayr & Zuba 2007: 58). Hier ist zu vermuten, dass die Geschlechterrollen in Familien mit niedrigem Sozialstatus bzw. in sozial benachteiligten Wohngebieten rigider gelten, da sich in türkischen Familien die Geschlechterrollen in starkem Maße in Abhängigkeit von der sozialen Lage unterscheiden (vgl. Pfister 1998: 138).

Auch hier zeigen sich ähnliche Zusammenhangsmuster in Bezug auf das informelle Freiraumverhalten, wobei die Zusammenhänge wiederum etwas weniger stark ausgeprägt sind: Bei gleichem individuellen sozialen Status toben und spielen Kinder, die in benachteiligten Wohngebieten leben, seltener draußen als Kinder in anderen Wohngebieten. Das Leben in einem benachteiligten Wohngebiet hat einen zusätzlichen „positiven" Effekt, d.h. es erhöht das Risiko, selten draußen zu spielen. Bei den Mädchen in benachteiligten Wohngebieten ist der Anteil derjenigen, die selten draußen Toben und Spielen, mit 21,9% weit überdurchschnittlich. Der individuelle Status und der Migrationshintergrund haben einen zusätzlichen Effekt. Mädchen sind in Bezug auf das Toben und Spielen nicht allgemein benachteiligt, sondern v.a. dann, wenn sie in einem benachteiligten Wohngebiet leben. Das Wohngebiet hat auch hier einen zusätzlichen Kontexteffekt.

Abschließend lässt sich festhalten:

Da alle betrachteten unabhängigen Variablen einen eigenständigen Einfluss auf die Sportvereinsaktivität und das Freiraumverhalten haben, kumulieren sich die Effekte. Diese Kumulation bestätigt die Befunde anderer Studien auf Individualebene: Die soziale Determination wird um so gravierender, je mehr Determinanten *gleichzeitig* berücksichtigt werden (vgl. Schmidt 2002: 90). Dabei sind sowohl horizontale als auch vertikale Ungleichheitsdimensionen sowie deren Kombination relevant.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnte zusätzlich gezeigt werden:

Es bestehen zum einen *Kompositions*effekte, also Effekte, die über die Mikroebene vermittelt sind: Das heißt, über den Habitus vermittelte Auswirkungen der individuellen Lebenslage wirken sich über sozial-räumlich disproportionale Verteilungen (=Segregation) auf der Meso-Ebene der Stadtteile aus, so dass das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder zwischen den Stadtteilen stark variiert. Im Sportverhalten der Bewohner/innen spiegelt sich dabei die Sozialstruktur des Wohngebiets wider.

Darüber hinaus hat aber das Wohnumfeld als *Kontext*effekt einen von den Individualmerkmalen unabhängigen Effekt auf das Verhalten der Individuen (vgl. Friedrichs 2008: 383), die in dieser Umgebung leben – hier bezogen auf deren Sportverhalten. In Bezug auf die soziale Dimension sind dabei die Habitusstrukturen des Quartiers und fehlende positive Rollenmodelle relevant. In Bezug auf die physisch-materielle Dimension gilt dies wohl weniger in Bezug auf öffentliche Infrastruktur, sondern stärker noch im Hinblick auf die Verfügbarkeit privater Freiflächen als Bewegungsgelegenheiten.

Die stärkeren Kontexteffekte in Bezug auf Mädchen bzw. insbesondere für statusniedrige Mädchen und Mädchen mit Migrationshintergrund können begründet liegen in deren mutmaßlich kleineren Aktionsräumen durch stärkere elterliche Kontrolle (s. Kap. 2.1.2). So sind diese sozialen Gruppen stärker von einer Beschränkung sozialer Interaktion betroffen, was eine Einschränkung sozialer Erfahrungen und die Restriktion von Austauschprozessen zur Folge hat (vgl. Häußermann 2001: 46). Sie sind damit stärker „verhäuslicht", stärker von der Alltagsmobilität ihrer Eltern abhängig (s. Kap. 2.3.2) und damit auch stärker in ihren Verhaltenschancen von evt. Restriktionen des Wohnumfelds betroffen, da sie das Fehlen wohnortnaher Gelegenheiten und Angebote weniger kompensieren können (vgl. Friedrichs 1990: 167).

Vierfach-Benachteiligung

Die Leitfrage dieser Arbeit lautete: *Machen arme Wohnviertel die Kinder, die in ihnen aufwachsen, unsportlicher? Tragen sie so zu einem weniger gesundheitsförderlichen Lebensstil bei?*

Als zentrales Ergebnis dieser Studie ist festzuhalten: Die in der bisherigen Forschung festgestellten *Dreifach*-Benachteiligung in Bezug auf Geschlecht, Migrationshintergrund und Status auf der Individualebene bestätigt sich. Aufgrund der in der vorliegenden Studie untersuchten Gebietseffekte ist jedoch sogar von einer *Vierfach*-Benachteiligung zu sprechen. Es bestätigt sich somit die These der Arbeit, dass der Sozialraum eine gewichtige Bedeutung für das Bewegungs- und Sportverhalten der Kinder und somit auf ihre gesunde Entwicklung hat. Dabei ist hervorzuheben, dass die Benachteiligungen des Sozialraums auf bereits benachteiligte Gruppen wie statusniedrige Mädchen und Mädchen mit Migrationshintergrund um so stärker wirken.

9.2 Grenzen der Arbeit

Durch den Einbezug der sozial-räumlichen Perspektive konnten einige relevante – aber bislang in der Sportwissenschaft vernachlässigte – Erkenntnisse in Bezug auf Einflussfaktoren auf das Sport- und Bewegungsverhalten von Kindern gewonnen werden. Einige Fragen mussten jedoch zunächst unbeantwortet bleiben bzw. konnten nur mittels theoretischer Prämissen interpretiert, jedoch nicht direkt geprüft werden.

Datenlage

Methodische Grenzen der vorliegenden Studie liegen u.a. in der verfügbaren Datenlage begründet. Einerseits erfordert eine mehrebenenanalytische Untersuchung eine relativ große Fallzahl[76] und eine entsprechend gegliederte hierarchische Datenstruktur. Andererseits sind die verfügbaren Daten, die diesen Kriterien entsprechen, hinsichtlich ihrer inhaltlichen Aussagekraft unterschiedlich zu bewerten:

1. Dies betrifft zum einen die Individualdaten, die für die hier verfolgten Fragestellungen Sekundärdaten darstellten: So wurde das individuelle Sport- und Bewegungsverhalten, da es im Rahmen der Primäranalyse nur eine von mehreren Verhaltensdimensionen war, nicht so detailliert erhoben, wie es für eine umfassendere Einschätzung des Sport- und Bewegungsverhaltens wünschenswert gewesen wäre. Zwar kann die Sportvereinsaktivität als wichtigster und eindeutigster Indikator für das Sporttreiben von Kindern angesehen werden, u.a. da auch die außerschulische Nutzung von Sportanlagen häufig nur über den Sportverein zu gewährleisten ist (vgl. Klein & Liesenhoff 1982: 158). Insbesondere das informelle Sport- und Bewegungsverhalten und formelle Sportsettings außerhalb des Sportvereins wie Schul-AGs oder kommerzielle Anbieter werden jedoch immer bedeutender und konnten aufgrund des Studiendesigns nicht bzw. nur teilweise erfasst werden: Informelles Sporttreiben wurde über die Frage nach „Toben und Spielen" erhoben, Aktivitäten in Schul-AGs nur über den ergänzenden Schulfragebogen bei der Frage nach Sportvereinskooperationen.

Optimalerweise sollten auch die Eltern z.B. zu ihren sport- und bewegungsbezogenen Einstellungen befragt werden, um habituelle Differenzen direkter zu erfassen. Dies hat allerdings wiederum die Kehrseite, dass man es bei Elternbefragungen – im Unterschied zu den hier durchgeführten Klassenraumbefragungen (s. Kap. 5.1) – wieder mit sozial selektiven Ausfällen zu tun bekommt, die m.E. auch durch Gewichtungen nicht ausgeglichen, sondern im Gegenteil noch weiter verzerrt werden (s. auch Kap. 3).

2. Ein weiteres Problem ergibt sich aus dem Zuschnitt der Gebiete und den verfügbaren Daten auf der Meso-Ebene der Gebiete. So war auch die Datenlage auf der Aggregatebene begrenzt, da hier auf Strukturdaten, die aus verschiedenen Quellen zusammengetragen wurden, zurückgegriffen werden musste. Vor ähnlichen Problemen stehen allerdings viele Studien, die sich mit der quantitativen Analyse sozial-räumlicher Phänomene beschäftigen. So bilanzieren beispielsweise Strohmeier & Alic (2006) bei ihrer Analyse von Segregation in verschiedenen Städten: „Wir arbeiten hier also *mit schlechten Daten.* Allerdings gibt es keine besseren." (Strohmeier & Alic 2006: 31; Hervorhebung i. O.)

[76] Wie oben bereits erwähnt (s. Kap. 6.3) erfüllt der verwendete Datensatz zwar bedingt die Anforderungen, die von Mehrebenenanalysen an die Mindestfallzahlen gestellt werden (vgl. Engel & Simonson 2006: 309), lässt jedoch fallzahlbedingt keine Mehrebenenanalysen für Subgruppen mehr zu.

Es lagen z.B. Daten über öffentliche Grünflächen vor, aber keine über die räumliche Verteilung privater Außenräume (v.a. Gärten). Diese Räume wären jedoch besonders interessant, da angenommen werden kann, dass private Gärten das Außenraumverhalten von Kindern positiv beeinflussen können (vgl. Kleine 2003: 63f.) und diese Räume zugleich räumlich und sozial ungleich verteilt sind (vgl. Rosol 2011: 99). Bei einer Konzeption einer Primärstudie, die speziell auf die hier behandelten Fragestellungen zugeschnitten wäre, könnte die Verfügbarkeit und Nutzung privater Außenräume beispielsweise im Rahmen der Fragebogenerhebung auf Individualebene erhoben und dann auch auf Gebietsebene aggregiert werden.

Zudem kann anhand von offiziellen Daten zur Flächenverteilung nicht in jedem Fall gefolgert werden, dass z.B. Sport- oder Spielplatzflächen, die als Bewegungsmöglichkeiten vorgesehen sind, in der Realität auch tatsächlich von Kindern in diesem Sinne genutzt werden können. So kann der materielle Zustand der Flächen oder die Umgebung eine Nutzung verhindern, weil ein Sportplatz oder der Weg dahin für Kinder einen Angstraum darstellt, wie beispielsweise für einen Platz am Kölnberg geschildert wird: „Der Bolzplatz am Rondorfer Pfad ist verwaist. Innerhalb des Zauns. (…) Hier mag kein Kind spielen. Um die Gitter herum sitzen Erwachsene, davon viele betrunken." (Katzmarzik 2011: 39)

Im Sinne des „Lebenswelt"-Ansatzes, der eine möglichst ganzheitliche Betrachtung der alltäglichen Lebensführung anstrebt, sollte die Schaffung gesundheitsförderlicher Lebenswelten unter der Bewegungsraumperspektive auch nicht auf Sportstätten im engeren Sinne beschränkt bleiben, sondern die alltäglichen Bewegungsgelegenheiten für Kinder miteinbeziehen (vgl. Abu-Omar, Rütten & Schröder 2004: 101). Die Erhebung solcher Daten nicht nur als Fallbeispiele, sondern systematisch zur Beschreibung der städtischen Gesamtsituation stellt jedoch einen erheblichen Erhebungsaufwand dar, da dies flächendeckend bspw. durch Begehungen und Beobachtungsprotokolle in jedem einzelnen Stadtteil bzw. Wohngebiet geschehen müsste.

In der vorliegenden Studie konnte zwar gezeigt werden, dass Unterschiede im Sport- und Bewegungsverhalten zwischen den Stadtteilen nicht nur auf Kompositions-, sondern auch auf Kontexteffekten beruhen. Eine eindeutige Quantifizierung, *wie stark* diese Kontexteffekte sind, ist allerdings aus verschiedenen Gründen schwierig. Es gibt jedoch zahlreiche Hinweise, die dafür sprechen, dass die Kontexteffekte eher *unter*schätzt wurden: Keller (2005) nennt als Gründe, dass in quantitativen Studien Individual- gegenüber Kontextmerkmalen systematisch *über*schätzt werden: „Erstens, weil traditionell quantitative Surveys ihr Hauptaugenmerk auf Individual- und Haushaltsmerkmale legen und die Konstruktion von Kontextmerkmalen komplexer ist und, zweitens, weil Haushaltsmerkmale und Kontextmerkmale in der Realität interferieren, so dass in multivariaten Analysen die Effekte von Kontextmerkmalen bei Kontrolle der Individualvariablen abgeschwächt werden oder verloren gehen." (Keller 2005: 186f.)

Wie Nonnenmacher (2007) in einer Simulationsstudie weiterhin zeigen konnte, kann die Betrachtung größerer Stadtteile zu einer massiven Unterschätzung des Kontexteffekts führen (vgl. Nonnenmacher 2007: 493). Insbesondere Stadtteile mit über 5km² Größe[77] seien häufig zu heterogen für eine Kontextanalyse (vgl. Nonnenmacher 2007: 507), solche Gebiete sind damit unter Umständen zu groß, um Kontexteffekte nachweisen zu können (vgl. Nonnenmacher 2007: 508). Aufgrund der beschränkten Verfügbarkeit von passendem Datenmaterial

[77] Von den 28 betrachteten Kölner Stadtteilen traf dies auf sechs Stadtteile zu (vgl. Stadt Köln 2010: 4f.): Lindenthal 7,73 m², Worringen 11,73 m², Brück 7,50 m², Mülheim 7,07 m², Flittard 7,74 m² und Rondorf 8,20 m².

(vgl. Friedrichs 1997) läßt sich dieses Problem jedoch nur schwer lösen (vgl. Nonnenmacher 2007: 494). Da auf der Ebene der 227 Kölner Stadt*viertel* nur sehr wenige amtliche Daten vorliegen (vgl. Wolf 2004: 113), muss auf Daten auf der Ebene der etwas großräumigeren Stadt*teile* zurückgegriffen werden.

So oder so muss sich die Einteilung der Gebiete nach den offiziellen Gebietseinteilungen richten. Die Nutzung von Daten auf der Ebene administrativer Gebietsbegrenzungen liegt in der beschränkten Verfügbarkeit von passendem Datenmaterial (vgl. Nonnenmacher, 2007: 494). Unter Umständen wäre jedoch z.T. eine anderer Zuschnitt von Gebieten nach „natürlichen" Grenzen bzw. Barrieren (beispielsweise Wegschneisen durch Schnellstraßen oder Eisenbahngleise) aussagekräftiger, was jedoch wiederum mit erheblichen Erhebungsaufwand verbunden sowie subjektiv und eher intuitiv wäre (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 22ff).

Zudem sei auf zwei methodische Probleme hingewiesen, die sich unabhängig von der Analysemethode bei derartigen sozial-ökologischen Analysen ergeben (vgl. Wolf 2004: 123):

- Es werden Gebietseinflüsse unterstellt, wobei jedoch im Einzelnen unbekannt ist, wie lange die Person im jeweiligen Gebiet lebt und wie viel Zeit sie dort verbringt.

- Zum anderen ist fraglich, inwiefern sich eine Person allgemein an den Bewohnern ihres Stadtteils orientiert oder ob dies nur für die gilt, mit denen soziale Interaktion stattfindet.

Aus der letztgenannten Problematik leitet Friedrichs (1998: 94) die Forderung ab, Aktionsräume und soziale Netzwerke einzubeziehen. Dies stellt jedoch ebenfalls eine enorm hohe Anforderung angesichts nur bedingt verfügbarer Daten dar.

Quantitative Analyse

Eine weitere Eingrenzung der Arbeit stellte der Schwerpunkt auf quantitative Daten und Analysemethoden dar:

Zwar erlauben quantitativ ausgerichtete Untersuchungen die repräsentative Quantifizierung von Phänomenen (wie Häufigkeiten und Verteilungen) sowie die Prüfung von Zusammenhängen und die Verallgemeinerung von Ergebnissen durch ein standardisiertes Vorgehen (vgl. Flick 1995: 11; Flick 2009: 22 ff.). So gelang es in der vorliegenden Studie durch die quantitativ ausgerichtete Fragebogenerhebung, ein repräsentatives Sample von Kindern einer westdeutschen Großstadt systematisch auf Individual-, Aggregat- und Kontextebene zu analysieren. Allerdings wurden die Kinder im Fragebogen mit vorgegebenen Fragen konfrontiert, womit ein Nachteil der quantitativ ausgerichteten Forschung verknüpft ist: „Informationen über diese Antworten hinaus ebenso wie eigene Einschätzungen, subjektive Befindlichkeiten oder Rückfragen und Kommentare zu den Fragen bzw. dem Thema sind nicht Teil der Untersuchungssituation." (Flick 2009: 24)

Desweiteren erfolgte eine Einbettung der Daten in den Wohnkontext hauptsächlich über Aggregatdaten (z.B. die Arbeitslosenquote). Die *konkreten* Lebensbedingungen der Kinder im einzelnen Stadtteil konnten jedoch im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht analysiert werden. Hierzu wären ein qualitativ ausgerichtetes Forschungsprojekt oder ergänzende qualitative Teilstudien notwendig gewesen. Solche multimethodischen Ansätze sind jedoch mit enorm hohem Aufwand verbunden und u.a. deswegen „nach wie vor Mangelware" (Burrmann 2008b: 28). In entsprechenden qualitativen Untersuchungen werden Gegenstände „nicht in einzelne Variablen zerlegt, sondern in ihrer Komplexität und Ganzheit in ihrem alltäglichen Kontext untersucht" (Flick 1995: 14). Sie zielen auf die Untersuchung subjektiver

und sozialer Bedeutungen, Interaktionen und Umgangsweisen sowie auf die Beschreibung sozialen Handelns und von Lebenswelten (vgl. Flick 1995: 15; Flick 2009: 25). Die Forschungssituation wird dabei „so offen wie möglich“ und „stärker als Dialog gestaltet, in dem Rückfragen, neue Aspekte und eigene Einschätzungen ihren Platz finden sollten“ (vgl. Flick 2009: 25).

Die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Bewegungsverhalten und Infrastrukturen wird auch dadurch „erschwert, dass eine Verbesserung von Bewegungsräumen, besonders wenn diese auf einen gesamten städtischen Bereich bezogen ist, nur schwer in ein kontrollierbares Studiendesign zu integrieren ist. (…) Daher erscheint es angebracht, bei der Erbringung des Nachweises von Zusammenhängen zwischen Bewegungsräumen und Bewegungsverhalten auch auf andere Studiendesigns und qualitativ orientierte Methoden des Erkenntnisgewinns zurückzugreifen“ (Abu-Omar, Rütten & Schröder 2004: 104).

Bezogen auf die untersuchten Forschungsfragen bieten die qualitative Stadt- und Gemeindeforschung (vgl. Sachs Pfeiffer 1995: 394 ff.) sowie die qualitativ ausgerichtete Kindheitsforschung (vgl. Oswald & Krappmann 1995: 355ff.; Lamnek 2010: 646ff.) geeignete Anknüpfungspunkte. Erstere betrachtet die Stadt als „Sozialgestalt“ (Sachs Pfeiffer 1995: 395), bei deren Erforschung die verschiedenen Nutzergruppen einbezogen werden sollten: „Der Betroffene berichtet über eigene Erfahrungen, Haltungen und Einstellungen. So kann die Bedeutung und der Erlebniswert des Raums für den einzelnen mit der tatsächlichen Nutzung in Zusammenhang gebracht werden. Hier erscheinen die Nutzer als Experten“ (Sachs Pfeiffer 1995: 397). Letztere fokussiert die Muster und Strukturen der Kinderwelt mit interpretativen Methoden, „um für die ihr eigenen Sinn- und Regelsysteme offenzubleiben“ (Oswald & Krappmann 1995: 355f).

Zur Erforschung der Bedeutung des Sozialraumes für die Bewegungssozialisation von Kindern stünden zunächst Methoden zur Analyse der kindlichen Erfahrungshorizonte, Bewertungen und Bedürfnisse im Zentrum. Im Rahmen der „Sozialraumanalyse“ nach Schubert (2003) kann die qualitative Betrachtung von Raumstrukturen ein Verständnis vom räumlichen Verhalten der Bewohnerschaft und ihren alltäglichen Nutzungsmustern ermöglichen. Dabei werden auch Aktionsräume zwischen Wohnungen und Infrastrukturgelegenheiten sowie den Wegen dazwischen (vgl. Schubert 2003: 26) – den „Zwischenräumen“ (Sachs Pfeiffer 1995: 395) – betrachtet. Diese Methoden zielten – anders als quantitative Befragungen – nicht auf die Repräsentativität der Aussagen, sondern auf eine detaillierte und genaue Analyse weniger Fälle. Hiermit würden Datenartefakte vermieden, da das für die Kinder Relevante im Kontext analysiert würde (vgl. Flick 2009: 27).

Weiterhin könnten unterschiedliche Perspektiven verschiedener sozialer Gruppen einbezogen werden, die in dem Kontext von Bedeutung sind (vgl. Flick 1995: 15). Zu denken wäre beispielsweise an die Erarbeitung der Perspektiven von Eltern, Lehrkräften, Sozialarbeiter/innen, Stadtplaner/innen und Politiker/innen. Hierdurch ergäbe sich ein komplexes Bild der verschiedenen subjektiven Vorstellungen, Bewertungen und Interessen, die mit dem sozialräumlichen Kontext der kindlichen Lebenswelt verbunden sind.

Auf derartige Untersuchungen musste aus arbeitsökonomischen Gründen verzichtet werden. In weiterführenden Studien könnten jedoch sich anschließende Fragestellungen (s. Kap. 9.3) mit einem entsprechenden methodischen Instrumentarium aufgegriffen werden.

9.3 Forschungsperspektiven

Mit den vorliegenden Befunden konnte gezeigt werden, dass Kontexteffekte des Wohnumfelds auf das Sportverhalten von Kindern unter Kontrolle von individuellen Statusmerkmalen bestehen. Darauf aufbauend erscheint es lohnenswert, in zukünftigen Studien den genauen Mechanismen der aufgezeigten Zusammenhänge noch eingehender nachzugehen. Dies wäre sowohl in quantitativ als auch in qualitativ orientierten Studien möglich, m.E. optimalerweise in einer Kombination der beiden Forschungsrichtungen:

Im Rahmen einer quantitativen monothematischen Studie könnte das Sport- und Bewegungsverhalten der Kinder noch genauer erfasst werden: Dabei wäre es aufschlussreich, systematisch zu erfassen, ob der Sport im Sportverein, in kommerziellen Einrichtungen oder in Schulsport-AGs stattfindet. Und Art und Umfang des informellen Sporttreibens (z.B. Bolzplatz, Joggen im Wald o.ä.) wäre genauer zu betrachten.

Sollte dies bei einer Befragung von jüngeren Kindern zu kompliziert zu erfassen sein bzw. die Kinder überfordern (das müsste im Vorfeld eingehend in Pretests (vgl. Porst 1998) möglichst unter Einsatz kognitiver Verfahren (vgl. Prüfer & Rexroth 2005) geprüft werden), was die Datenqualität erheblich schmälern würde, wäre zumindest eine Unterscheidung zwischen regelmäßigen, institutionalisierten Angeboten und informellen Aktivitäten sinnvoll.

In Bezug auf informelle Sportaktivitäten wäre weiterhin von Interesse, welche Sportarten informell in der Freizeit betrieben, welche Sportgelegenheiten dafür genutzt werden und wo diese jeweils gelegen sind.

Bezüglich der verfügbaren Strukturdaten befindet man sich zum einen in einer Abhängigkeit davon, welche Daten von den statistischen Ämtern der jeweiligen Stadt erhoben und zur Verfügung gestellt werden. Möglicherweise kann bei zukünftigen Studien auch auf Daten der aktuellen Volkszählung 2011 zurückgegriffen werden, sofern diese auf der passenden kleinräumigen Ebene verfügbar sind. Zum anderen besteht die Möglichkeit, „analytische Merkmale“ (vgl. Wolf 2004: 105) aus Individualdaten auf die Meso-Ebene der Stadtteile bzw. Stadtgebiete zu aggregieren: Hier könnten auch Befragungsdaten anderer Studien herangezogen werden, vorausgesetzt diese sind auf kleinräumiger Ebene aggregierbar. Dies ist jedoch bei Befragungsdaten meist nicht der Fall, da dies schon bei der Stichprobenziehung berücksichtigt werden müsste.

Daher wäre zu überlegen, welche aussagekräftigen Daten im Rahmen einer eigenen Befragung erhoben und aggregiert werden könnten. Von Belang wären hier – wie erwähnt – die privaten Außenräume, die mutmaßlich in Bezug auf Lagetypen disproportional verteilt sind und zudem sozial-räumliche Ungleichheiten widerspiegeln.

Hier könnte im Rahmen der Befragung der Kinder zusätzlich erhoben werden, ob ein Garten am Haus vorhanden ist oder ob andere Orte in direkter Wohnumgebung (z.B. Innenhöfe) zur Bewegung genutzt werden können. Diese Individualdaten könnten auf Stadtteil- bzw. Wohngebietsebene aggregiert werden, so dass die räumliche Verteilung der privaten Bewegungsräume darstellbar wäre. Die Aktionsräume der Kinder könnten ebenfalls anhand ihrer Angaben erfasst werden: Wo verbringen die Kinder ihre Freizeit? In der Nachbarschaft oder auch an entfernteren Orten? Wie gelangen sie zu diesen Orten?

Es wäre erstrebenswert, aus Sicht der Kinder zu erfahren: Welche Sportangebote bzw. Bewegungsgelegenheiten fehlen ihnen? Diese Daten könnten quantitativ im Rahmen einer Fragebogenerhebung erfasst werden, wobei teilweise wohl offene bzw. teiloffene statt geschlossene Frageformen genutzt werden müssten, um das Ergebnis nicht zu sehr durch Vorgaben

selbst zu beeinflussen. Hier müssten mit offenen Fragen also qualitative Elemente in das quantitative Erhebungsinstrument des Fragebogens einbezogen werden oder aber qualitative Erhebungsmethoden selbst zum Einsatz kommen.

Weiterhin sind geschlechtsspezifisch anschlussfähige Fragestellungen: Haben Mädchen tatsächlich weniger Freizeit und kleinere Aktionsräume als Jungen? Inwiefern werden die Kinder durch familiäre Pflichten (Haushalt, jüngere Geschwister) zeitlich gebunden? Inwiefern gibt es hier Unterschiede nach Geschlecht, Schicht und/oder Herkunftskultur?

Zu bedenken ist jedoch, dass, auch wenn diese Daten grundsätzlich im Rahmen von Kinderbefragungen erhebbar sind, im Rahmen einer einzelnen Befragung jeweils nur Teile davon realisierbar wären. Denn stärker noch als bei der Befragung Erwachsener sollte bei der Befragung von Kindern darauf geachtet werden, dass die Länge und Komplexität des Erhebungsinstruments die Befragten nicht überfordert, da sonst mit erheblichen Einschränkungen der Datenqualität und damit der Aussagekraft der Daten zu rechnen ist (vgl. Porst 2009).

Auch die Sportangebote der Schulen könnten im Zuge von Schulbefragungen noch eingehender beleuchtet werden: Hier wäre interessant, noch mehr über die konkreten Sportangebote der Schulen zu erheben und optimalerweise in Kombination mit einer SchülerInnenbefragung im Längsschnittdesign zu prüfen, wie sich Kooperationen mit Sportvereinen auf die Sportvereinspartizipation der Kinder auswirken.

Die Grenzen der vorliegenden quantitativen Untersuchung wurden bereits in Kap. 9.2 diskutiert. Folgeuntersuchungen sollten optimalerweise in einem Methodenmix (vgl. Flick 2008) neben quantitativen möglichst auch qualitative Untersuchungsdimensionen beinhalten, um die Vorteile der jeweiligen Methoden zu nutzen bzw. die Nachteile der anderen Methode zu kompensieren.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, welche inhaltlichen und methodischen Anknüpfungspunkte für weitergehende Untersuchungen bestehen:

Wie bereits in den theoretischen Kapiteln eingeführt (s. Kap. 3), unterscheidet sich die Rezeption und Nutzung von Raum nach Geschlecht, Schicht und kulturellem Hintergrund. Die vorliegenden Befragungsergebnisse deuten ebenfalls in diese Richtung. Darüber hinaus wurde mit den vorliegenden Daten ein Einfluss des Sozialraumes auf das kindliche Bewegungsverhalten festgestellt. In Folgestudien wäre zu klären, welche Mechanismen dazu führen, dass der Sozialraum Einfluss auf die Genese von Prioritätensetzungen in der Freizeitgestaltung sowie das Freizeitverhalten selbst hat. Wie ist es beispielsweise zu erklären, dass nur 8% der Mädchen im benachteiligten Kölner Stadtteil Chorweiler im Sportverein sind, hingegen 50% der Jungen?

Folgende Forschungsfragen schließen sich an:

- Wie nehmen Kinder ihr (bewegungsbezogenes) Wohnumfeld wahr? Wie beurteilen sie ihre Wege, Nutzungsorte und Vernetzung im Stadtteil?
- Welche Auswirkungen hat das Wohnumfeld auf das kindliche Freizeitverhalten? Welche Präferenzen und Prioritäten haben die Kinder in Abhängigkeit von ihrem Lebensstil? Welche Rolle spielen dabei Ethnizität und Religionszugehörigkeit? Wie gehen Kinder mit Segregation und Diskriminierung aufgrund des Wohnortes um?
- Was sind konkrete Hemmnisse im Sozialraum, die die kindliche Sportaktivität verhindern bzw. was sind förderliche Bedingungen im Sozialraum für kindliche Sportaktivität?

- Welche Aspekte fördern einen sportabstinenten Habitus im Stadtteil? Welche Rolle spielt die materielle Ausstattung wie Sportstätten und –gelegenheiten? Welche Rollen spielen elterliche Restriktionen, das Verhalten der Peers, eigene kindliche Prioritäten oder Bewegungsangebote im Sozialraum?
- Inwieweit variieren die Wahrnehmung des Wohnumfeldes und das sozialraumgeprägte Freizeitverhalten vor dem familiären Hintergrund? Welche Rolle spielen die materielle Ausstattung der Familie, Einstellungen und der Lebensstil? Inwieweit gibt es geschlechtsspezifische und/oder kulturell geprägte Rollenvorstellungen in der Familie bzw. im Sozialraum, die ggf. benachteiligend wirken?
- Welche Rolle spielen Bildungsinstitutionen wie Schulen mit ihrem Schulprofil (z.B. Sportstätten, Bewegungspausen, Sport-AGs, Kooperationen mit Sportvereinen etc.) und ihrer Stadtteilumgebung (incl. der Sportstätten und der informellen Bewegungsmöglichkeiten)?
- Welche Rolle spielen Sportvereine mit ihrer sozialräumlichen Verankerung? Inwieweit wird der Habitus im Verein durch den Sozialraum geprägt (z. B. im Umgang mit Gewalt, Aggressionen, Konfliktlösung etc.)?

Weitergehende qualitative Studien sollten u.a. an Befunde zur geschlechtsspezifischen Bewertung von Bewegungsmöglichkeiten im Wohnraum, die quantitativ bereits belegt wurde (vgl. auch Rütten & Ziemainz 2001: 76; Klein 1991: 47ff.), anknüpfen. Zu erwarten ist, dass die in dieser Arbeit belegten geschlechtsspezifischen Unterschiede im Sportverhalten zum einen mit familiären Rollenmodellen und Erziehungsvorstellungen zusammenhängen. Darüber hinaus müssen für die unterschiedlichen Sportarten geeignete Sportstätten und -gelegenheiten vorhanden sein. Dabei ist zu vermuten, dass für typische „Jungensportarten" wie Fußball, Basketball und Tischtennis eher eine Infrastruktur vorhanden ist als für typische „Mädchensportarten" wie Gymnastik und Tanzen, die vielfach in geschlossenen Räumen betrieben werden. Zum anderen sind auch Ausschlussmechanismen zu erwarten, wenn Mädchen gerne die vorhandene Infrastruktur nutzen möchten, aber dort „nicht zum Zuge" kommen.

Durch Interviews mit Kindern könnten ihre raumgebundenen Vorstellungen von Freizeit und sportlichen Aktivitäten sowie mögliche Ängste und Wünsche auf den (bewegungsbezogenen) eigenen Wohnkontext analysiert werden. Dies wäre durch vertiefende Analysen in Form von Leitfadeninterviews (vgl. Oswald & Krappmann 1995: 357f.; Heinzel 1997; Fuhs 2000) mit „typischen" Kindern in verschiedenen Gebietstypen möglich. Im Zentrum stünde die subjektive Sicht der Kinder auf ihre Sport- und Freizeitaktivitäten. Diese müsste in Bezug gesetzt werden zum Erleben ihres Wohnumfeldes, zur Bedeutung der verschiedenen Sozialisationsinstanzen (z.B. Restriktionen und Vorbilder in der Familie) und ihrer Zufriedenheit mit dem eigenen Sportverhalten. Diese Interviews könnten beispielsweise noch ergänzt werden durch standardisierte Selbstbeobachtungsbögen zum Freizeitverhalten oder freie Tagebuchaufzeichnungen. Weitere Möglichkeiten zur Erfassung der räumlichen Verortung kindlicher Wahrnehmungen bzw. Nutzungsmuster wären sozialräumliche Nutzungskarten, Nutzerfotos (vgl. Sachs Pfeiffer 1995: 397f.) oder Kinderzeichnungen (vgl. Kuhn 2003).

Neben dem Einsatz von Instrumenten zur Erforschung der Kinderperspektive könnte ein systematischer Einsatz des Instruments „Beobachtung" (vgl. Oswald & Krappmann 1995: 356f.) in Erwägung gezogen werden, da hierdurch das tatsächliche Verhalten im Wohnumfeld analysiert werden kann. Die konkreten Gegebenheiten vor Ort wie die Sportinfrastruk-

tur wären zu analysieren: Wie viele Sportstätten und –gelegenheiten stehen zur Verfügung? In welchem Zustand sind diese? Wie ist die tatsächliche Nutzung durch die BewohnerInnen? Wie sind Sportvereine im Stadtteil bzw. in Kitas und Schulen verankert? Welche konkreten Sportangebote gibt es vor Ort für die Zielgruppe der Grundschulkinder, und inwiefern stimmen diese mit den Wünschen der Kinder überein?

Eine derartige Bestandsaufnahme sollte die Basis von kommunaler Beratung und Sportentwicklung in benachteiligten Wohngegenden darstellen.

9.4 Pädagogische und politische Perspektiven

Die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Kölner Studie bestätigten die bisherigen sportwissenschaftlichen Erkenntnisse bezüglich der sozialisatorischen Effekte der Schicht, des Geschlechts und des Migrationshintergrundes. Darüber hinaus zeigte sich eine Bedeutung des unmittelbaren Wohnumfeldes, so wie sich aus der sozial-ökologischen Sozialisationsforschung und Stadtforschung ableiten ließ (s. Kap. 2). Besonders benachteiligt durch das Wohnumfeld bezüglich ihrer Bewegungsaktivität waren Migrantinnen aus niedrigen sozialen Schichten.

Um die beschriebenen negativen Effekte von benachteiligten Wohngebieten aufzufangen, sollte daher verstärkt in der unmittelbaren Wohnumgebung angesetzt und „Stadtteile als Settingorte“ (Richter 2005: 209) genutzt werden. Denn Gesundheitsprävention, die am Setting ansetzt – also in den Lebensbereichen, in denen die Menschen den größten Teil ihrer Zeit verbringen – gilt als besonders erfolgsversprechend (vgl. Richter 2005: 208). Solche Maßnahmen mit aufsuchenden Angeboten in der Lebenswelt der Zielgruppen, an vertrauten Orten und Einrichtungen im Quartier sind niedrigschwelliger und können so die benachteiligten Kinder und Familien besser erreichen, während sich herkömmliche Angebote der Gesundheitsförderung mit so genannter Kommstruktur oft überwiegend an den Bedürfnissen der Mittelschicht orientierten (vgl. Böhme 2007: 6). Hintergrund ist auch, dass langfristige Verhaltensänderungen nur dann möglich sind, wenn sie in den Alltag integriert werden können und mit den jeweiligen Werten und Gewohnheiten in Einklang zu bringen sind (vgl. Richter 2005: 208). Der „Setting-Ansatz“ ist ein „lebensweltorientierter Ansatz, der auf den Lebensraum Stadtteil und die alltäglichen Lebensweisen der Quartiersbevölkerung fokussiert und sowohl auf eine Verbesserung der Lebensverhältnisse (Verhältnisprävention) als auch auf eine gesundheitsgerechte Beeinflussung individueller Verhaltensweisen (Verhaltensprävention) abzielt“ (Böhme 2007: 5).

Während also die reine „Verhaltensprävention“ sich an einzelne Menschen bzw. Gruppen wendet und gesundheitsriskantes Verhalten durch Wissen und veränderte Einstellungen zu beeinflussen versucht, bezieht die „Verhältnisprävention“ auch die ökologischen und sozialen Lebensbedingungen, den institutionellen und sozialen Kontext sowie die sozialen Ressourcen mit ein (vgl. Loss & Leitzmann 2011: 282). Diesem Ansatz „liegt die Vorstellung zugrunde, dass eine gesunde Lebensweise nicht frei gewählt werden kann, sondern vielmehr Resultat der Möglichkeiten ist, die sich einer Person bieten “ (ebenda).

Eine Vernachlässigung dieser verhältnisorientierten Ebene führt häufig zu mangelnder Nachhaltigkeit (vgl. Jungreithmayr 2010), so dass „verhaltenspräventive Maßnahmen allein oftmals nicht ausreichen“ (Loss & Leitzmann 2011: 282). Bei Projekten, die zunächst auf die Verhaltensebene zielen, ist daher die Nachhaltigkeit der Maßnahmen zu bedenken, damit Projektinhalte über die eigentliche Projektdauer hinaus langfristig selbständig weitergeführt werden können (vgl. Klapdor-Volmar, Vagt-Keßler & Bollmeier 2009: 107ff.), bspw. auch durch die Fortbildung von Erzieher/innen und Lehrer/innen als Multiplikator/innen (vgl. ebenda: 112ff.). Wichtig erscheint daher, nicht nur verhaltens-, sondern auch verhältnisorientierte Interventionen und Maßnahmen zu realisieren (vgl. Jungreithmayr 2010).

Wie jedoch Loss & Leitzmann konstatieren „gewinnt man den Eindruck, dass die Bedeutung von Verhältnisprävention in Deutschland noch stärker hervorgehoben werden muss“ (Loss & Leitzmann 2011: 287f.). Dies gelte sowohl für die Programme selbst als auch für deren wissenschaftliche Fundierung:

> „Sehr wenige Studien existieren zu verhältnispräventiven Maßnahmen auf Gemeinde- oder Stadtviertelebene. In Deutschland werden mittlerweile zwar einige gemeindenahe Gesundheitsförderungsprogramme umgesetzt, allerdings fokussieren diese nur selten auf Bewegung und Ernährung oder auf die spezielle Gruppe der Kinder und Jugendlichen. Häufig dominieren auch bei diesen Programmen verhaltensorientierte Ansätze. Hier kann ein erhebliches Praxis- und Forschungsdefizit beschrieben werden." (Loss & Leitzmann 2011: 287)

Ein Dilemma, mit dem sich Maßnahmen im Bereich der Gesundheitsprävention und Bildungsförderung jedoch allgemein konfrontiert sehen, ist das sogenannte „Präventionsdilemma" (Bauer 2005): Vor allem die Effizienz von Programmen, die vorrangig auf die Verhaltensebene zielen, sei dadurch limitiert (vgl. Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse 2012: 105), weil die eigentlichen Zielgruppen – diejenigen Kinder, die besonders unterstützungsbedürftig sind – verfehlt werden. Es stellt daher eine besondere Herausforderung dar, Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten und bildungsfernen Schichten zu erreichen, die besonders von verhältnispräventiven Ansätzen profitieren können – wie zum Beispiel durch guten und kostengünstigen Zugang zu gesunder Ernährung und zu Sportmöglichkeiten (vgl. Loss & Leitzmann 2011: 287).

Dem Präventionsdilemma könne jedoch durch „Settingorientierung" entgegengewirkt werden (Hurrelmann 2010: 214): Ein Setting ist eine soziale Einheit, die für Präventionsmaßnahmen besonders geeignet ist – wie zum Beispiel Schule und Betrieb (vgl. Loss & Leitzmann 2011: 282), aber auch der Stadtteil bzw. das Wohnumfeld. „Da verhältnispräventive Maßnahmen in der Regel innerhalb eines bestimmten Sozialraumes beziehungsweise einer bestimmten Lebenswelt umgesetzt werden (zum Beispiel Stadt, Gemeinde, Schule), ist dieser Ansatz eng mit dem sogenannten Setting-Ansatz verknüpft" (Loss & Leitzmann 2011: 282).

Neben einem hohen Anregungscharakter der Sportinfrastruktur sind benachteiligte Kinder besonders auf das „Vorleben" von positiven Beispielen angewiesen, da sportaffines Verhalten entscheidend von der Familie und anderen Bezugspersonen geprägt wird. Hier erreichen insbesondere Institutionen wie Kindergärten und Schulen nahezu alle Kinder des Wohnumfeldes und bieten daher einen besonders geeigneten Rahmen zur Bewegungsförderung. Vor allem die Schule wird in diesem Zusammenhang oft als wichtigstes Setting beschrieben, da durch die Schule der Großteil der Bevölkerung über mehrere Jahre erreichbar ist (vgl. Jungreithmayr 2010) bzw. weil „die Schule in unserer Gesellschaft der einzige Ort ist, an dem alle Kinder erreicht werden können, insbesondere auch jene Kinder, die von anderen freiwilligen Institutionen kaum erreicht werden" (Thiele 2011: 20)[78]. Da – wie sich auf Basis der PISA-Daten zumindest für Jugendliche zeigte – es Schulsport-AGs im Vergleich zu Sportvereinsangeboten eher gelingt, auch sozial benachteiligte Jugendliche einzubeziehen (vgl. Mutz & Burrmann 2009) und auch Mädchen mit Migrationshintergrund zu erreichen (vgl. Mutz 2008: 50f.; Frohn 2009: 63), bieten diese die Möglichkeit, auch Vereinsabstinente an regelmäßiges Sporttreiben heranzuführen. Erfolgversprechend sind diesbezüglich Kooperationen mit Sportvereinen und die Entwicklung bewegungsfreundlicher Profile der Einrich-

[78] Ein weiterer Anlass, bei dem nahezu alle Bevölkerungsgruppen erreicht werden können, ist die Schuleingangsuntersuchung. Auch hier gibt es Ansätze, diesen Anlass für Fördermaßnahmen zu nutzen: „In Mülheim an der Ruhr erhalten (...) alle künftigen Schulanfänger einen Sportgutschein, der ihnen ein Jahr kostenlos in einem Verein ermöglicht. Hierbei handelt es sich um ein Projekt, das von der Stadt und dem Sportbund getragen wird. (…) Insbesondere in sozial benachteiligten Stadtteilen werden flankierend Vereinslotsen eingesetzt. Sie machen Werbung für die Sportgutscheine, begleiten die Kinder zum Sport oder helfen bei Sprachproblemen. (…) Es zeigte sich, dass es auf diese Weise gelungen ist, sonst häufig nur schwer erreichbare Gruppen wie Kinder mit Migrationshintergrund zu erreichen." (Amonn 2011: 37f.)

tungen (vgl. Vagt-Keßler & Temme 2008). Vor allem für Grundschulen gilt zudem, dass sie i.d.R. eng strukturell mit dem Stadtteil, in dem sie sich befinden, verwoben sind. Dies gilt sowohl sozialstrukturell als auch bezogen auf die Vernetzung mit Institutionen im Stadtteil wie den lokalen Sportvereinen.

Ein positives Beispiel einer „Leuchtturmschule im Schulsport" (vgl. Hoffmann 2011: 28) ist beispielsweise die Hardenbergschule in Velbert-Neviges. Die Hauptschule fördert benachteiligte Kinder und Jugendliche durch die Teilnahme an Sportturnieren, durch die Ausbildung als Sporthelfer/innen und durch Kooperationen mit Sportvereinen. Als positive Sozialisationsleistungen werden neben der größeren Teilhabe an schulischen und außerschulischen Sportaktivitäten die Übernahme von Verantwortung beispielsweise als Kampfrichter bei Turnieren beschrieben (vgl. ebenda).

Die offene Ganztagsgrundschule bietet durch die Ergänzung des schulischen (Sport-) Unterrichts die Möglichkeit, Angebote im Bereich „Bewegung, Spiel und Sport" (BeSS) durch Sportvereine schulisch anzubinden. Dies ist zwar für die Vereine eine besondere Herausforderung aufgrund der Heterogenität der Gruppen (vgl. Vagt-Keßler & Temme 2008: 94), doch bietet sie gleichzeitig den Zugang zu solchen Kindern, die bisher nicht den Weg in die Vereine gefunden haben.

Weiterhin können Sportlehrkräfte eine wichtige Rolle bei einer positiv erlebten Sportsozialisation spielen. Im Optimalfall sind sie positives Vorbild, können Kinder an (neue) Sportarten heranführen und Erfolgserlebnisse verschaffen. Eine besondere Notwendigkeit besteht darin, in den Grundschulen die Übernahme des Sportunterrichts durch ausgebildete Sportlehrkräfte zu gewährleisten. Leider unterrichtet nach Ergebnissen der SPRINT-Studie ein Großteil der Lehrkräfte den Sportunterricht in Grundschulen fachfremd ohne sportspezifische Ausbildung (vgl. Hofmann et al. 2006: 98).

Butterwegge (2012b) fordert, das Thema „Kinder- und Jugendarmut" im Rahmen der Lehrerausbildung stärker zu berücksichtigen (vgl. Butterwegge 2012: 9): Das Armutsthema solle auch stärker als bisher Teil der Curricula werden, nicht nur bezogen auf die sog. Dritte Welt. An dieser Stelle wird darüber hinaus vorgeschlagen, die berichtete „Vierfachbenachteiligung" flächendeckend in die Lehramtsausbildung aufzunehmen, um die angehenden (Sport-)Lehrkräfte für die verschiedenen, auch sozial-*räumlichen* Benachteiligungen zu sensibilisieren und Ideen zu entwickeln, wie bisher weniger sportaffine Gruppen an den Sport herangeführt werden können. Diese Sensibilisierung wäre auch vor allem für settingbezogene Präventions- und Fördermaßnahmen, die im schulischen Rahmen stattfinden, relevant.

Ein weiteres zentrales Setting für die Erreichbarkeit von bewegungsfernen Kindern sind Kindertagesstätten. Sie sind besonders wichtig für eine gelingende früher Bewegungssozialisation, weil sie schon Kleinkinder an motorische Grundfertigkeiten und die Freude an der Bewegung heranführen können. Hierzu ist jedoch eine entsprechende Aus- und Fortbildungsstruktur von großer Relevanz, um eine kompetente Umsetzung zu gewährleisten[79]. Neben einer Bewegungsförderung, die durch das eigene Personal und die Gestaltung von Innen- und Außenflächen ermöglicht wird, sind auch hier Kooperationen mit Sportvereinen eine gute Möglichkeit der Verankerung von Bewegung.

[79] Diese Fragestellung wird zur Zeit im Förderbereich „Ausweitung der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte" (AwiFF) des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) im Rahmen des Vorhabens „Bewegung in der frühen Kindheit" (BiK) untersucht. http://www.kompetenzprofil-bik.de/ [Zugriff am 10.11.2012]

Die Bedeutung von Gesundheitsförderung besonders in benachteiligten Stadtteilen in den Settings Kita und Schule wird auch vom Spitzenverband der Gesetzlichen Krankenkassen (GKV) hervorgehoben: Nach dem „Leitfaden Prävention“[80] sollen insbesondere Projekte in benachteiligten Wohngebieten im Rahmen des Setting-Ansatzes gefördert werden (vgl. GKV 2010: 23ff.). Hervorgehoben wird hier die Kombination von verhaltens- und verhältnispräventiven Ansätzen und die Fokussierung auf Kinder, Jugendliche und deren Eltern als Zielgruppen.

Auch Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse (2012) betonen in Bezug auf Gesundheitspräventionen die besondere Relevanz, die Eltern bei auf Kinder zielende Präventionsmaßnahmen miteinzubeziehen. Insbesondere Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund nehmen Angebote oft nur dann wahr, wenn die Familie in ihrer Gesamtheit angesprochen wird (vgl. Keskinler, Rehn & Egelhof 2009: 90). Positive Beispiele bieten hier Projekte mit Kitas und Grundschulen, die in vornehmlich sozial benachteiligten Stadtteilen im Rhein-Kreis Neuss durchgeführt wurden (vgl. Klapdor-Volmar, Vagt-Keßler & Bollmeier 2009): Neben Maßnahmen im Bereich Ernährung und seelische Gesundheit wurden dabei auch im Bereich Sport und Bewegung die „Eltern als Vorbild und wichtigste Sozialisationsinstanz im Kindertagesstätten- und Grundschulalter“ (vgl. ebenda: 84) systematisch miteinbezogen, indem u.a. in Bewegungsangeboten für Eltern v.a. sportabstinente Mütter zu regelmäßigem Sporttreiben motiviert werden konnten. In einem solchen Rahmen könnten die Eltern auch für die Bewegungsbedürfnisse ihrer Kinder, insbesondere ihrer Töchter, sensibilisiert werden. Und sie können, wenn sie selbst positive sportliche Erfahrungen sammeln, als Vorbilder in die Familienstrukturen hineinwirken (vgl. Keskinler, Rehn & Egelhof 2009: 90).

Denn wie auch die Ergebnisse der vorliegenden Studie in Köln vermuten lassen, sind Mädchen in benachteiligten Wohngebieten oft auch aufgrund stärkerer elterlicher Restriktionen in ihrem Sport- und Bewegungsverhalten besonders stark eingeschränkt. In informellen Gesprächen mit den befragten Kindern im Rahmen der Klassenraumbefragung wurde dies ebenfalls wiederholt von Mädchen thematisiert, die gerne bestimmte Sportangebote nutzen wollten, dies jedoch aufgrund elterlicher Verbote nicht durften. Auch aus diesen Gründen erscheint es besonders sinnvoll, die Eltern der Schüler/innen bei geplanten Maßnahmen miteinzubeziehen.

Bei der konkreten Umsetzung von Projekten mit Kindern sollten die Erfahrungen bisheriger Projekte systematisch miteinbezogen werden: Aus der sportpädagogischen Arbeit mit Hauptschülerinnen leitet Albert (2008) die Erkenntnis ab, dass diese in sicherem, aber offenem, abwechslungsreichem Rahmen stattfinden sollte. Förderlich seien insbesondere geschützte Räume im nahen Wohnumfeld (vgl. Albert 2008: 52). In Bezug auf Gesundheitsprävention versprechen also insbesondere solche Maßnahmen Erfolg, die einen „lebensweltlichen Bezug“ aufweisen, die unter Einbeziehung wichtiger Bezugspersonen da ansetzen, wo die Kinder sich überwiegend aufhalten (vgl. Lampert et al. 2008: 16).

Aus Erfahrungen mit Projekten in benachteiligten Wohngebieten leitet Spalink-Sievers (2004) die Empfehlung ab, dass die Projekte zwar institutionell an die Schulen angebunden werden sollten (bspw. Planungswerkstätten im Rahmen des Sachkundeunterrichts in 3./4. Klassen gemeinsam mit dem Fachlehrkräften), die Beteiligung der Kinder aber am besten „vor Ort“ stattfinden sollte, d.h. nicht in geschlossenen Räumen, die an schulische Veranstaltungen

[80] In diesem Leitfaden werden die Ziele und Bedingungen für die finanzielle Förderung von Maßnahmen der Primärprävention durch die gesetzlichen Krankenkassen verbindlich festgelegt.

erinnern (vgl. Spalink-Sievers 2004: 19). In einer umsetzungsorientierten Perspektive sollten die Wünsche der Kinder nach der Gestaltung des Bewegungskontextes erfragt und Angebote, Sportstätten und -gelegenheiten mit ihnen gemeinsam entwickelt werden (vgl. Spalink-Sievers 2004), z.B. im Rahmen einer bewegungsfreundlichen Schulhofumgestaltung, bei der Entwicklung von Sportangeboten im Ganztag oder bei der Planung eines Skater-Geländes. Hier gibt es bereits erfolgversprechende Ansätze, z.T. auch im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Soziale Stadt" (vgl. Wonik 2008: 2f.), das sozial benachteiligte Wohngebiete im Fokus hat. Hier sind die Institutionen auf lokaler Ebene gefragt, kreative Lösungen zu finden und personell bzw. materiell zu unterstützen.

Da in benachteiligten Wohngebieten Peers nicht unbedingt positive Impulse geben, wären Projekte mit (Sport-)SozialarbeiterInnen oder ErlebnispädagogInnen besonders zu empfehlen. Diese können zum einen pädagogisch auf Kinder und Jugendliche einwirken, zum anderen Bewegungsprojekte initiieren bzw. selber durchführen oder Einrichtungen mit Sportvereinen vernetzen. Ein positives Beispiel ist hier das Event „Basketball um Mitternacht" im benachteiligten Stadtteil Köln-Kalk (vgl. Schenk 1997) bzw. das Projekt „Körbe für Köln", das in acht benachteiligten Wohngebieten mit erhöhtem Jugendhilfebedarf in sieben verschiedenen Kölner Stadtteilen[81] aktiv ist, sich allerdings nicht an Grundschulkinder, sondern an Jugendliche ab 12 Jahren wendet (vgl. Odendahl 2008: 11).

Ähnlich innovative Projekte fordert der Sozialarbeiter Serefoglu für die benachteiligte Großwohnsiedlung Kölnberg im Stadtteil Meschenich: Er „wünscht sich für die Jugendlichen dauerhafte mobile Musik- und Tanzprojekte sowie spezielle Sozialarbeit für Mädchen. (…) Damit die Flächen für Spiel und Sport zurückerobert werden können. ‚Die Plätze gehören doch den Kindern.'" (Katzmarzik 2011: 39)

Weiterhin ist in den benachteiligten Stadtteilen eine Verbesserung der Infrastruktur anzustreben, indem besonders auf die Einrichtung, die Ausstattung und die Pflege von Sporthallen und Sportgelegenheiten geachtet wird. Zwar wurde in der vorliegenden Untersuchung deutlich, dass benachteiligte Wohngebiete in der Ausstattung mit städtischen Anlagen zunächst nicht systematisch schlechter gestellt sind als sozial privilegierte Stadtteile (s. Kap. 7.3). Die vorhandene Infrastruktur ist jedoch zum einen teilweise in sehr schlechtem Zustand und weist „kaum mehr Aufenthalts- und Spielqualitäten" (Spalink-Sievers 2004: 19) auf. Zum schlechten Wohnumfeld kommen oft beengte Wohnverhältnisse hinzu, weshalb die Bedeutung des Freiraums in solchen Quartieren besonders groß ist (vgl. Spalink-Sievers 2004: 18). Durch die Benachteiligung durch materielle, soziale und mentale Ressourcen sind die Bewohner/innen zum anderen stärker auf eine gute Ausstattung angewiesen, da sie weniger mobil und stärker im eigenen Quartier verankert sind (s. Kap. 2.3.2).

Eine einfache und zugleich relativ kostengünstige Möglichkeit, in dicht besiedelten Gebieten zusätzliche Spielflächen für Kinder und Jugendliche zu erschließen, besteht in der Öffnung von Schulhöfen, die auch nachmittags, am Wochenende und in den Schulferien zugänglich und so Teil des öffentlichen Raums sein können (vgl. Ruhl 2012: 3). Spiel- und Sportgelegenheiten wie Kletterwände, Tischtennisplatten und Basketballkörbe sind dort häufig vorhanden, wie auch die Ergebnisse der SchulleiterInnen-Befragungen in Köln gezeigt haben (s. Kap. 8.3). Sie wären damit gerade für die Altersgruppe der Grundschulkinder vielfach attraktiver, haben einen höheren Aufforderungscharakter und bieten mehr Spielanreize als

[81] Chorweiler, Mülheim, Bilderstöckchen, Nippes, Kalk, Bickendorf und Porz.

öffentliche Spielplätze, die in der Mehrzahl auf jüngere Kinder und Kleinkinder zugeschnitten sind (vgl. Stadt Köln 2011b: 4).

In Köln ist diese Öffnung bislang nur für einen geringen Teil der Schulhöfe realisiert. Im Bericht zur „Integrierten Jugendhilfe- und Schulentwicklungsplanung" der Stadt Köln wird zwar ebenfalls angeregt, Schulhöfe als Spielplätze zu öffnen (vgl. Stadt Köln 2011a: 240), um auf diese Weise zusätzliche Spiel- und Bewegungsräume zu schaffen und das bestehende Netz der Spielplätze zu ergänzen. Darüber hinaus könne dadurch die Verankerung der Schulen in den Wohngebieten und Stadtteilen erhöht werden. Befürchtet werden jedoch Kosten für Schließdienste und Reinigung sowie Beschwerden von Anwohnern über mögliche Lärmbelästigung (vgl. ebenda: 238). Ruhl (2012: 3) führt dagegen an, dass in den Städten, in denen eine Öffnung fast aller Schulhöfe bereits realisiert wurde, diese Befürchtungen weitgehend ausgeräumt werden konnten. Er fordert Eltern dazu auf, aktiv zu werden und diese Forderungen an Stadträte und -verwaltungen heranzutragen. Meines Erachtens ist dabei allerdings darauf zu achten, dass solche Maßnahmen möglichst stadtweit bzw. gezielt in benachteiligten Wohngebieten realisiert werden. Ansonsten wäre zu befürchten, dass wiederum in den bereits privilegierten Stadtteilen, in denen Elterninitiativen leichter zu verwirklichen sind, mehr passiert als in den benachteiligten Wohngebieten.

Der Erfolg der beschriebenen und ähnlicher Einzelmaßnahmen ist jedoch nicht unwesentlich von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen auf der Makroebene und von der allgemeinen Stadtentwicklung abhängig: Aus sportwissenschaftlicher Sicht sollten die beschriebenen Impulse auf Projekt- als auch auf Infrastrukturebene wegen ihrer positiven sozialisatorischen Potenziale daher trotz Einschränkungen in den Finanzhaushalten vor Ort umgesetzt werden. Allerdings lassen auch hier Kürzungen bei der Sportinfrastruktur eher noch eine Verschlechterung des benachteiligenden Zugangs zum Sport erwarten. Dies kann nur teilweise über Fördermittel aus dem Sozialetat aufgefangen werden: „Geringer werdende Hallenkapazitäten, Bäderschließungen und eine Reduzierung von Leichtathletikanlagen sind nur einige wenige Beispiele für die Auswirkungen von Sparmaßnahmen." (Schwark 2011: 27) Die politischen Akteure sind gefragt, Gestaltungsfreiräume zu nutzen. Im Anschluss an Schwark (vgl. ebenda) sollten sich Verantwortliche in den Kommunen neben ihrem Engagement für außenwirksame Großsportveranstaltungen auch für bewegungsfördernde Projekte in Schulen und außerschulischen Bildungsinstitutionen sowie die breitensportlich orientierte Infrastruktur einsetzen.

Als zentrale gesellschaftliche Rahmenbedingung hat die sozial-räumliche Segregation in den letzten Jahren und Jahrzehnten in den meisten deutschen Großstädten zu- statt abgenommen – so auch in Köln (vgl. Friedrichs & Triemer 2009: 150; Zimmer-Hegmann et al. 2006: 97f.; Farwick 2007b: 46). Unter den betrachteten benachteiligten Wohngebieten gibt es auf der einen Seite solche, die sich in einer „Abwärtsspirale" (Farwick 2007a: 120) befinden, wie es für Köln-Chorweiler beschrieben wird, wo immer mehr Wohnungen unter Zwangsverwaltung stehen und zunehmend verwahrlosen (vgl. Frangenberg & Worring 2011: 34). Beschleunigt werden derartige Prozesse durch den Rückzug des Staates aus dem sozialen Wohnungsbau und das sukzessive Auslaufen der Mietpreis- und Belegungsbindungen. Infolgedessen hat sich die Anzahl der Sozialwohnungen in Deutschland zwischen 1987 und 2003 nahezu halbiert (vgl. Farwick 2007b: 44); in NRW ist in den letzten zehn Jahren die Zahl der Sozialwohnungen nochmals um 40% gesunken (vgl. Wiedemann 2012: 1). Auf der anderen Seite werden andere Stadtteile zwar aufgewertet: Im Zuge dieses Prozesses der Gentrification (vgl. Friedrichs & Blasius 2000: 140f.), der u.a. auch Mietpreiserhöhungen nach sich zieht, werden jedoch gerade sozial schwache Familien aus diesen Stadtteilen verdrängt und

müssen nicht selten in die noch stärker benachteiligten Wohngebiete – und zwar überwiegend in die peripheren Großsiedlungen (vgl. Seidel-Schulze 2012: 4) – umsiedeln. Es ist zu befürchten, dass eine weitere sozial-räumliche Spaltung der Städte als Ausdruck zunehmender sozialer Spaltung die Probleme noch verschärfen wird.

Was kann diese Entwicklung stoppen bzw. eine noch stärkere Segregation verhindern?

Es sollte weiterhin versucht werden, die konkreten Lebensbedingungen im Stadtteil zu verbessern, beispielsweise auch durch eine „positive Diskriminierung" (vgl. Strohmeier & Alic 2006: 49) von Schulen in benachteiligten Stadtteilen. „Schule soll kompensatorisch wirken", meint Harald Lehmann, Schulleiter der Evangelischen Gesamtschule Gelsenkirchen im benachteiligten Stadtteil Gelsenkirchen-Bismarck (zitiert in: Müller 2012: 6f.). Durch selektive Fortzüge von relativ Bessergestellten (vgl. Friedrichs & Triemer 2009) kann sich die Segregation noch verstärken und die Armut in bereits bestehenden benachteiligten Gebieten noch weiter zunehmen. Es wird berichtet, dass besonders attraktive Schulen in sozialbenachteiligten Stadtteilen solche selektiven Fortzüge von Mittelschichtfamilien verhindern können (vgl. Müller 2012: 7). Um solche Stadtteilschulen anziehend zu machen, ist neben persönlichem Engagement eine positive Diskriminierung in dem Sinne nötig, dass dort am meisten investiert wird, wo der größte Bedarf besteht. Die Zuweisung von Stellen und Sachmitteln sollte sich nicht allein nach den quantitativen Schülerzahlen richten, sondern auch nach qualitativen Merkmalen, wie dem sozio-ökonomischen Hintergrund der Kinder bzw. des Wohnquartiers (vgl. Strohmeier & Alic 2006: 49). Dann können Schulen die „soziale Polarisierung zwar nicht verhindern. ‚Sie können aber die Entmischung bremsen', meint der Berliner Stadtforscher Sigmar Gude." (zitiert in Müller 2012: 6)

Schulen allein vermögen jedoch die benachteiligenden Effekte von Segregation wohl nicht auszugleichen. Nötig sind auf der Mesoebene der Städte auch weitere Maßnahmen im Bereich Stadtentwicklung und wohnungsbaupolitische Maßnahmen, insbesondere der Neubau von Sozialwohnungen auch im Innenstadtbereich (vgl. Villinger 2012: 3), um eine weitere Verdrängung von ärmeren Familien in periphere Großsiedlungen verhindern zu können.

Um die festgestellte „Vierfachbenachteiligung" zu bremsen, bedarf es einer Politik, die sich aktiv gegen die Isolation und mangelnde Teilhabe benachteiligter sozialer Gruppen einsetzt.

Da die zugrundeliegenden Ursachen für verstärkte sozial-räumlichen Segregation innerhalb der Städte vornehmlich in allgemeinen sozialen Spaltungstendenzen (vgl. Butterwegge 2012a; Dohnke, Seidel-Schulze & Häußermann 2012: 10) – also Prozessen auf der gesamtgesellschaftlichen Makroebene – zu verorten sind, sind solche Maßnahmen auf der Mesoebene der Städte bzw. städtischer Teilgebiete in ihrer Reichweite zwar begrenzt. Es wären auch Veränderungen auf der gesamtgesellschaftlichen Makroebene im Sinne einer Umverteilung von oben nach unten erforderlich.

Weil aber Segregation nicht nur Ausdruck, sondern auch zugleich Ursache sozialer Ungleichheit darstellt, sollte „alles unternommen werden, um besonders problematische Ausmaße der räumlichen Polarisierung sozial schwacher Bevölkerungsgruppen abzuschwächen beziehungsweise zu vermeiden" (Farwick 2007b: 52). Denn benachteiligte Wohnumfelder haben benachteiligende Effekte auf das Sportverhalten der Kinder, die in ihnen aufwachsen, und damit auch auf deren Teilhabemöglichkeiten und Gesundheitsrisiken. Da auch bereits vielfach Kontexteffekte auf Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen aufgezeigt werden konnten, handelt sich damit um eine Kumulation von Benachteiligungen, die darüber hinaus bereits individuell Benachteiligte in noch stärkerem Maße betreffen.

10 Literatur

Aber, Lawrence, Martha A. Gephart, Jeanne Brooks-Gunn & James P. Connell (1997). Development in Context. Implications for Studying Neighborhood Effects. In Jeanne Brooks-Gunn, Greg J. Duncan & Lawrence J. Aber (Hrsg.), *Neighborhood Poverty. Volume I. Context and Consequences for Children.* (S. 44-61). New York: SAGE.

Abu-Omar, Karim, Alfred Rütten & Jana Schröder (2004). Gesunde Städte - Bewegungsräume zum Aufwachsen. In Eckart Balz & Detlev Kuhlmann (Hrsg.), *Sportengagements von Kindern und Jugendlichen - Grundlagen und Möglichkeiten informellen Sporttreibens.* (S. 99-112). Aachen: Meyer & Meyer (Sportentwicklungen in Deutschland; 18).

Aksay, Ebubekir (2009). "Religion behindert den Sport nicht" - Zur Sportbeteiligung von Frauen und Mädchen in der Türkei. In Innenministerium NRW (Hrsg.), *"Wir sind dabei!" Mädchen und Frauen mit Zuwanderungsgeschichte im Sport.* (S. 37-46). Düsseldorf: Innenministerium.

Albert, Kathrin (2008). "Mein Sport macht mir halt mehr Spaß" - Favorisierte Bewegungskontexte von Mädchen mit niedrigem Bildungsniveau. In Verena Oesterholt, Jürgen Hofmann, Maren Schimanski, Martin Scholz & Helmut Altenberger (Hrsg.), *Sportpädagogik im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen, wissenschaftlicher Ansprüche und empirischer Befunde*. (S. 49-54). Hamburg: Czwalina (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 175).

Alt, Christian & Bien, Walter (1994). Gewichtung, ein sinnvolles Verfahren in den Sozialwissenschaften? Fragen, Probleme und Schlußfolgerungen. In Siegfried Gabler, Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik & Dagmar Krebs (Hrsg.), *Gewichtung in der Umfragepraxis.* (S. 124-140). Opladen: Westdeutscher Verlag (ZUMA-Publikationen).

Amonn, Jan (2011). *KOMM-IN NRW. Praktische Handreichung für Schritte zur Verbesserung der Gesundheit und Entwicklung von Kindern mit Zuwanderungsgeschichte.* Mülheim: Dezernat Arbeit, Soziales, Gesundheit und Sport.

Andreß, Hans-Jürgen, Jacques A. Hagenaars & Steffen Kühnel (1997). *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten. Log-lineare Modelle, latente Klassenanalyse, logistische Regression und GSK-Ansatz.* Berlin: Springer.

Andrews, Howard F. (1986). The Effects of Neighbourhood Social Mix on Adolescents' Social Networks and Recreational Activities. *Urban Studies*, 23, 501-517.

Austermann, Klaus & Zimmer-Hegmann, Ralf (2000). *Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. Evaluationsbericht zum nordrhein-westfälischen Landesprogramm.* (2. Aufl.). Dortmund: ILS (ILS-Schriften; 166).

Baacke, Dieter (1999). *Die 6- bis 12jährigen* (3. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz.

Bacher, Johann (1996). *Clusteranalyse: Anwendungsorientierte Einführung*. München/Wien: Oldenbourg.

Bacher, Johann (2001). Teststatistiken zur Bestimmung der Clusterzahl für QUICK CLUSTER. *ZA-Information* (48), 71-92.

Backhaus, Klaus, Bernd Erichson, Wulff Plinke & Rolf Weiber (2008). *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. (12. Aufl.) Berlin & Heidelberg: Springer.

Baerlocher, Kurt & Laimbacher, Joseph (2001). Ernährung von Schulkindern und Jugendlichen. *Monatsschrift Kinderheilkunde,* 149, 25-34. [Zugriff am 02.01.2007 unter http://www.springerlink.com/content/2cdhcqej4unq8xh6/fulltext.pdf]

Balz, Eckart (1998). Sportgelegenheiten. *Sportpädagogik,* 22 (6), 5-9.

Bandura, Albert (1976a). Die Analyse von Modellierungsprozessen. In Albert Bandura (Hrsg.), *Lernen am Modell. Ansätze zu einer sozial-kognitiven Lerntheorie.* (S. 6-68). Stuttgart: Klett.

Bandura, Albert (1976b). Einfluß der Verstärkungskontingenzen des Modells auf den Erwerb der Nachahmungsreaktionen. In Albert Bandura (Hrsg.), *Lernen am Modell. Ansätze zu einer sozial-kognitiven Lerntheorie.* (S. 115-130). Stuttgart: Klett.

Bandura, Albert (1977). *Social Learning Theory.* Englewood: Prentice-Hall.

Barker, Roger G. (1968). *Ecological psychology. Concepts and methods for studying the environment of human behavior.* Stanford: Univ. Press.

Bartelheimer, Peter (2001). *Sozialberichterstattung für die ‚soziale Stadt'. Methodische Probleme und politische Möglichkeiten*. Frankfurt/New York: Campus.

Bauer, Ullrich (2005). *Das Präventionsdilemma: Potenziale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung.* Wiesbaden: VS Verlag.

Baumert, Jürgen & Schümer, Gundel (2001). Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb. In Jürgen Baumert, Eckhart Klieme, Michael Neubrand, Manfred Prenzel, Ulrich Schiefele, Wolfgang Schneider, Petra Stanat, Klaus-Jürgen Tillmann & Manfred Weiß (Hrsg.), *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. (S. 323-410). Opladen: Leske + Budrich.

Baur, Jürgen (1989). *Körper- und Bewegungskarrieren. Dialektische Analysen zur Entwicklung von Körper und Bewegung im Kindes- und Jugendalter.* Schorndorf: hofmann (Wissenschaftliche Schriftenreihe des Deutschen Sportbundes; 21).

Baur, Jürgen & Ulrike Burrmann (2008). Sozialisation zum und durch Sport. In Kurt Weis & Robert Gugutzer (Hrsg.), *Handbuch Sportsoziologie* (S. 230-238). Schorndorf: hofmann.

Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Behnke, Joachim, Nina Baur & Nathalie Behnke (2010). *Empirische Methoden der Politikwissenschaft*. (2. Auflage) Paderborn: Schöningh (Grundkurs Politikwissenschaft).

Bell, Günter (2009). *"Ein Stadtteil, in dem die Arbeiterklasse zu Hause ist"? Klassenbewußtsein und Klassensolidarität in sozial-räumlichen Milieus.* Hamburg: VSA.

Benninghaus, Hans (2007). *Deskriptive Statistik. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler.* (11. Aufl.). Wiesbaden: VS (Studienskripten zur Soziologie).

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie.* Frankfurt am Main: S. Fischer (Conditio humana).

Berndt, Inge (1995). Mädchen im Sport - Ist Sport im Verein am schönsten? In Marie-Luise Klein (Hrsg.), *"Karrieren" von Mädchen und Frauen im Sport. 2. Tagung der dvs-Kommission "Frauenforschung in der Sportwissenschaft" vom 24.-26.6.1994 in Paderborn* (S. 27-42). Sankt Augustin: Academia (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 69).

Berndt, Inge & Menze, Andrea (1996). Distanz und Nähe. Mädchen treiben ihren eigenen Sport. In Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen. Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend.* (S. 361-430). Düsseldorf (Sport in Nordrhein-Westfalen, Materialien; 44).

Bertels, Lothar (2008). *Stadtgespräche mit Hans Paul Bahrdt, Ulfert Herlyn, Hartmut Häußermann und Bernhard Schäfers.* Wiesbaden: VS.

Bertram, Hans (1982). Von der schichtspezifischen zur sozialökologischen Sozialisationsforschung. In Laszlo A. Vaskovics (Hrsg.), *Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung.* (S. 25-54). Stuttgart: Enke (Der Mensch als soziales und personales Wesen).

Best, Henning & Christof Wolf (2010). Logistische Regression. In Christof Wolf & Henning Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. (S. 827-854). Wiesbaden: VS.

Betz, Tanja (2008). *Ungleiche Kindheiten. Theoretische und empirische Analysen zur Sozialberichterstattung über Kinder.* Weinheim & München: Juventa.

Blasius, Jörg (1988). Indizes der Segregation. In Jürgen Friedrichs (Hrsg.), *Soziologische Stadtforschung.* (S. 410-431). Opladen: Westdeutscher Verlag (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; Sonderheft 29).

Blasius, Jörg (1993). *Gentrification und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung*. Wiesbaden: DUV (Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1991).

Blasius, Jörg, Jürgen Friedrichs & Jennifer Klöckner (2008). *Doppelt benachteiligt? Leben in einem deutsch-türkischen Stadtteil.* Wiesbaden: VS.

Blasius, Jörg & Winkler, Joachim (1989). Gibt es die "feinen Unterschiede"? Eine empirische Überprüfung der Bourdieuschen Theorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 41* (1), 72 - 94.

Blien, Uwe & Wiedenbeck, Michael (2002). Mehrebenenanalyse. In Gerhard Kleinhenz (Hrsg.), *IAB-Kompendium Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.* (S. 309-324). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (BeitrAB; 250).

Blinkert, Baldo (1993). *Aktionsräume von Kindern in der Stadt. Eine Untersuchung im Auftrag der Stadt Freiburg.* Pfaffenweiler: Centaurus (Schriftenreihe des FIFAS; 2).

Böhme, Christa (2007). Gesundheitsförderung in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf. *Soziale Stadt - info*, 20 (April), 2-9.

Böltken, Ferdinand (2005). Kommunale Ansätze zur Stadtteiltypisierung. In Arbeitsgruppe-Regionale-Standards (Hrsg.), *Regionale Standards: Ausgabe 2005* (S. 129-131). Mannheim: ZUMA.

Bös, Klaus, Frank Hänsel & Nadja Schott (2000). *Empirische Untersuchungen in der Sportwissenschaft. Planung - Auswertung - Statistik*. Hamburg: Czwalina.

Bös, Klaus, Annette Worth, Elke Opper, Jennifer Oberger, Natalie Romahn, Matthias Wagner, Darko Jekauc, Filip Mess & Alexander Woll (2009). *Motorik-Modul: Eine Studie zur motorischen Leistungsfähigkeit und körperlich-sportlichen Aktivität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Abschlussbericht zum Forschungsprojekt.* Baden-Baden: Nomos Verlag.

Boldt, Kirsten (2012). Viel zu wenig Raum für Kinder. *Kölner Stadtanzeiger* (3. Februar 2012), 26.

Bongartz, Marianne & Henseler, Stephanie (2011). *Köln.* Ostfildern: DuMont.

Boos-Nünning, Ursula & Karakaşoğlu, Yasemin (2003). Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund und Sport. In Werner Schmidt, Ilse Hartmann-Tews & Wolf-Dietrich Brettschneider (Hrsg.), *Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht* (S. 319-338). Schorndorf: hofmann.

Bortz, Jürgen & Döring, Nicola (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (4., überarbeitete Aufl.). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

Bourdieu, Pierre (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten.* (S. 183-198). Göttingen: Otto Schwartz & Co. (Soziale Welt; Sonderband 2).

Bourdieu, Pierre (1991). Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In Martin Wentz (Hrsg.), *Stadt-Räume.* (S. 25-34). Frankfurt, New York: Campus (Die Zukunft des Städtischen, Frankfurter Beiträge; 2).

Bourdieu, Pierre (1992). Programm für eine Soziologie des Sports. In Ders. (Hrsg.), *Rede und Antwort* (S. 193-207). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1994 [1979]). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. (7. Auflage) Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1998). Ortseffekte. In Albrecht Göschel & Volker Kirchberg (Hrsg.), *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur.* (S. 17-25). Opladen: Leske + Budrich.

Boyce, William & Lorenza Dallago (2004). Socioeconomic inequality. In Candace Currie, Chris Roberts, Anthony Morgan, Rebecca Smith, Wolfgang Settertobulte & Oddrun Samdal (Hrsg.), *Young People's Health in Context. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) study: international report from the 2001/2002 survey.* (S. 13-25). Kopenhagen: WHO.

Brandl-Bredenbeck, Hans Peter (1999). *Sport und jugendliches Körperkapital. Eine kulturvergleichende Untersuchung am Beispiel Deutschlands und der USA.* Aachen: Meyer & Meyer (Sportentwicklungen in Deutschland; 8).

Brandl-Bredenbeck, Hans Peter, Wolf-Dietrich Brettschneider, Catie Keßler & Miriam Stefani (2010). *Kinder heute: Bewegungsmuffel, Fastfoodjunkies, Medienfreaks? Eine Lebensstilanalyse.* Aachen: Meyer & Meyer (Sportentwicklungen in Deutschland; 22).

Brandl-Bredenbeck, Hans-Peter, Catie Keßler & Miriam Stefani (2008). Kinder heute – Bewegungsmuffel, Fast Food-Junkies, Medienfreaks? Lebensstile und Gesundheitsverhalten im internationalen Vergleich. In Verena Oesterhelt , Jürgen Hofmann, Maren Schimanski, Martin Scholz & Helmut Altenberger (Hrsg.), *Sportpädagogik im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen, wissenschaftlicher Ansprüche und empirischer Befunde. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportpädagogik 2007.* (S. 292-294). Hamburg: Czwalina.

Brettschneider, Wolf-Dietrich & Gerlach, Erin (2004a). *Sportengagement und Entwicklung im Kindesalter. Eine Evaluation zum Paderborner Talentmodell.* Aachen: Meyer & Meyer.

Brettschneider, Wolf-Dietrich & Gerlach, Erin (2004b). *Sportengagement und Entwicklung im Kindesalter. Dokumentation der Erhebungsinstrumente der Paderborner Kinderstudie.* [Zugriff am 25. Mai 2005 unter http://sport.uni-paderborn.de/sportunderziehung/dokumente/set_skalendoku.pdf].

Brettschneider, Wolf-Dietrich & Naul Roland (Hrsg.) (2007). *Obesity in Europe. Young people's physical activity and sedentary lifestyles*. Frankfurt a. M.: Lang.

Brinkhoff, Klaus-Peter (1998a). Soziale Ungleichheit und Sportengagement im Kindes- und Jugendalter. In Klaus Cachay & Ilse Hartmann-Tews (Hrsg.), *Sport und soziale Ungleichheit. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde.* (S. 63-81). Stuttgart: Naglschmid (Sozialwissenschaften des Sports; 5).

Brinkhoff, Klaus-Peter (1998b). *Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit.* Weinheim & München: Juventa.

Brinkhoff, Klaus-Peter & Gogoll, André (1996). Die Sportvereinsabstinenten. In Ministerium für Stadtentwicklung Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen. Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend.* (S. 219-284). Düsseldorf (Sport in Nordrhein-Westfalen, Materialien; 44).

Brinkhoff, Klaus-Peter & Mansel, Jürgen (1998). Soziale Ungleichheit, Sportengagement und psychosoziales Befinden im Jugendalter. In Jürgen Mansel & Klaus-Peter Brinkhoff (Hrsg.), *Armut im Jugendalter. Soziale Ungleichheit, Gettoisierung und die psychosozialen Folgen.* (S. 173-193). Weinheim & München: Juventa (Jugendforschung).

Brinkhoff, Klaus-Peter & Sack, Hans-Gerd (1996). Überblick über das Sportengagement von Kindern und Jugendlichen in der Freizeit. In Dietrich Kurz, Hans-Gerd Sack & Klaus-Peter Brinkhoff (Hrsg.), *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen - Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend.* (S. 29-74). Düsseldorf (Sport in Nordrhein-Westfalen, Materialien; 44).

Brinkhoff, Klaus-Peter & Sack, Hans-Gerhard (1999). *Sport und Gesundheit im Kindesalter. Der Sportverein im Bewegungsleben der Kinder.* Weinheim & München: Juventa (Kindheiten; 15).

Bröskamp, Bernd (1994). *Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport.* Sankt Augustin: Academia (Sport - Spiele - Kämpfe; 2).

Bronfenbrenner, Urie (1976). *Ökologische Sozialisationsforschung.* Stuttgart: Klett.

Bronfenbrenner, Urie (1981). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente.* Stuttgart: Klett.

Brooks-Gunn, Jeanne, Greg J. Duncan, Pamela K. Klebanov & Naomi Sealand (1993). Do neighborhoods influence child and adolescent development? *American Journal of Sociology, 99* (2), 353-395.

Brüderl, Josef (2000). Regressionsverfahren in der Bevölkerungswissenschaft. In Ulrich Müller, Bernhard Nauck & Andreas Diekmann (Hrsg.), *Handbuch der Demographie I.* (S. 589-642). Berlin: Springer.

Buck, Nick (2001). Identifying Neighbourhood Effects on Social Exclusion. *Urban Studies*, 38 (12), 2251-2275.

Bühl, Achim (2006). *SPSS 14. Einführung in die moderne Datenanalyse*. München: Pearson.

Bühl, Achim & Zöfel, Peter (2005). *SPSS 12. Einführung in die moderne Datenanalyse unter Windows.* München: Pearson.

Bünemann, Andrea (2008). *Energiebilanzrelevante Lebensstile von Heranwachsenden. Ein multivariater Erklärungsansatz für Übergewicht und Adipositas im Kindes- und Jugendalter.* Norderstedt: Grin.

Burrmann, Ulrike (2005). Zur Vermittlung und intergenerationalen "Vererbung" von Sport(vereins)engagements in der Herkunftsfamilie. *Sport und Gesellschaft*, 2 (2), 125-154.

Burrmann, Ulrike (2006). Geschlechtsbezogene Partizipation im Freizeit- und Breitensport. In Ilse Hartmann-Tews & Bettina Rulofs (Hrsg.), *Handbuch Sport und Geschlecht* (S. 175-188). Schorndorf: hofmann.

Burrmann, Ulrike (2008a). Bewegungsräume und informelle Bewegungs-, Spiel- und Sportaktivitäten der Kinder. In Werner Schmidt, Renate Zimmer & Klaus Völker (Hrsg.), *Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht. Schwerpunkt: Kindheit.* (S. 391-408). Schorndorf: hofmann.

Burrmann, Ulrike (2008b). Sozialisationsforschung in der Sportwissenschaft – Bilanzierung und Perspektiven. In Siegfried Nagel, Torsten Schlesinger, Yvonne Weigelt-Schlesinger & Regina Roschmann (Hrsg.), *Sozialisation und Sport im Lebensverlauf. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportpädagogik vom 17.-19. September 2008 in Chemnitz.* (S. 23-30). Hamburg: Czwalina (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 180).

Butterwegge, Christoph (2012a). *Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird.* (3. Auflage) Frankfurt a.M.: Campus.

Butterwegge, Christoph (2012b). Arme Jugend! Immer mehr prekäre Lebenslagen – besonders unter jungen Menschen. *neue deutsche schule*, 10-2012, S. 8-9.

Cachay, Klaus & Thiel, Ansgar (2008). Soziale Ungleichheit im Sport. In: Kurt Weis & Robert Gugutzer (Hrsg.), *Handbuch Sportsoziologie.* (S. 189-199). Schorndorf: hofmann.

Christ, Tobias (2011). Aufpoliertes Umfeld. Wohnen in Köln (38): Im ehemaligen Arbeiterstadtteil Vingst. *Kölner Stadtanzeiger* (24./25. September 2011, Wohnen & Leben), 1.

Coleman, James S. (1966). *Equality of educational opportunity.* Washington: U.S. Government Print.

Cronbach, Lee J. (1951). Coefficient Alpha and the Internal Structure of Tests. *Psychometrika,* 16 (3), 297-334.

Cubbin, Catherine, Kristina Sundquist, Helena Ahlén, Sven-Erik Johansson, Marilyn A. Winkleby & Jan Sundquist (2006). Neighborhood deprivation and cardiovascular disease risk factors: Protective and harmful effects. *Scandinavian Journal of Public Health*, 34, 228–237.

Currie, Candace, Chris Roberts, Anthony Morgan, Rebecca Smith, Wolfgang Settertobulte, Oddrun Samdal & Vivian Barnekow Rasmussen (Hrsg.). (2004). *Young People's Health in Context. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) study: international report from the 2001/2002 survey.* Kopenhagen: WHO (Health Policy for Children and Adolescents; 4).

Davis, Adrian & Jones, Linda (1997). Whose neighbourhood? Whose quality of life? Developing a new agenda for children's health in urban settings. *Health Education Journal*, 56, 350-363.

Diaz-Bone, Rainer (2006). *Statistik für Soziologen.* Konstanz: UTB.

Diehl, Joerg M. & Staufenbiel, Thomas (2007). *Statistik mit SPSS für Windows 15.0*. Eschborn: Klotz.

Diekmann, Andreas (1998). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek: Rowohlt.

Diekmann, Andreas (2008). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen. Methoden. Anwendungen.* (19. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.

Ditton, Hartmut (1998). *Mehrebenenanalyse. Grundlagen und Anwendungen des Hierarchisch Linearen Modells.* Weinheim/ München: Juventa.

Dohnke, Jan, Antje Seidel-Schulze, Hartmut Häußermann (2012). *Segregation, Konzentration, Polarisierung – sozialräumliche Entwicklung in deutschen Städten 2007-2009.* Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik (Difu-Impulse; 4/2012).

Duncan, Greg J. & Raudenbush, Stephen W. (2001a). Neighborhoods and Adolescent Development: How Can We Determine the Links? In Alan Booth & Nan Crouter (Hrsg.), *Does it take a Village? Community Effects on Children, Adolescent, and Families* (S. 105-136). Mahwah: Erlbaum.

Duncan, Greg J. & Raudenbush, Stephen W. (2001b). Getting Context Right in Quantitative Studies of Child Development. In Arland Thornton (Hrsg.), *The Well-Being of Children and Families. Research and Data Needs* (S. 356-383). Ann Arbor: University of Michigan Press.

Duncan, Otis Dudley & Duncan, Beverly (1955). A Methodological Analysis of Segregation Indexes. *American Sociological Review*, 20, 210-217.

Eckert, Josef & Kißler, Mechtilde (1997). *Südstadt, wat es dat? Kulturelle und ethnische Pluralität in modernen urbanen Gesellschaften am Beispiel eines innerstädtischen Wohngebietes in Köln*. Köln: PapyRossa-Verl. (PapyRossa-Hochschulschriften; 19).

Elliot, Delbert S., William J. Wilson, David Huizinga, Robert S. Sampson, Amanda Elliot & Bruce Rankin (1996). The Effects of Neighborhood Disadvantage on Adolescent Development. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 33, 389-426.

Engel, Uwe (1998). *Einführung in die Mehrebenenanalyse. Grundlagen, Auswertungsverfahren und praktische Beispiele.* Wiesbaden: VS.

Engel, Uwe & Julia Simonson (2006). Sozialer Kontext in der Mehrebenenanalyse. In Andreas Diekmann (Hrsg.), *Methoden der Sozialforschung.* (S. 303-329). Wiesbaden: VS (KZfSS; Sonderheft 44).

Engelberth, Angelika & Herlth, Alois (1993). Sozialökologie der Kindheit: Wohnung, Spielplatz und Straße. In Manfred Marefka & Bernhard Nauck (Hrsg.), *Handbuch der Kindheitsforschung.* (S. 403-415). Neuwied, Kriftel & Berlin: Luchterhand.

Farwick, Andreas (2001). *Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern*. Opladen: Leske + Budrich.

Farwick, Andreas (2007a). Soziale Segregation in den Städten – Von der gespaltenen Gesellschaft zur gespaltenen Stadt. In: Detlef Baum (Hrsg.), *Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Reader für soziale und planende Berufe.* (S. 111-122) Wiesbaden: VS.

Farwick, Andreas (2007b). Die räumliche Polarisierung von Armut in der Stadt – Ursachen, Ausprägungen und soziale Folgen. In: Arbeitnehmerkammer Bremen (Hrsg.), *Armut in Bremen. Die soziale Spaltung der Stadt.* (S. 38-53) Bremen: Arbeitnehmerkammer.

Flick, Uwe (1995). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften.* Reinbek: Rowohlt (rowohlts enzyklopädie; 546).

Flick, Uwe (2008). *Triangulation. Eine Einführung* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Qualitative Sozialforschung; 12).

Flick, Uwe (2009). *Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge.* Reinbek: Rowohlt (rowohlts enzyklopädie; 55702).

Frangenberg, Helmut (2006). „Langfristig müssen wir den Kölnberg abreißen." *Kölner Stadtanzeiger* (22. November 2006), 32.

Frangenberg, Helmut (2011). Kein guter Ort für Kinder. Wie die Stadt Köln versucht, angesichts der Wohnungsnot Betonsiedlungen neues Leben einzuhauchen. *Kölner Stadtanzeiger* (5. Januar 2011), 25.

Frangenberg, Helmut, Detlef Schmalenberg & Max Grönert (2011). Die Welten einer Großstadt. *Kölner Stadtanzeiger* (11./12. Juni 2011), 38-39.

Frangenberg, Helmut & Worring, Stefan (2011). Chorweiler. Hoffen auf ein bisschen Würde. *Kölner Stadtanzeiger* (12./13. Februar 2011), 34-35.

Friedrichs, Jürgen (1983). *Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft.* (2. Auflage). Reinbek: Rowohlt (WV studium; 104).

Friedrichs, Jürgen (1990). Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen. In Lothar Bertels & Ulfert Herlyn (Hrsg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung* (S. 161-178). Opladen: Leske + Budrich (Biographie und Gesellschaft; 9).

Friedrichs, Jürgen (1995). *Stadtsoziologie*. Opladen: Leske + Budrich.

Friedrichs, Jürgen (1997). Kleinräumige Daten für vergleichende Stadtforschung. In Wolfgang Sodeur (Hrsg.), *Regionale Analyse mit kleinen Gebietseinheiten* (S. 13-26). Opladen: Leske + Budrich.

Friedrichs, Jürgen (1998a). Do poor neighborhoods make their residents poorer? Context effects of poverty neighborhoods on residents. In Hans-Jürgen Andreß (Hrsg.), *Empirical Poverty Research in a Comparative Perspective.* (S. 77-99). Aldershot et al.: Ashgate.

Friedrichs, Jürgen (1998b). Ethnic segregation in Cologne, Germany, 1984-94. *Urban Studies,* 35 (10), 1745-1765.

Friedrichs, Jürgen (2000). Ethnische Segregation im Kontext allgemeiner Segregationsprozesse in der Stadt. In Annette Harth, Gitta Scheller & Wulf Tessin (Hrsg.), *Stadt und soziale Ungleichheit* (S. 174-196). Opladen: Leske + Budrich.

Friedrichs, Jürgen (2008). Ethnische Segregation. In Frank Kalter (Hrsg.), *Migration und Integration* (S. 380-411). Wiesbaden: VS (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft; 48/2008).

Friedrichs, Jürgen (2011). Ethnische und soziale Segregation in deutschen Großstädten. In Walter Hanesch (Hrsg.), *Die Zukunft der "Sozialen Stadt". Strategien gegen soziale Spaltung und Armut in den Kommunen.* (S. 48-61). Wiesbaden: VS.

Friedrichs, Jürgen & Jörg Blasius (2000). *Leben in benachteiligten Wohngebieten*. Opladen: Leske + Budrich.

Friedrichs, Jürgen & Jörg Blasius (2001). Sozial-räumliche Integration von Türken in zwei Kölner Wohngebieten. *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften*, 1 (1), 48-67.

Friedrichs, Jürgen & Triemer, Sascha (2009). *Gespaltene Städte. Soziale und ethnische Segregation in deutschen Großstädten.* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS.

Fröhlich-Gildhoff, Klaus & Rönnau-Böse, Maike (2012). Prevention of exclusion: the promotion of resilience in early childhood institutions in disadvantaged areas. *Journal of Public Health,* 20, 131-139.

Frohn, Judith (2007). *Mädchen und Sport an der Hauptschule. Sportsozialisation und Schulsport von Mädchen mit niedrigem Bildungsniveau.* Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Frohn, Judith (2009). Bewegungskulturen von Mädchen im Hauptschulsport. In Elke Gramespacher & Nina Feltz (Hrsg.), *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen.* (53-68). Immenhausen: PROLOG.

Fromm, Sabine (2004). Faktorenanalyse. In Nina Baur & Sabine Fromm (Hrsg.), *Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene. Ein Arbeitsbuch.* (S. 226-256). Wiesbaden: VS.

Fromm, Sabine (2010). *Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene 2: Multivariate Verfahren mit Querschnittsdaten*. Wiesbaden: VS.

Fuchs, Marek (2004). Kinder und Jugendliche als Befragte: Feldexperimente zum Antwortverhalten Minderjähriger. *ZUMA-Nachrichten*, 54 (28), 60-88.

Fuhs, Burkhard (1996). Das außerschulische Kinderleben in Ost- und Westdeutschland. Vom kindlichen Spielen zur jugendlichen Freizeitgestaltung. In Peter Büchner, Burkhard Fuhs & Heinz-Herrmann Krüger (Hrsg.), *Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland.* (S. 129-158). Opladen: Leske + Budrich (Studien zur Jugendforschung; 16).

Fuhs, Burkhard (2000). Qualitative Interviews mit Kindern. In Friederike Heinzel (Hrsg.), *Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive.* (S. 87-103). Weinheim & München: Juventa.

Fuhs, Burkhard (2001). Räume der Kinder - Platz für Kinder. In Kirsten Bruhns & Wolfgang Mack (Hrsg.), *Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen.* (S. 131-146). Opladen: Leske + Budrich.

Fussan, Nancy & Nobis, Tina (2007). Zur Partizipation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Sportvereinen. In Tina Nobis & Jürgen Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher.* (S. 277-297). Köln: Strauß.

Gehring, Uwe W. & Weins, Cornelia (2000). *Grundkurs Statistik für Politologen* (2. Aufl.). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gehring, Uwe W. & Weins, Cornelia (2002). *Grundkurs Statistik für Politologen.* (3. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Gehring, Uwe W. & Weins, Cornelia (2009). *Grundkurs Statistik für Politologen und Soziologen* (5., überarbeitete Aufl.). Wiesbaden: VS.

Georg, Werner, Ralph Hasenberg & Jürgen Zinnecker (1998). Die Weitergabe der Sportkultur in der Familie. Söhne und Töchter im Vergleich. In Jürgen Zinnecker & Rainer K. Silbereisen (Hrsg.), *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern.* (S. 137-146). Weinheim & München: Juventa (Kindheiten; 8).

Gerhards, Jürgen & Rössel, Jörg (2003). *Das Ernährungsverhalten Jugendlicher im Kontext ihrer Lebensstile. Eine empirische Studie.* Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung; 20).

Gerlach, Erin (2008). Mehrebenenanalysen in der sportbezogenen Kinder-, Jugend- und Schulsportforschung. Anwendung und Perspektiven. In Siegfried Nagel, Torsten Schlesinger, Yvonne Weigelt-Schlesinger & Regina Roschmann (Hrsg.), *Sozialisation und Sport im Lebensverlauf. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie in Kooperation mit der dvs-Sektion Sportpädagogik vom 17.-19. September 2008 in Chemnitz. Abstracts.* (S. 44-45). Hamburg: Czwalina.

Gesterkamp, Thomas (2012a). 14 Stunden gegen Kinderarmut. *taz*, 31.10.2012, 18.

Gesterkamp, Thomas (2012b). Geteilte Stadt. *spielen und lernen*, 11.2012, 28-31.

Gieß-Stüber, Petra, Nils Neuber, Elke Gramespacher & Sebastian Salomon (2008). Mädchen und Jungen im Sport. In Werner Schmidt, Renate Zimmer & Klaus Völker (Hrsg.), *Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht. Schwerpunkt: Kindheit.* (S. 63-83). Schorndorf: hofmann.

GKV-Spitzenverband (2010). *Leitfaden Prävention. Handlungsfelder und Kriterien des GKV-Spitzenverbandes zur Umsetzung von §§ 20 und 20a SGB V vom 21. Juni 2000 in der Fassung vom 27. August 2010. 2. korrigierte Fassung vom 10. November 2010.* Berlin: GKV.

Golenia, Marion & Neuber, Nils (2010). Bildungschancen für die Kinder- und Jugendarbeit – eine empirische Studie zum informellen Lernen im Sportverein. In Nils Neuber (Hrsg.), *Informelles Lernen im Sport – Beiträge zur allgemeinen Bildungsdebatte* (S. 189-209). Wiesbaden: VS.

Greendorfer, Susan L. (2002 [1992]). Socialization Processes and Sport Behavior. In Thelma S. Horn (Hrsg.), *Advances in Sport Psychology.* (2. Aufl.). Champaign: Human Kinetics.

Grob, A., T.D. Little, B. Wanner & A.J. Wearing (1996). Adolescents` well-being and perceived control across fourteen sociocultural contexts. *Journal of personality and social psychology*, 71 (4), 785-795.

Großarth, Daniel (2008). Bewegungssozialisation von Kindern im Grundschulalter. Zum Einfluss der sozialen Herkunft auf familiales Sportklima und motorischen Entwicklungsstand. In Siegfried Nagel, Torsten Schlesinger, Yvonne Weigelt-Schlesinger & Regina Roschmann (Hrsg.), *Sozialisation und Sport im Lebensverlauf. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie in Kooperation mit der dvs-Sektion Sportpädagogik vom 17.-19. September 2008 in Chemnitz. Abstracts.* (S. 94-95). Hamburg: Czwalina.

Grundmann, Matthias (2008). Humanökologie, Sozialstruktur und Sozialisation. In Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann & Sabine Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung.* (7. Auflage, S. 173-181). Weinheim & Basel: Beltz.

Grupe, Ommo & Krüger, Michael (2007). *Einführung in die Sportpädagogik.* (3., neu bearbeitete Auflage). Schorndorf: hofmann (Sport und Sportunterricht; 6).

Hadler, Markus (2004). Die Mehrebenen-Analyse. Ihre praktische Anwendung und theoretische Annahmen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 29, 53-74.

Häder, Michael (2006). *Empirische Sozialforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS (Lehrbuch).

Häußermann, Hartmut (2001). Aufwachsen im Ghetto? In Kirsten Bruhns & Wolfgang Mack (Hrsg.), *Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen.* (S. 37-52). Opladen: Leske + Budrich.

Häußermann, Hartmut & Siebel, Walter (2000). Wohnverhältnisse und Ungleichheit. In Annette Harth, Gitta Scheller & Wulf Tessin (Hrsg.), *Stadt und soziale Ungleichheit* (S. 120-140). Opladen: Leske + Budrich.

Häußermann, Hartmut & Siebel, Walter (2004). *Stadtsoziologie. Eine Einführung.* Frankfurt/ New York: Campus.

Hanhörster, Heike, Ralf Zimmer-Hegmann, Dirk Halm & Andrea Dittrich-Wesbuer (2008). *Soziale und räumliche Mobilität von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in nordrheinwestfälischen Städten. Qualitative Untersuchung über das Wohnstandortverhalten von türkischen Migrantinnen und Migranten in ethnisch-sozial segregierten Stadtteilen*. Dortmund: ILS.

Hank, Karsten (2003). Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55 (1), 79-98.

Hardy, Melissa A. (1993). *Regression with Dummy Variables.* Newbury/London/New Delhi: SAGE (Quantitative applications in the social sciences; 93).

Harter, Susan (1982). The perceived competence scale for children. *Child Development*, 53, 87-97.

Harth, Annette; Ulfert Herlyn & Annette Scheller (1998). *Segregation in ostdeutschen Städten. Eine empirische Studie.* Opladen: Leske + Budrich.

Hartmann, Peter H. (1985). *Die Messung sozialer Ungleichheit.* Pfaffenweiler: Centaurus (Reihe Sozialwissenschaften; 4).

Hartmann, Peter H. (1990). Wie repräsentativ sind Bevölkerungsumfragen? Ein Vergleich des ALLBUS und des Mikrozensus. *ZUMA-Nachrichten* 26, 7-30.

Hartmann-Tews, Ilse & Cachay, Klaus (1998). Soziale Ungleichheit und Sport – eine Einführung. In Klaus Cachay & Ilse Hartmann-Tews (Hrsg.), *Sport und soziale Ungleichheit. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde* (S. 1-8). Stuttgart: Naglschmid.

Hartmann-Tews, Ilse & Luetkens, Sascha Alexandra (2006). Jugendliche Sportpartizipation und somatische Kulturen aus Geschlechterperspektive. In Werner Schmidt, Ilse Hartmann-Tews & W.-D. Brettschneider (Hrsg.), *Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht* (2. Auflage, S. 297-317). Schorndorf: hofmann.

Hasenberg, Ralf & Zinnecker, Jürgen (1998). Sportive Kindheiten. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. In Jürgen Zinnecker & Rainer K. Silbereisen (Hrsg.), *Kindheit in Deutschland.* (2. Auflage, S. 105-136). Weinheim: Juventa (Kindheiten; 8).

Heim, Rüdiger (2002). Sportpädagogische Kindheitsforschung – Bilanz und Perspektiven. *Sportwissenschaft*, 32 (3), 284-302.

Heinemann, Klaus (2007). *Einführung in die Soziologie des Sports.* (Bd. 5., überarbeitete und aktualisierte Aufl.). Schorndorf: hofmann (Sport und Sportunterricht. Grundlagen für Studium, Ausbildung und Beruf; 1).

Heintze, Isolde (2004). Der Einfluss der Arbeitslosigkeit und der sozialökologischen Kontexte auf die Bildungschancen von Kindern in Ostdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56 (2), 232–256.

Heinzel, Friederike (1997). Qualitative Interviews mit Kindern. In Barbara Friebertshäuser & Annedore Prengel (Hrsg.), Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (S. 396-413). Weinheim & München: Juventa.

Herlyn, Ulfert (1990). Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In Lothar Bertels & Ulfert Herlyn (Hrsg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung* (S. 7-34). Opladen: Leske + Budrich (Biographie und Gesellschaft; 9).

Hinz, Thomas (2009). Mehrebenenanalyse. In Stefan Kühl, Petra Strodtholz & Andreas Taffertshofer (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Quantitative und Qualitative Methoden.* (S. 648-667). Wiesbaden: VS.

Hoffmann, Günter (2011). Eine Leuchtturmschule im Schulsport. *neue deutsche schule* (7/8-2011), 28.

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (2000). *Regionalisierung sozialwissenschaftlicher Umfragedaten: Siedlungsstruktur und Wohnquartier*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (2001). *Wohnquartiersbeschreibung. Ein Instrument zur Regionalisierung von Nachbarschaften.* Mannheim: ZUMA (ZUMA How-to-Reihe; 7).

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (2005a). Techniken der Regionalisierung. In Arbeitsgruppe-Regionale-Standards (Hrsg.), *Regionale Standards: Ausgabe 2005* (S. 17-21). Mannheim: ZUMA.

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (2005b). Instrument der Wohnquartiersbeschreibung. In Arbeitsgruppe-Regionale-Standards (Hrsg.), *Regionale Standards: Ausgabe 2005* (S. 133-138). Mannheim: ZUMA.

Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. & Böltken, Ferdinand (2005). Techniken der Wohnquartiersbeschreibung. In Arbeitsgruppe-Regionale-Standards (Hrsg.), *Regionale Standards: Ausgabe 2005* (S. 132). Mannheim: ZUMA.

Hofmann, Jürgen, Miriam Kehne, Hans Peter Brandl-Bredenbeck & Wolf-Dietrich Brettschneider (2006). Organisation und Durchführung des Sportunterrichts aus Sicht der Schulleitung. In DSB (Hrsg.), *DSB-SPRINT-Studie. Eine Untersuchung zur Situation des Schulsports in Deutschland.* (S. 86-107) Aachen: Meyer & Meyer.

Holstein, Bjørn E., Candace Currie, Will Boyce, Mogens T. Damsgaard, Inese Gobina, Gyöngyi Kökönyei et al. (2009). Socio-economic inequality in multiple health complaints among adolescents: international comparative study in 37 countries. *International Journal of Public Health*, 54, 260-270.

Honig, Michael-Sebastian (1996). Probleme der Konstituierung einer erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung. Ein Überblick über Fragstellungen, Konzepte und Befunde. *Zeitschrift für Pädagogik,* 42 (3), 325-346.

Hox, Joop (2002). *Multilevel Analysis. Techniques and Applications.* Mahwah: Lawrence Erlbaum (Quantitative Methodology Series).

Hradil, Stefan (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus.* Opladen: Leske + Budrich.

Hradil, Stefan (1999). *Soziale Ungleichheiten in Deutschland* (7. Aufl.). Opladen: Leske & Budrich.

Hüttenmoser, Marco & Dorothee Degen-Zimmermann (1995). *Lebensräume für Kinder. Empirische Untersuchungen zur Bedeutung des Wohnumfeldes für den Alltag und die Entwicklung der Kinder.* Zürich: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Bericht des NFP "Stadt und Verkehr"; 70).

Hume, Clare, Jo Salmon & Kylie Ball (2005). Children's perceptions of their home and neighborhood environments, and their association with objectively measured physical activity: a qualitative and quantitative study. *Health Education Research*, 20 (1), 1-13.

Hurrelmann, Klaus (2002). *Sozialisationstheorie*. Weinheim/Basel: Beltz.

Hurrelmann, Klaus (2010). *Gesundheitssoziologie. Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung.* Weinheim: Juventa.

Isengard, Bettina (2005). Freizeitverhalten als Ausdruck sozialer Ungleichheiten oder Ergebnis individualisierter Lebensführung? Zur Bedeutung von Einkommen und Bildung im Zeitverlauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57 (2), 254–277.

Janssen, Jürgen & Wilfried Laatz (2005). *Statistische Datenanalyse mit SPSS für Windows. Eine anwendungsorientierte Einführung in das Basissystem und das Modul Exakte Tests.* (5. Aufl.). Berlin & Heidelberg: Springer.

Jencks, Christopher & Mayer, Susan E. (1990). The Social Consequences of Growing Up in a Poor Neighboorhood. In Laurence Lynn & Michael McGeary (Hrsg.), *Inner-City Poverty in the United States* (S. 111-186). Washington: National Academy Press.

Jungreithmayr, David (2010). Gesundheitsförderung, quo vadis? *Bewegungserziehung* 64 (3): 27-31.

Katzmarzik, Anja (2009). Das Gefälle in der Stadt wird größer. Das Handlungskonzept für Köln gegen die Folgen der Kinderarmut. *Kölner Stadt-Anzeiger* (17. April 2009), 28.

Katzmarzik, Anja (2011). Leben im Durchlauferhitzer. Am Kölnberg. *Kölner Stadt-Anzeiger* (4./5. Juni 2011), 39.

Kaufmann, Franz-Xaver (2007). Zum Verhältnis von Makrosoziologie und Mikrosoziologie der Familie in mehrebenenanalytischer Perspektive. In Frank Lettke & Andreas Lange (Hrsg.), *Generation und Familien. Analysen - Konzepte - gesellschaftliche Spannungsfelder.* (S. 312-335). Frankfurt am Main: Suhrkamp (TB Wissenschaft; 1811).

Kelle, Helga & Breidenstein, Georg (1996). Kinder als Akteure: Ethnografische Ansätze in der Kindheitsforschung. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie,* 16 (1), 47-67.

Keller, Carsten (2005). *Leben im Plattenbau. Zur Dynamik sozialer Ausgrenzung.* Frankfurt/New York: Campus.

Keller, Carsten (2007). Selektive Effekte des Wohnquartiers. Sozialisation in räumlicher Segregation. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 27 (2), 181-196.

Keskinler, Gül, Margit-Rosa Rehn & Sabine Egelhof (2009). Integrationsarbeit im und durch das Projekt „start – Sport überspringt kulturelle Hürden". In Elke Gramespacher & Nina Feltz (Hrsg.), *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen.* (85-95) Immenhausen: PROLOG.

Keßler, Catie & Brandl-Bredenbeck, Hans Peter (2010). „Kinder heute" – Gesundheitsverhalten im Stadt-Land-Vergleich. In Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Band 2.* Wiesbaden: VS (CD-Rom).

Klapdor-Volmar, Beate, Silke Vagt-Keßler & Nadine Bollmeier (2009). *Abschlussbericht der Kinderleicht-Region Nordrhein-Westfalen. Rhein-Kreis Neuss. Projekt gewichtig!* Neuss: Rhein-Kreis Neuss, Gesundheitsamt. [Zugriff am 18.8.2011 unter http://www.besseressenmehrbewegen.de/fileadmin/SITE_BEMB/content/PDF_Dokumente/BEMB_Neuss.pdf]

Klein, Marie-Luise (1998). Einführung - Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. In Marie-Luise Klein & Jürgen Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 19.-21.3.1997 in Willebadessen.* (S. 7-14). Hamburg: Czwalina (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 93).

Klein, Michael (1991). *Von der Seele des Körpers. Aufsätze zur Soziologie, Pädagogik und Psychologie des Sports. Band 1.* Oldenburg: bis.

Klein, Michael & Diettrich, Michael (1983). *Kinder und Freizeit. Unter besonderer Berücksichtigung des Spiel- und Bewegungsverhaltens.* Ahrensburg: Czwalina (Sportwissenschaft und Sportpraxis; 49).

Klein, Michael & Liesenhoff, Carin (1982). Die Entwicklung des Spiel- und Bewegungsverhaltens der Kinder in Abhängigkeit von sozialräumlichen Gegebenheiten der Lebenswelt. In International Committee of Sociology of Sport (Hrsg.), *Körperkultur und Sport in der Lebensweise sozialer Gruppen. Internationales Symposium des ICSS, 25.-29. August 1981, Halle/Saale.* (S. 154-160). Leipzig: Dt. Hochschule für Körperkultur.

Kleindienst-Cachay, Christa (2009). Chancen und Probleme muslimischer Mädchen und Frauen im organisierten, wettbewerbsmäßig betriebenen Sport. In Gramespacher, Elke & Nina Feltz (Hrsg.), *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen.* (70-84) Immenhausen: PROLOG.

Kleindienst-Cachay, Christa (2011). 'Balancing between the cultures...'. Sports and physical activities of Muslim girls and women in Germany. In Tansin Benn, Gertrud Pfister & Haifaa Jawaad (Hrsg.), *Muslim Women and Sport.* (S. 92-108). London & New York: Routhledge (International studies in physical education and youth sport).

Kleine, Wilhelm (2003). *Tausend gelebte Kindertage. Sport und Bewegung im Alltag der Kinder.* Weinheim & München: Juventa (Kindheiten; 25).

Klocke, Andreas (2006). Gesundheitsrelevante Verhaltensweisen im Jugendalter. Sozioökonomische, kulturelle und geschlechtsspezifische Einflussfaktoren im internationalen Vergleich. In Claus Wendt & Christof Wolf (Hrsg.), *Soziologie der Gesundheit.* (S. 198-223). Wiesbaden: VS (Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; 46/2006).

Klöckner, Christian, Anja Beisenkamp & Sylke Hallmann (2007). *LBS-Kinderbarometer Wohnen in NRW. Stimmungen, Meinungen, Trends von Kindern. Ergebnisse der Erhebungsjahre 2005 und 2006.* Münster: LBS-Initiative Junge Familie.

Klöckner, Christian, Ludwig Stecher & Jürgen Zinnecker (2002). Kinder und ihre Wohnumgebung. In LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.), *Kindheit 2001. Das LBS-Kinderbarometer. Was Kinder wünschen, hoffen und befürchten* (S. 275-297). Opladen: Leske + Budrich.

König, Johannes (2007). Kontextuelle Bedingungen von Zusammenhalt und Konkurrenz bei Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufe I. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 10 (4), 532-548.

Kränzl-Nagl, Renate & Wilk, Liselotte (2000). Möglichkeiten und Grenzen standardisierter Befragungen unter besonderer Berücksichtigung der Faktoren soziale und personale Wünschbarkeit. In Friederike Heinzel (Hrsg.), *Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive*. (S. 59-75). Weinheim & München: Juventa.

Kreckel, Reinhard (1983). Theorien sozialer Ungleichheit im Übergang. In Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten.* (S. 3-12). Göttingen: Otto Schwartz & Co. (Soziale Welt; Sonderband 2).

Kreft, Ita & de Leeuw, Jan (1998). *Introducing Multilevel Modeling.* London/Thousand Oaks/New Delhi: SAGE (Introducing Statistical Methods).

Kristen, Cornelia (2008). Schulische Leistungen von Kindern aus türkischen Familien am Ende der Grundschulzeit. Befunde aus der IGLU-Studie. In Frank Kalter (Hrsg.), *Migration und Integration* (S. 230-251). Wiesbaden: VS (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft; 48/2008).

Kromeyer-Hauschild, Katrin et al. (2001). Perzentile für den Body-Mass-Index für das Kindes- und Jugendalter unter Heranziehung verschiedener deutscher Stichproben. *Monatsschrift Kinderheilkunde*, 149 (8), 807-818.

Kronauer, Martin & Vogel, Berthold (2004). Erfahrung und Bewältigung sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte? In Hartmut Häußermann, Martin Kronauer & Walter Siebel (Hrsg.), *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung.* (S. 235-257). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kriwy, Peter (2008). Gesundheitsprävention und Gesundheitsverhalten bei Kindern. In Horst Hackauf & Monika Jungbauer-Gans (Hrsg.), *Gesundheitsprävention bei Kindern und Jugendlichen. Gesundheitliche Ungleichheit, Gesundheitsverhalten und Evaluation von Präventionsmaßnahmen.* (S. 109-126). Wiesbaden: VS.

Kuckartz, Udo, Stefan Rädiker, Thomas Ebert & Julia Schehl (2010). *Statistik. Eine verständliche Einführung.* Wiesbaden: VS.

Küchler, Manfred (1979). *Multivariate Analyseverfahren. Studienskripten zur Soziologie*. Stuttgart: Teubner.

Kühnel, Steffen M. & Krebs, Dagmar (2001). *Statistik für die Sozialwissenschaften. Grundlagen, Methoden, Anwendungen.* Reinbek: Rowohlt.

Kuhn, Peter. (2003). Thematische Zeichnung und fokussiertes, episodisches Interview am Bild: Ein qualitatives Verfahren zur Annäherung an die Kindersicht auf Bewegung, Spiel und Sport in der Schule. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 4(1). [Zugriff am 18.2.2008 unter http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-03/1-03kuhn-d.htm]

Kurth, Bärbel-M., K. E. Bergmann, H. Hölling, H. Kahl, P. Kamtsiuris & W. Thefeld (2002). Der bundesweite Kinder- und Jugendgesundheitssurvey. Das Gesamtkonzept. *Gesundheitswesen*, 64 (Sonderheft 1), 3-11.

Kurz, Dietrich & Sonneck, Peter (1996). Die Vereinsmitglieder. Formen und Bedingungen der Bindung an den Sportverein. In Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen. Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend.* (S. 75-160). Düsseldorf (Sport in Nordrhein-Westfalen, Materialien; 44).

Lamnek, Siegried unter Mitarbeit von Claudia Krell (2010). Kinder und Jugendliche. In Uwe Flick (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch.* (5., überarbeitete Aufl., S. 646-650). Weinheim: Beltz.

Lampert, Thomas (2010). Gesundheitliche Ungleichheit: Welche Bedeutung kommt dem sozialen Status für die Gesundheit von Jugendlichen zu? In Horst Hackauf & Heike Ohlbrecht (Hrsg.), *Jugend und Gesundheit. Ein Forschungsüberblick.* (S. 44-65). Weinheim & München: Juventa (Jugendforschung).

Lampert, Thomas, Gert B.M. Mensink, Heike Hölling, & Bärbel-Maria Kurth (2008). Der Kinder- und Jugendgesundheitssurvey des Robert-Koch-Insituts als Grundlage für Prävention und Gesundheitsförderung. In Horst Hackauf & Monika Jungbauer-Gans (Hrsg.), *Gesundheitsprävention bei Kindern und Jugendlichen. Gesundheitliche Ungleichheit, Gesundheitsverhalten und Evaluation von Präventionsmaßnahmen*. (S. 15-39). Wiesbaden: VS.

Lampert, Thomas & Richter, Matthias (2009). Gesundheitliche Ungleichheit bei Kindern und Jugendlichen. In Matthias Richter & Klaus Hurrelmann (Hrsg.), *Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. 2., aktualisierte Auflage.* (209-230) Wiesbaden: VS-Verlag.

Lampert, Thomas, Matthias Richter & Andreas Klocke (2006). Kinder und Jugendliche: Ungleiche Lebensbedingungen, ungleiche Gesundheitschancen. *Gesundheitswesen*, 68, 94-100.

Lamprecht, Markus & Stamm, Hanspeter (1994). Soziale Differenzierung und soziale Ungleichheit im Breiten- und Freizeitsport. *Sportwissenschaft*, 25 (3), 265-284.

Lamprecht, Markus & Stamm, Hanspeter (1998). Soziale Lage, Freizeitstil und Sportaktivität in der Schweiz. In Klaus Cachay & Ilse Hartmann-Tews (Hrsg.), *Sport und soziale Ungleichheit. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde* (S. 141-165). Stuttgart: Naglschmid.

Langer, Wolfgang (2004). *Mehrebenenanalyse. Eine Einführung für Forschung und Praxis.* Wiesbaden: VS.

Langer, Wolfgang (2010). Mehrebenenanalyse mit Querschnittsdaten. In Christof Wolf & Henning Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse.* (S. 741-774). Wiesbaden: VS.

Ledig, Michael (1992). Vielfalt oder Einfalt. Das Aktivitätenspektrum der Kinder. In DJI (Hrsg.), *Was tun Kinder am Nachmittag? Ergebnisse einer Studie zur mittleren Kindheit.* (S. 31-74). München: DJI.

Lee, Rebecca E. & Cubbin, Catherine (2002). Neighborhood Context and Youth Cardiovascular Health Behavior. *American Journal of Public Health*, 92 (3), 428-436.

Leven, Ingo & Schneekloth, Ulrich (2007). Die Freizeit. Anregen lassen oder Fernsehen. In World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie.* (S. 165-200). Frankfurt/Main: Fischer.

Leven, Ingo & Schneekloth, Ulrich (2010). Die Freizeit: Sozial getrennte Kinderwelten. In World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2010. 2. World Vision Kinderstudie.* (S. 95-140). Frankfurt/Main: Fischer.

Leventhal, Tama & Brooks-Gunn, Jeanne (2000). The neighborhoods they live in: The effects of neighborhood residence on child and adolescent outcomes. *Psychological Bulletin 126* (2), 309-337.

Lipski, Jens (2000). Zur Verläßlichkeit der Angaben von Kindern bei standardisierten Befragungen. In Friederike Heinzel (Hrsg.), *Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive.* (S. 77-86). Weinheim & München: Juventa.

Lischka, Dieter (2000). *Sportgelegenheiten in Regensburg. Ein sportpädagogischer Beitrag zur Konzeption und Empirie der Sportstättenentwic*klung. Regensburg: Univ. Regensburg.

Loss, Julika & Leitzmann, Michael (2011). Ansätze zur verhältnisorientierten Adipositasprävention bei Kindern und Jugendlichen. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 54 (3): 281–289.

Lüdemann, Christian (2005). Benachteiligte Wohngebiete, lokales Sozialkapital und „Disorder". Eine Mehrebenenanalyse zu den individuellen und sozialräumlichen Determinanten der Perzeption von physical und social incivilities im städtischen Raum. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 88 (4), 240-256.

Lüdemann, Christian (2006). Kriminalitätsfurcht im urbanen Raum. Eine Mehrebenenanalyse zu individuellen und sozialräumlichen Determinanten verschiedener Dimensionen von Kriminalitätsfurcht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58 (2), 285-306.

Lüdtke, Hartmut (1989). *Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile.* Opladen: Leske + Budrich.

Lüdtke, Hartmut (1990). Lebensstile als Dimension handlungsproduzierter Ungleichheit. In P. A. Berger & Stefan Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen. Lebensläufe. Lebensstile.* (S. 433-454). Göttingen: Otto Schwartz (Soziale Welt ; Sonderband 2)

Lüscher, Kurt (1976). Urie Bronfenbrenners Weg zur ökologischen Sozialisationsforschung. Eine Einführung. In Urie Bronfenbrenner (Hrsg.), *Ökologische Sozialisationsforschung.* Stuttgart: Klett (Konzepte der Humanwissenschaft).

Makles, Anna & Schneider, Kerstin (2011). *Segregation in primary schools – Do school districts really matter? Evidence from policy reforms.* Wuppertal: Universität Wuppertal (Schumpeter Discussion Papers; 2011-003).

Manderscheid, Katharina (2004). *Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume.* Wiesbaden: VS.

Manderscheid, Katharina (2008). Pierre Bourdieu - ein ungleichheitstheoretischer Zugang zur Sozialraumforschung. In Fabian Kessl & Christian Reutlinger (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten.* (S. 155-171). Wiesbaden: VS (Sozialraumforschung und Sozialarbeit; 1).

Marsh, Herbert W. (1988). *Self Description Questionnaire: A theoretical and empirical basis for the measurement of multiple dimensions of preadolescent self-concept. A test manual and a research monograph*. San Antonio: The Psychological Corporation.

MPFS/ Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2004). *JIM 2003. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19jähriger in Deutschland.* Baden-Baden: MPFS.

Mersmann, Heiner (1998). Gesundheit von Schulanfängern. Auswirkungen sozialer Benachteiligungen. In Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Gesundheit von Kindern. Epidemiologische Grundlagen.* (S. 60-78). Köln: BZgA (Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung; 3).

Mielck, Andreas (2000). *Soziale Ungleichheit und Gesundheit. Empirische Ergebnisse, Erklärungsansätze, Interventionsmöglichkeiten.* Bern et al.: Huber.

Mitscherlich, Alexander (1965). *Die Unwirtlichkeit unserer Städte.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp; 123).

Moeck, Thorsten (2011). Ein Bad voller Licht und Luft. *Kölner Stadtanzeiger* (12. August 2011), 23.

Mrazek, Joachim (2006). Somatische Kultur, Körperkonzept und Geschlecht. In Ilse Hartmann-Tews & Bettina Rulofs (Hrsg.), *Handbuch Sport und Geschlecht* (S. 78-88). Schorndorf: hofmann.

Müller, Hans-Peter (1986). Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kultursoziologie Pierre Bourdieus. In Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius & Johannes Weiß (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft* (S. 162 - 190). Opladen: Westdeutscher Verlag (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; Sonderheft 27).

Müller, Manfred J. (2000). Neue Studie belegt: Naschen führt nicht zu Übergewicht bei Kindern. Ergebnisse der Kieler Adipositas Präventionsstudie. *Wissenschaftlicher Pressedienst "Moderne Ernährung heute"*, 2/Mai 2000, 1-5. [Zugriff am 19. November 2006 unter www.suesse-facts.de/download/wpd0200 .pdf]

Müller, Mario (2012). Villa oder Platte? *Erziehung & Wissenschaft*, 9/2012, 6-9.

Mutz, Michael (2008). Soziale Inklusionsleistungen schulischer Sportarbeitsgemeinschaften. In Siegfried Nagel, Torsten Schlesinger, Yvonne Weigelt-Schlesinger & Regina Roschmann (Hrsg.), *Sozialisation und Sport im Lebensverlauf. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportpädagogik vom 17.-19. September 2008 in Chemnitz.* (S. 50-51) Hamburg: Czwalina (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 180).

Mutz, Michael & Burrmann, Ulrike (2009). Schulische Arbeitsgemeinschaften als Kontexte für Freizeitaktivitäten: Beteiligungschancen für sozial benachteiligte Jugendliche? *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 29, 174-196.

Nagel, Michael (2003). *Soziale Ungleichheiten im Sport*. Aachen: Meyer & Meyer (Sportentwicklung in Deutschland; 16).

Neller, Katja (2005). Kooperation und Verweigerung: Eine Non-Response-Studie. *ZUMA-Nachrichten*, 57, November 2005, 9-35.

Neuhaus, Lisa (2009). *Typisch Mädchen – typisch Junge? Eine Zeitbudgetstudie zum Freizeitverhalten von Mädchen und Jungen im Grundschulalter.* Köln: Deutsche Sporthochschule (Diplomarbeit vom 16.6.2009).

Nissen, Ursula (1992). Raum und Zeit in der Nachmittagsgestaltung von Kindern. In Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Was tun Kinder am Nachmittag? Ergebnisse einer empirischen Studie zur mittleren Kindheit.* (S. 127-170). München: DJI.

Nissen, Ursula (1998). *Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumaneignung.* Weinheim & München: Juventa (Kindheiten; 11).

Nobis, Tina & Fussan, Nancy (2007). Soziale Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Vorbemerkung zur Bedeutung der Sportvereine. In Tina Nobis & Jürgen Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher.* (S. 261-276). Köln: Strauß.

Nonnenmacher, Alexandra (2007). Eignen sich Stadtteile für den Nachweis von Kontexteffekten? Eine empirische Analyse am Beispiel von Disorder und Kriminalitätsfurcht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* 59 (3), 493-511.

Oberwittler, Dietrich (2003). Die Messung und Qualitätskontrolle kontextbezogener Befragungsdaten mithilfe der Mehrebenenanalyse – am Beispiel des Sozialkapitals von Stadtvierteln. *ZA-Information,* 53, 11-41.

Oberwittler, Dietrich (2004). A Multilevel Analysis of Neighbourhood Contextual Effects on Serious Juvenile Offending. The Role of Subcultural Values and Social Disorganization. *European Journal of Criminology, 1* (2), 201–235.

Oberwittler, Dietrich (2007). *The Effects of Ethnic and Social Segregation on Children and Adolescents. Recent Research and Result from a German Multilevel Study*. Berlin: WZB; WZB Discussion Paper Nr. SP IV 2007-603).

Oberwittler, Dietrich & Naplava, Thomas (2002). Auswirkungen des Erhebungsverfahrens bei Jugendbefragungen zu 'heiklen' Themen: Schulbasierte schriftliche Befragung und haushaltsbasierte mündliche Befragung im Vergleich. *ZUMA-Nachrichten*, 51 (26), 49-77.

Odendahl, Jan (2008). Körbe für Köln e.V. *Soziale Stadt info*, 22, August 2008, 11-13.

Ohr, Dieter (1999). Modellierung von Kontexteffekten: Voraussetzungen, Verfahren und eine empirische Anwendung am Beispiel des politischen Informationsverhaltens. *ZA-Information,* 44, 39-63.

Oswald, Hans & Krappmann, Lothar (1995). Kinder. In Uwe Flick (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* (2 Aufl., S. 355-358). Weinheim: Beltz.

Ottersbach, Markus (2001). Das Leben in marginalisierten Quartieren in der BRD. In Helmut Karpe, Markus Ottersbach & Erol Yildiz (Hrsg.), *Urbane Quartiere zwischen Zerfall und Erneuerung.* (S. 99-119). Köln: Edition Der Andere Buchladen.

Pfeil, Elisabeth (1965). *Das Großstadtkind.* München: Reinhardt (Bedrohte Jugend – Drohende Jugend; 35).

Pfister, Gertrud (1993). Spiel- und Bewegungserfahrungen von Mädchen. Zum Zusammenhang von Körperkarrieren, Raumaneignung und Persönlichkeitsentwicklung. In Antje Flade & Beatrice Kustor-Hüttl (Hrsg.), *Mädchen in der Stadtplanung. Bolzplätze – und was sonst?* (S. 41-63). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Pfister, Gertrud (1998). Frauen und Sport in der Türkei. In Marie-Luise Klein & Jürgen Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 19.-21.3.1997 in Willebadessen.* (S. 127-146). Hamburg: Czwalina (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; 93).

Porst, Rolf (1998). *Im Vorfeld der Befragung: Planung, Fragebogenentwicklung, Pretesting* (ZUMA-Arbeitsbericht; 1998/02).

Porst, Rolf (2009). *Fragebogen. Ein Arbeitsbuch.* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS.

Prüfer, Peter & Rexroth, Margrit (2005). *Kognitive Interviews* (ZUMA How-to-Reihe; 15).

Rammstedt, Beatrice (2004). *Zur Bestimmung der Güte von Multi-Item-Skalen. Eine Einführung*. Mannheim (ZUMA How-to-Reihe; 12).

Raudenbush, Stephen W. & Bryk, Anthony S. (2002). *Hierarchical Linear Models. Application and Data Analysis Methods. Second Edition.* Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage (Advanced Quantitative Techniques in the Social Science Series; 1).

Raudenbush, Stephen W., Anthony S. Bryk, Yuk Fai Cheong, Richard Congdon & Mathilda du Toit (2004). *HLM 6: Hierarchical Linear and Nonlinear Modeling.* Lincolnwood: Scientific Software International.

Ravens-Sieberer, Ulrike & Thomas, Christiane (2003). *Gesundheitsverhalten von Schülern in Berlin. Ergebnisse der HBSC-Jugendgesundheitsstudie 2002 im Auftrag der WHO.* Berlin: Robert-Koch-Institut.

Ravens-Sieberer, Ulrike & Erhart, Michael (2008). Die Beziehung zwischen sozialer Ungleichheit und Gesundheit im Kindes- und Jugendalter. In Matthias Richter, Klaus Hurrelmann, Andreas Klocke, Wolfgang Melzer & Ulrike Ravens-Sieberer (Hrsg.), *Gesundheit, Ungleichheit und jugendliche Lebenswelten. Ergebnisse der zweiten internationalen Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO.* (S. 38-62). Weinheim & München: Juventa (Gesundheitsforschung).

Reutlinger, Christian (2008). Sozialisation in räumlichen Umwelten. In Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann & Sabine Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung.* (7. Auflage, S. 333-350). Weinheim & Basel: Beltz.

Richter, Antje (2005). Armutsprävention – Ein Auftrag für die Gesundheitsforschung. In Margherita Zander (Hrsg.), *Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Berufe.* (S. 198-215). Wiesbaden: VS.

Richter, Matthias (2008). Soziale Determinanten der Gesundheit im Spannungsfeld zwischen Ungleichheit und jugendlichen Lebenswelten: der WHO-Jugendgesundheitssurvey. In Matthias Richter, Klaus Hurrelmann, Andreas Klocke, Wolfgang Melzer & Ulrike Ravens-Sieberer (Hrsg.), *Gesundheit, Ungleichheit und jugendliche Lebenswelten. Ergebnisse der zweiten internationalen Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO.* (S. 9-37). Weinheim & München: Juventa (Gesundheitsforschung).

Risse, Dirk (2011). Ideenschmiede für Kalk. *Kölner Stadtanzeiger* (6./7. August 2011, Wohnen & Leben), 1.

Risse, Dirk (2012). Jeder siebte Kölner von Armut bedroht. *Kölner Stadtanzeiger* (6. Februar 2012), 28-29.

Rosenberg, Morris (1965). *Society and the adolescent child.* Princeton: University Press.

Rosol, Marit (2011). Ungleiche Versorgung mit städtischen Grün- und Freiflächen - (K)ein Thema für die Freiraumplanung? In Bernd Belina, Norbert Gestring, Wolfgang Müller & Detlev Sträter (Hrsg.), *Urbane Differenzen. Disparitäten innerhalb und zwischen Städten.* (S. 99-114). Münster: Westfälisches Dampfboot (Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis; 9).

Ross, Catherine E. (2000). Walking, exercising, and smoking: does neighborhood matter? *Social Science & Medicine*, 51 (2), 265-274.

Rudolph, Rainer (2012). Köln für junge Familien attraktiv machen. *Kölner Stadtanzeiger* (8. Februar 2012), 28.

Rütten, Alfred & Ziemainz, Heiko (2001). Lebenswelt, Sportunterricht und Gesundheit. Empirische Befunde zur Bedeutung alltäglicher Bewegungsräume für Kinder und Jugendliche. *sportunterricht*, 50 (3), 73-78.

Ruhl, Ralf (2012). Öffnet die Schulhöfe! *spielen und lernen*, 11.2012, 3.

Sachs Pfeiffer, Toni (1995). Qualitative Stadt- und Gemeindeforschung. In Uwe Flick (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* (2 Aufl., S. 394-402). Weinheim: Beltz.

Sack, Hans-Gerd (1996). Zur Methodik der Untersuchung. In Dietrich Kurz, Hans-Gerd Sack & Klaus-Peter Brinkhoff (Hrsg.), *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen – Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend.* (S. 11-28). Düsseldorf: satz + druck gmbh.

Sallis, James F., Terry L. Conway, Judith J. Prochaska, Thomas L. McKenzie, Simon J. Marshall & Marianne Brown (2001). The Association of School Environments With Youth Physical Activity. *American Journal of Public Health*, 91 (4), 618-620.

Sampson, Robert S. (2001). How do Communities Undergrind or Undermine Human Development? Relevant Contexts and Social Mechanisms. In Alan Booth & Nan Crouter (Hrsg.), *Does it take a Village? Community Effects on Children, Adolescent, and Families.* (S. 3-30). Mahwah: Erlbaum.

Schaoua, Nadja & Keiner, Richard (2006). Sport, Ethnizität und Geschlecht. In Ilse Hartmann-Tews & Bettina Rulofs (Hrsg.), *Handbuch Sport und Geschlecht* (S. 139-149). Schorndorf: hofmann.

Schenk, Olaf (1997). *Das Projekt "Basketball um Mitternacht" in Köln Kalk und seine Relevanz für die offene Jugendarbeit.* Köln: DSHS (Diplomarbeit).

Schiefele, Ulrich (1991). Interest, learning, and motivation. *Educational Psychologist*, 26, 299-323.

Schmidt, Werner (2002). *Sportpädagogik des Kindesalters.* (2. neu bearbeitete Aufl.). Hamburg: Czwalina (Kinder – Jugend – Sport – Sozialforschung; 1).

Schmidt, Werner (2006). *Kindersport-Sozialbericht des Ruhrgebiets.* Hamburg: Czwalina (Kinder – Jugend – Sport – Sozialforschung; 4).

Schmidt, Werner (2008). Zur Bedeutung des Sportvereins im Kindesalter. In Werner Schmidt, Renate Zimmer & Klaus Völker (Hrsg.), *Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht. Schwerpunkt: Kindheit.* (S. 373-390). Schorndorf: hofmann.

Schmidt, Werner (2011). Bewegung und Teilhabe ermöglichen. Soziale Ungleichheiten abfedern – Chancen des Sports. *neue deutsche schule* (7/8-2011), 24-25.

Schneekloth, Ulrich & Leven, Ingo (2007). Die Methodik der 1. World Vision Kinderstudie. In World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie.* (S. 391-396). Frankfurt/Main: Fischer.

Schnell, Rainer, Paul B. Hill & Elke Esser (Hrsg.). (2005). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (7. Aufl.). München & Wien: R. Oldenbourg Verlag

Schöneck, Nadine M. & Voß, Werner (2005). *Das Forschungsprojekt: Planung, Durchführung und Auswertung einer quantitativen Studie.* Wiesbaden: VS.

Schubert, Herbert (2003). Sozialraumanalyse. Für ein integriertes, interdisziplinäres Verständnis. *Soziale Stadt - info*, 11 (März), 26-27.

Schulze, Gerhard (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt: Campus.

Schwark, Jürgen (2011). Kommunale Sportkonzepte gemeinsam entwickeln. *neue deutsche schule* (7/8-2011), 27.

Schwarzer, Ralf & Bäßler, Judith (1999). Depressivität. In Ralf Schwarzer & Matthias Jerusalem (Hrsg.), *Skalen zur Erfassung von Lehrer- und Schülermerkmalen.* (S. 45-46). Berlin: Freie Universität Berlin.

Seidel-Schulze, Antje (2012). Die soziale Spaltung in deutschen Großstädten nimmt zu. Die Arbeitslosigkeit ist rückläufig, die sozialräumliche Spaltung zwischen Arm und Reich nimmt zu. *Difu-Berichte* 3/2012, 4.

Simonson, Julia (2009). Klassenzimmerbefragungen von Kindern und Jugendlichen: Praktikabilität, Potentiale und Probleme einer Methode. In Martin Weichbold, Johann Bacher & Christof Wolf (Hrsg.), *Umfrageforschung. Herausforderungen und Grenzen*. (S. 63-84). Wiesbaden: VS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie; Sonderheft 9/2009).

Snijders, Tom A.B. & Bosker, Roel J. (1999). *Multilevel Analysis. An introduction to basic and advanced multilevel modeling*. London: SAGE.

Spalink-Sievers, Johanna (2004). Beteiligung von Kindern bei Planung und Umsetzung von Freiraumprojekten. Ein Erfahrungsbericht. *Soziale Stadt - info*, 15, 18-21.

Sperl, Ina (2010). Was Kinder sehen. Die Lindenburger Allee ist ein gutes Pflaster. *Kölner Stadtanzeiger* (19. Januar 2010), 30.

Stadt Köln (1991). *Statistisches Jahrbuch 1990.* Köln: Amt für Stadtentwicklung und Statistik.

Stadt Köln (2001). *Kölner Statistische Nachrichten 1/2001.* Köln: Amt für Stadtentwicklung und Statistik.

Stadt Köln (2006a). *Statistisches Jahrbuch der Stadt Köln 2005.* Köln: Amt für Stadtentwicklung und Statistik. [Zugriff am 13.03.2007 unter http://www.stadt-koeln.de/imperia/md/content/pdfdateien/pdf/statistikjahrbuch/2.pdf]

Stadt Köln (2006b). *Strukturdaten der Stadt Köln.* [Zugriff am 13.03.2007 unter http://www.stadt-koeln.de/bezirke/daten.zip]

Stadt Köln (2010). *Die Kölner Stadtteile in Zahlen. 2. Jahrgang 2010*. Köln: Amt für Stadtentwicklung und Statistik.

Stadt Köln (2011a). *Integrierte Jugendhilfe- und Schulentwicklungsplanung. Ziele, Herausforderungen und Entwicklungsperspektiven für gerechte Bildungs- und Zukunftschancen.* Köln: Dezernat für Bildung, Jugend und Sport.

Stadt Köln (2011b). *Spielplatzbedarfsplanung der Stadt Köln 2011.* Köln: Dezernat für Bildung, Jugend und Sport.

Steinhübl, David (2005). Sag mir, wo du wohnst ... Risiken und Ressourcen unterschiedlicher Räume für Kinder. In Christian Alt (Hrsg.), *Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien.* (S. 239-276). Wiesbaden: VS (Schriften des Deutschen Jugendinstituts: Kinderpanel; 1).

Steinkamp, Günther (1991). Sozialstruktur und Sozialisation. In Klaus Hurrelmann & Dieter Ulich (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung.* (S. 251-277). Weinheim & Basel: Beltz.

Strohmeier, Klaus Peter & Häußermann, Hartmut (2003). *Sozialraumanalyse – Soziale, ethnische und demografische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten. Gutachten für die Enquetekommission „Zukunft der Städte in NRW" des Landtags Nordrhein-Westfalen.* Dortmund & Bochum: ZEFIR.

Strohmeier, Klaus Peter & Alic, Safet (2006). *Segregation in den Städten.* Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Sygusch, Ralf, Walter Brehm & Ulrike Ungerer-Röhrich (2003). Gesundheit und körperliche Aktivität bei Kindern und Jugendlichen. In Werner Schmidt, Ilse Hartmann-Tews & Wolf-Dietrich Brettschneider (Hrsg.), *Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht.* (S. 63-84). Schorndorf: hofmann.

Thiel, Ansgar & Cachay, Klaus (2003). Soziale Ungleichheit im Sport. In Werner Schmidt, Ilse Hartmann-Tews & Wolf-Dietrich Brettschneider (Hrsg.), *Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht.* (S. 275-295). Schorndorf: hofmann.

Thiele, Jörg (2011). Das Pilotprojekt „Tägliche Sportstunde an Grundschulen in NRW" - Ausgangssituation, Hintergründe und Diskussionstand. In: Jörg Thiele & Miriam Seyda (Hrsg.), *Tägliche Sportstunde an Grundschulen in NRW. Modelle – Umsetzungen – Ergebnisse.* Aachen: Meyer & Meyer (Edition Schulsport).

Tillmann, Klaus-Jürgen (1999). *Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung.* (9. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.

Thien, Klaus, Irmtraud Voglmayr & Reinhard Zuba (2007). Jugendliche Migrantinnen und Migranten in einem strukturschwachen Wiener Gemeindebezirk – Freizeitverhalten und Konflikte im öffentlichen Raum. In Christian Reutlinger, Wolfgang Mack, Franziska Wächter & Susanne Lang (Hrsg.), *Jugend und Jugendpolitik in benachteiligten Stadtteilen in Europa* (S. 54-63). Wiesbaden: VS.

Thomas, Miriam (2011). *Gesundheitsrelevante Lebensstile von Kindern. Eine kulturvergleichende Untersuchung am Beispiel Deutschlands und Italiens.* Dissertation thesis, Köln: Deutsche Sporthochschule Köln.

Tobias, Gertrud & Boettner, Johannes (1992). *Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt.* Essen: Klartext.

Urban, Dieter (1982). *Regressionstheorie und Regressionstechnik.* Stuttgart: Teubner (Studienskripten zur Soziologie; 36).

Urban, Dieter & Mayerl, Jochen (2008). *Regressionsanalyse: Theorie, Technik und Anwendung.* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS (Studienskripten zur Soziologie).

Vagt-Keßler, Silke & Temme, Tessa (2008). Steuerungsprobleme und Lösungsansätze beim Aufbau einer bewegungsorientierten Ganztagsschule. In Sebastian Braun & Stefan Hansen (Hrsg.), *Steuerung im organisierten Sport. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 25.-27. September 2006 in Paderborn* (S. 91-102). Hamburg: Czwalina.

Villinger, Christoph (2012). Neubaumiete: 4,78 pro Quadratmeter. *taz,* 10./11. November 2012, 3.

Wagner, Michael, Imke Dunkake & Bernd Weiß (2004). Schulverweigerung. Empirische Analysen zum abweichenden Verhalten von Schülern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56 (3), 457-489.

Wagschal, Uwe (1999). *Statistik für Politikwissenschaftler.* München & Wien: Oldenbourg (Lehr- und Handbücher der Politikwissenschaft).

Weishaupt, Horst (1982). Sport und Lebensraum – Überlegungen zu einem ökologischen Verständnis der Sportsozialisation. In Peter Becker (Hrsg.), *Sport und Sozialisation*. (S. 67-82). Reinbek: Rowohlt (Arbeitsbücher Sport).

Wiedemann, Günther M. (2012). Kostenlose Kredite für Sozialbauten. *Kölner Stadtanzeiger* (10./11. November 2012), 1.

Wiedenbeck, Michael & Cornelia Züll (2001). *Klassifikation mit Clusteranalyse: Grundlegende Techniken hierarchischer und K-means-Verfahren.* Mannheim: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen, Mannheim (ZUMA How-to-Reihe; 10).

Winkler, Joachim (1995). Lebensstil und Sport. Der Sport als stilistische Möglichkeit in der Symbolisierung von Lebensführung. In Joachim Winkler & Kurt Weis (Hrsg.), *Soziologie des Sports* (S. 261-278). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wolf, Christof (2004). Wohnquartier und Gesundheit. Eine Mehrebenenanalyse. In Robert Kecskes, Michael Wagner & Christof Wolf (Hrsg.), *Angewandte Soziologie* (S. 103-126). Wiesbaden: VS.

Wolf, Christof & Henning Best (2010). Lineare Regressionsanalyse. In Christof Wolf & Henning Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse.* (S. 607-638). Wiesbaden: VS.

Wolff, Hans-Georg & Johann Bacher (2010). Hauptkomponentenanalyse und explorative Faktorenanalyse. In Christof Wolf & Henning Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse.* (S. 333-365). Wiesbaden: VS.

Woll, Alexander, Darko Jekauc, Filip Mees & Klaus Bös (2008). Sportengagements und sportmotorische Aktivität von Kindern. In Werner Schmidt, Renate Zimmer & Klaus Völker (Hrsg.), *Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht. Schwerpunkt: Kindheit.* (S. 177-191). Schorndorf: hofmann.

Wonik, Martin (2008). Sport als Handlungsfeld in benachteiligten Quartieren. *Soziale Stadt - info*, 22 (August), 2-5.

Zeiher, Helga (1990). Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung? In Lothar Bertels & Ulfert Herlyn (Hrsg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung* (S. 35-57). Opladen: Leske + Budrich (Biographie und Gesellschaft; 9).

Zeiher, Helga (1997). Zeiten der Kinder in der Stadt. *Informationen zur Raumentwicklung* (10), 661-668.

Zeiher, Hartmut J. & Zeiher, Helga (1994). *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern.* Weinheim & München: Juventa.

Zimmer-Hegmann, Ralf, Klaus Peter Strohmeier, Christian Meyer, Katja Stößer, Volker Kersting, Ingo Heidbrink et al. (2006). *Sozialraumanalyse. Soziale, ethnische und demographische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten.* Dortmund: ILS NRW (ILS NRW Schriften; 201).

Zinnecker, Jürgen (1989). Jugend, Körper und Sport im Zivilisationsprozeß. In Wolf-Dietrich Brettschneider, Jürgen Baur, Michael Bräutigam (Hrsg), *Bewegungswelt von Kindern und Jugendlichen. Bericht über den 8. Sportwissenschaftlichen Hochschultag der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Paderborn 1987.* (S. 296 - 310). Schorndorf: hofmann.

Zinnecker, Jürgen (2001). *Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule.* Weinheim & München: Juventa (Kindheiten; 20).

Zschätzsch, Regina (2010). *Zusammenhang zwischen der Schwimmfähigkeit von Grundschülern und ihrem familiären sozioökonomischen Status im Rahmen des Kölner Projektes "sicher Schwimmen!"*. Köln: Dt. Sporthochschule (Dipl.-Arb.).

11 Anhang

Anhang

A Zusätzliche Tabellen und Abbildungen
B Fragebögen

Anhang A: zusätzliche Tabellen und Abbildungen

1.1 Abbildungsverzeichnis

Abb. A-1. Sozialhilfedichte in Köln nach Stadtteilen 2
Abb. A-2. Anteil Schüler/innen mit niedrigem sozialem Status nach Stadtteilen 3
Abb. A-3. Anteil Schüler/innen mit hohem sozialem Status nach Stadtteilen 4
Abb. A-4. Anteil Schüler/innen mit Migrationshintergund nach Stadtteilen 5
Abb. A-5. Anteil Schüler/innen mit türkischem Migrationshintergrund nach Stadtteilen 6
Abb. A-6. Anteil Schüler/innen mit Migrationshintergrund ehem. Sowjetunion nach Stadtteilen 7
Abb. A-7. Anteil Sozialwohnungen in Köln nach Stadtteilen 8
Abb. A-8. Wohnfläche je Einwohner (qm) in Köln nach Stadtteilen 9
Abb. A-9. Städtische Sporthallen je 1000 Einwohner in Köln nach Stadtteilen 10
Abb. A-10. Flächenanteil städtischer Sportflächen in Köln nach Stadtteilen 11
Abb. A-11. Flächenanteil öffentlicher Grünanlagen in Köln nach Stadtteilen 12
Abb. A-12. Flächenanteil öffentlicher Parks in Köln nach Stadtteilen 13
Abb. A-13. Flächenanteil öffentlicher Spielplätze in Köln nach Stadtteilen 14
Abb. A-14. Anteil sportlich nicht aktiver Eltern nach Stadtteilen 17
Abb. A-15. Durchschnittliche Tage, die Kinder im Sportverein verbringen, nach Stadtteilen 18
Abb. A-16. Anteil Kinder, die täglich draußen Toben und Spielen, nach Stadtteilen 19
Abb. A-17. Random-Intercept-Random-Slope-Modell (entspricht Modell 1c in Tab. 29) 20
Abb. A-18. Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell (entspricht Modell 1b in Tab. 32) 21

1.2 Tabellenverzeichnis

Tab. A-1. : Mittelwertvergleiche sozialer Indikatoren nach Stadtteilen, die für die Stichprobe ausgewählt bzw. nicht ausgewählt wurden 2
Tab. A-2. : Logistische Regression, Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes nach Sportaktivität des Vaters, gesplittet nach Statusgruppen 15
Tab. A-3. : Multiple Regressionsmodelle; abhängige Variable: Sportvereinspensum (Tage pro Woche) 15
Tab. A-4. : Multiples Regressionsmodell; abhängige Variable: Sportvereinspensum (Tage pro Woche) 15
Tab. A-5. : Logistische Regression, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft, Interaktion zwischen Geschlecht und Status 16
Tab. A-6. : Logistische Regression, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft, Interaktion zwischen Geschlecht und Migrationshintergrund 16
Tab. A-7. : Logistisches Regressionsmodell: Sportvereinsmitgliedschaft in Abhängigkeit von Individualmerkmalen, Referenzkategorie: niedriger Status 16
Tab. A-8. : Multiples Regressionsmodell; abhängige Variable: Anteil Kinder im Sportverein 19
Tab. A-9. : Varianzkomponenten der Empty Models (Standardfehler in Klammern) 20
Tab. A-10. : Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft 21

Tab. A-1 *Mittelwertvergleiche sozialer Indikatoren nach Stadtteilen, die für die Stichprobe ausgewählt bzw. nicht ausgewählt wurden*

(nur Stadtteile, in denen sich eine Grundschule befindet, N=76 Stadtteile)

	SGBII-Quote der unter 15-Jährigen (Kinderarmutsquote)	Arbeitslosenquote	Sozialhilfequote	Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund	Index Sportinfrastruktur
nicht ausgewählt	22,32	13,82	2,78	30,28	11,37
ausgewählt	23,13	14,53	3,32	30,70	12,67
Insgesamt	22,77	14,21	3,08	30,51	12,09
Eta =	0,032 ns	0,062 ns	0,146 ns	0,016 ns	0,061 ns

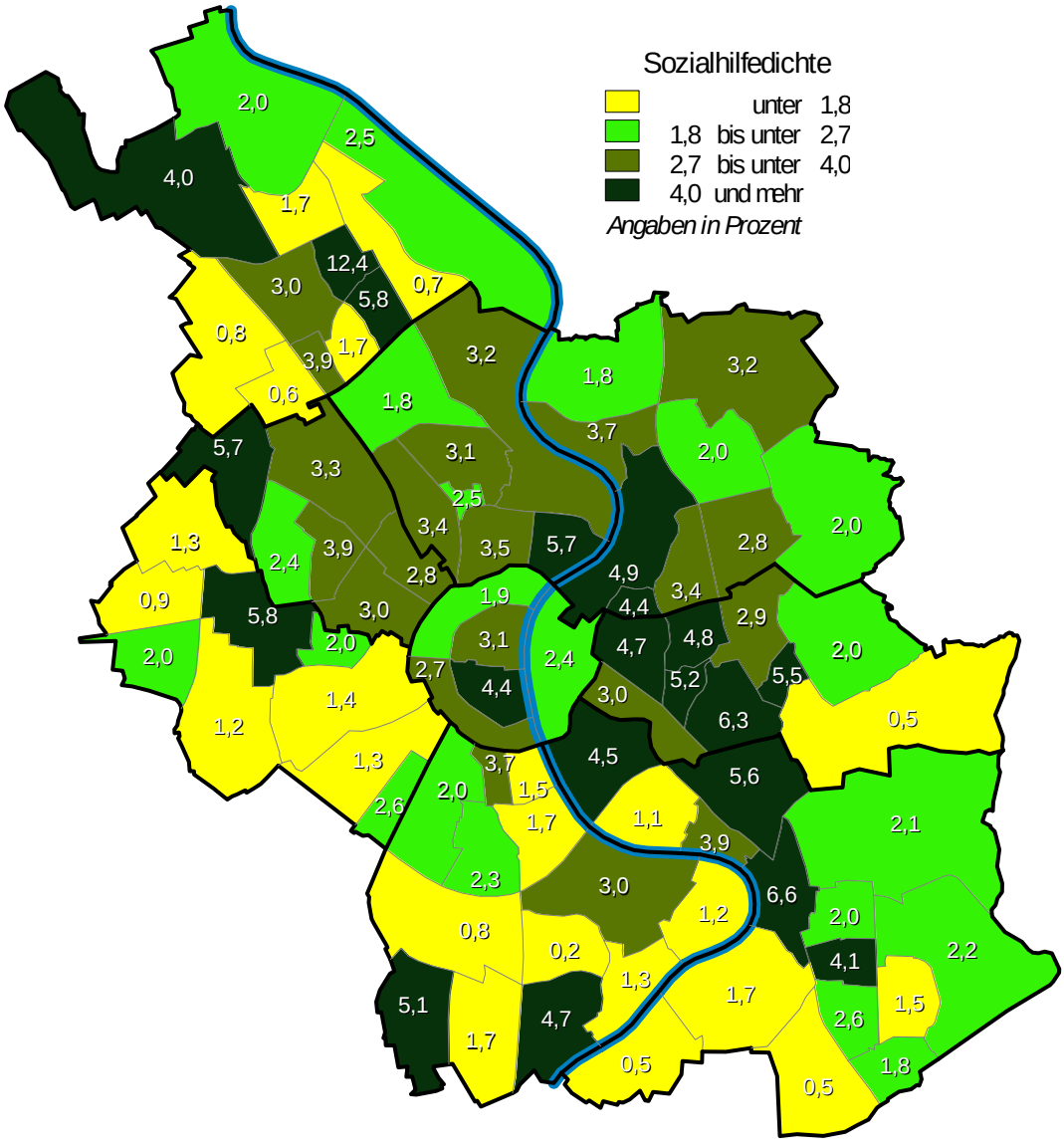


Abb. A-1 *Sozialhilfedichte in Köln nach Stadtteilen*

(Datenquelle: Stadt Köln 2006; eigene Darstellung)

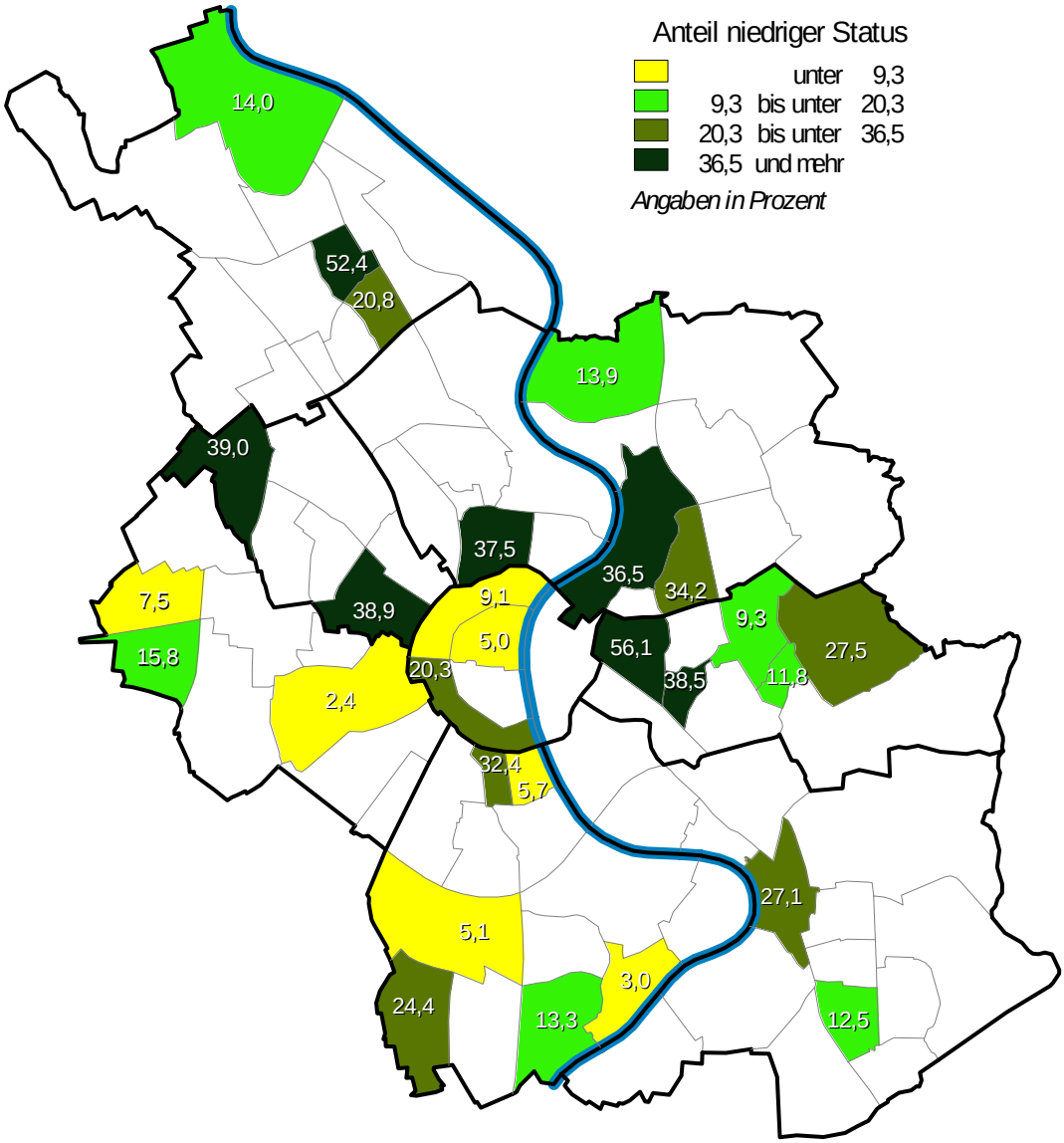


Abb. A-2 *Anteil Schüler/innen mit niedrigem sozialem Status nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

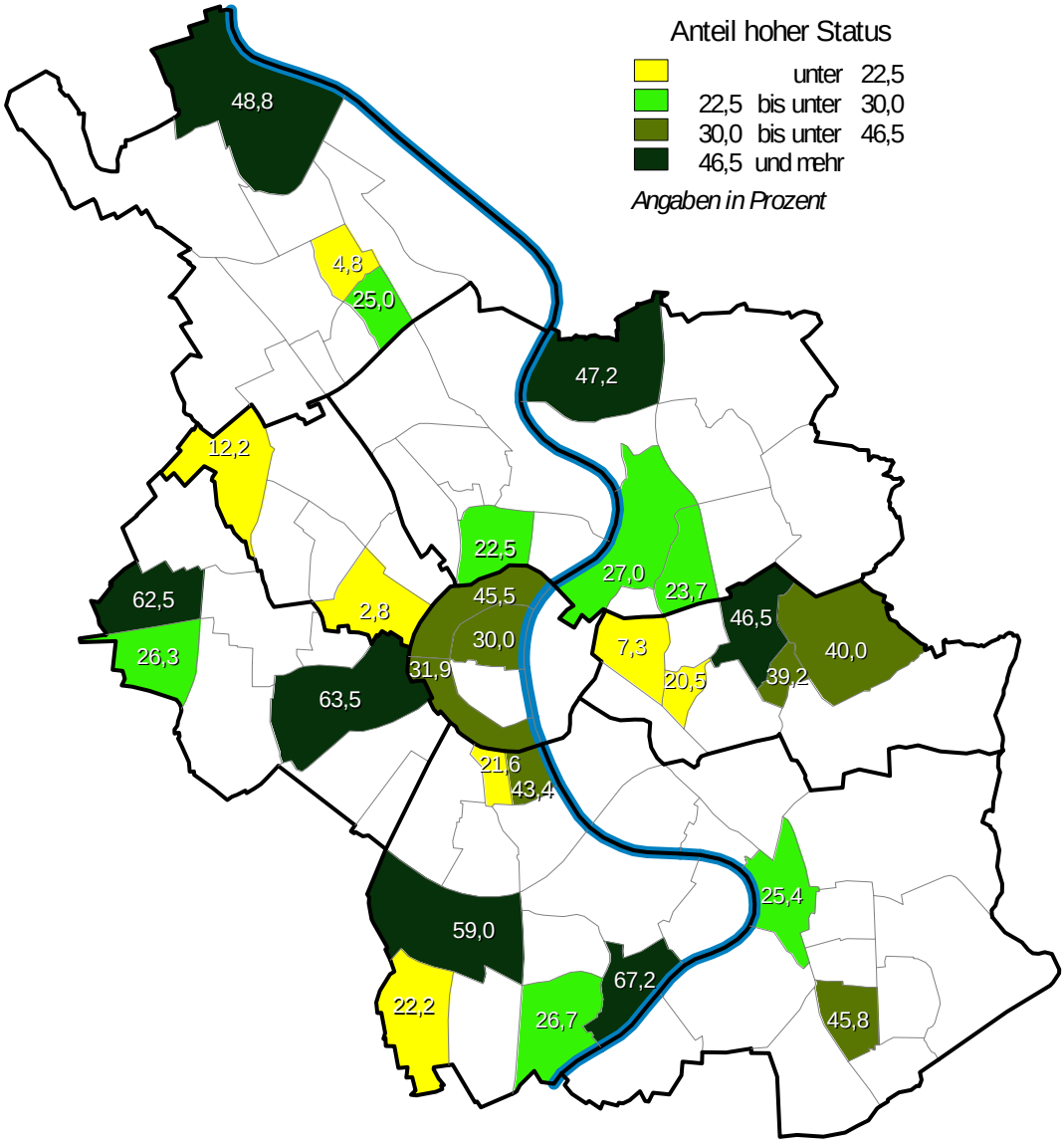


Abb. A-3 *Anteil Schüler/innen mit hohem sozialem Status nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

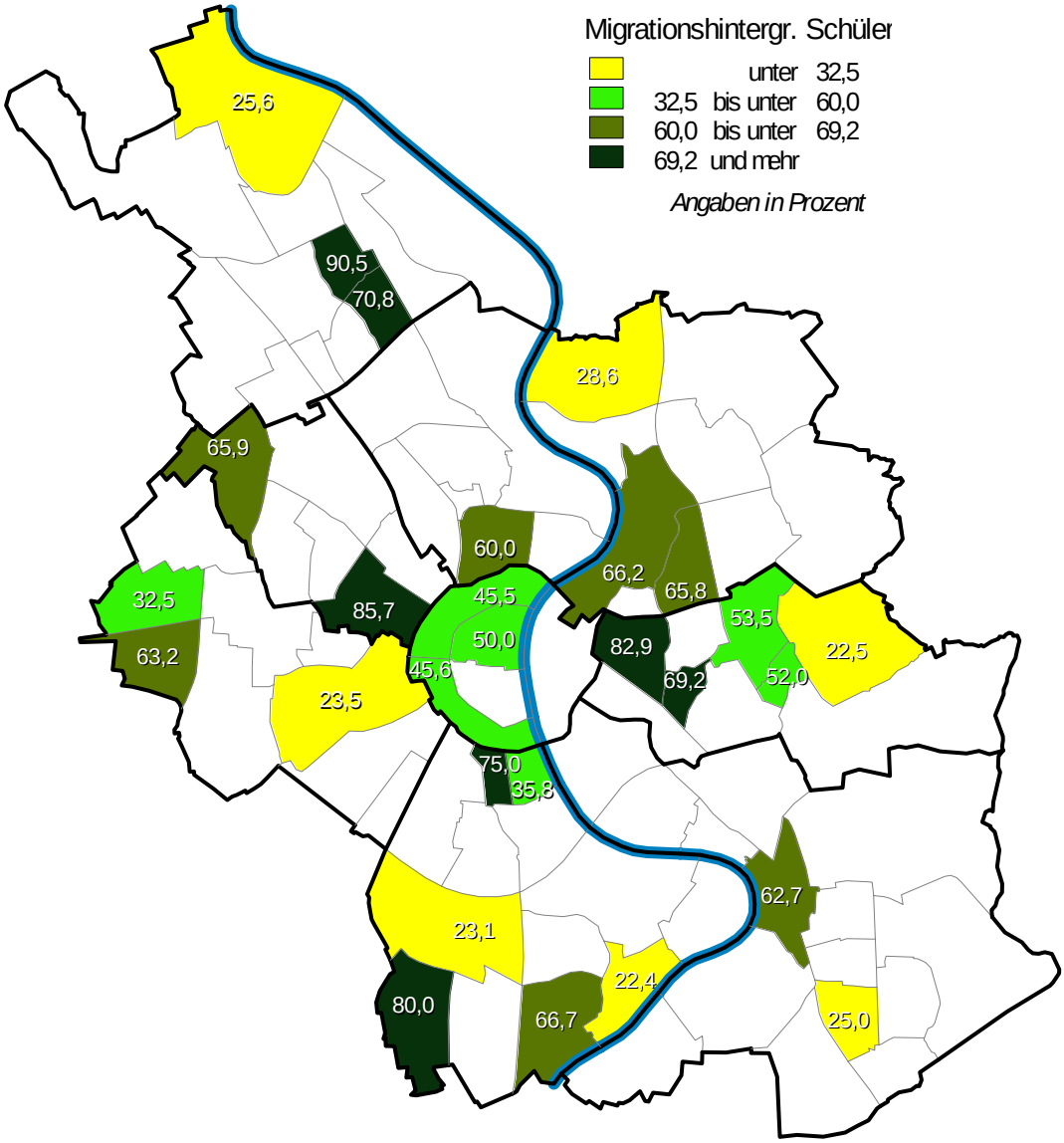


Abb. A-4 *Anteil Schüler/innen mit Migrationshintergund nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

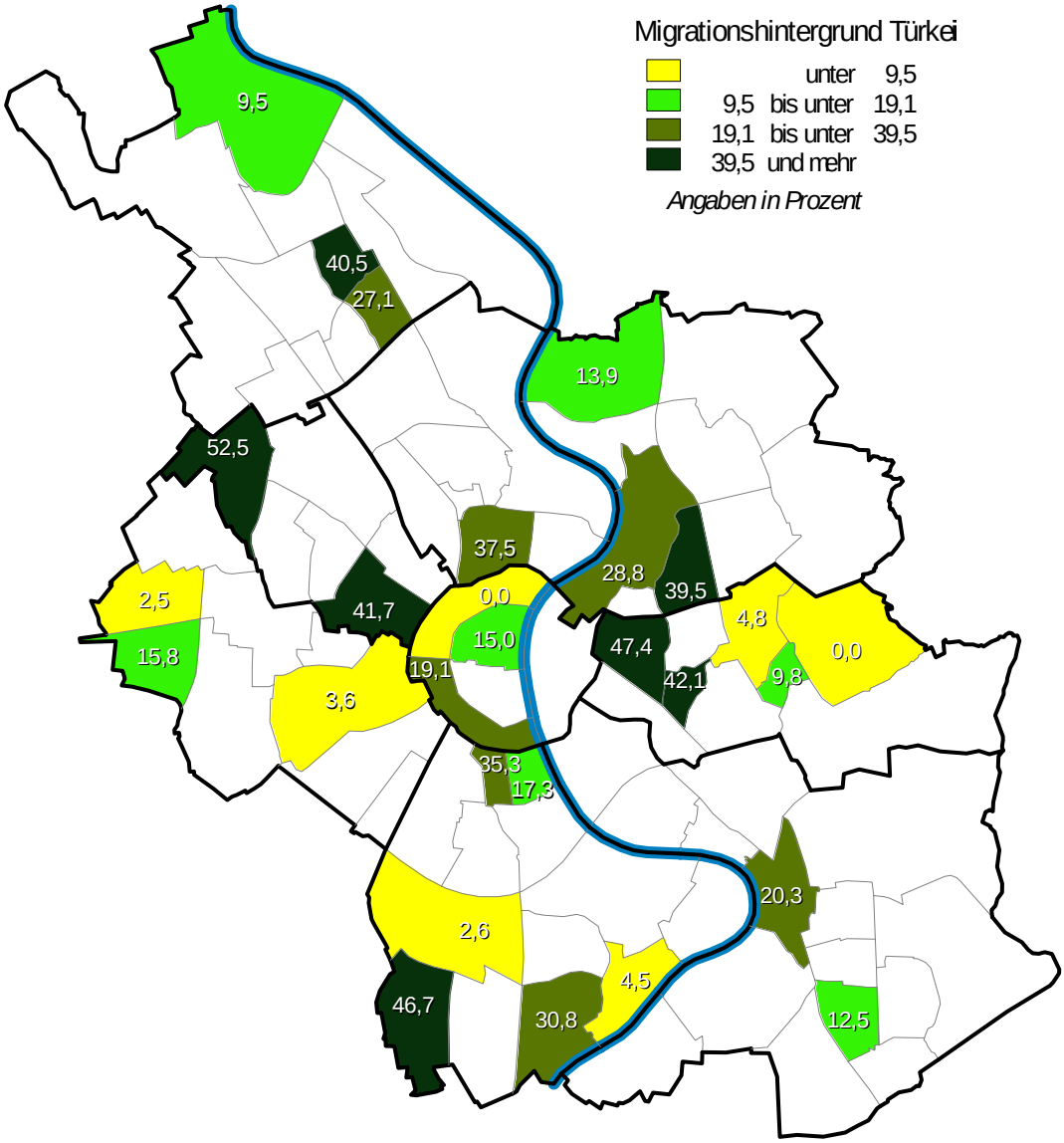


Abb. A-5 *Anteil Schüler/innen mit türkischem Migrationshintergrund nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

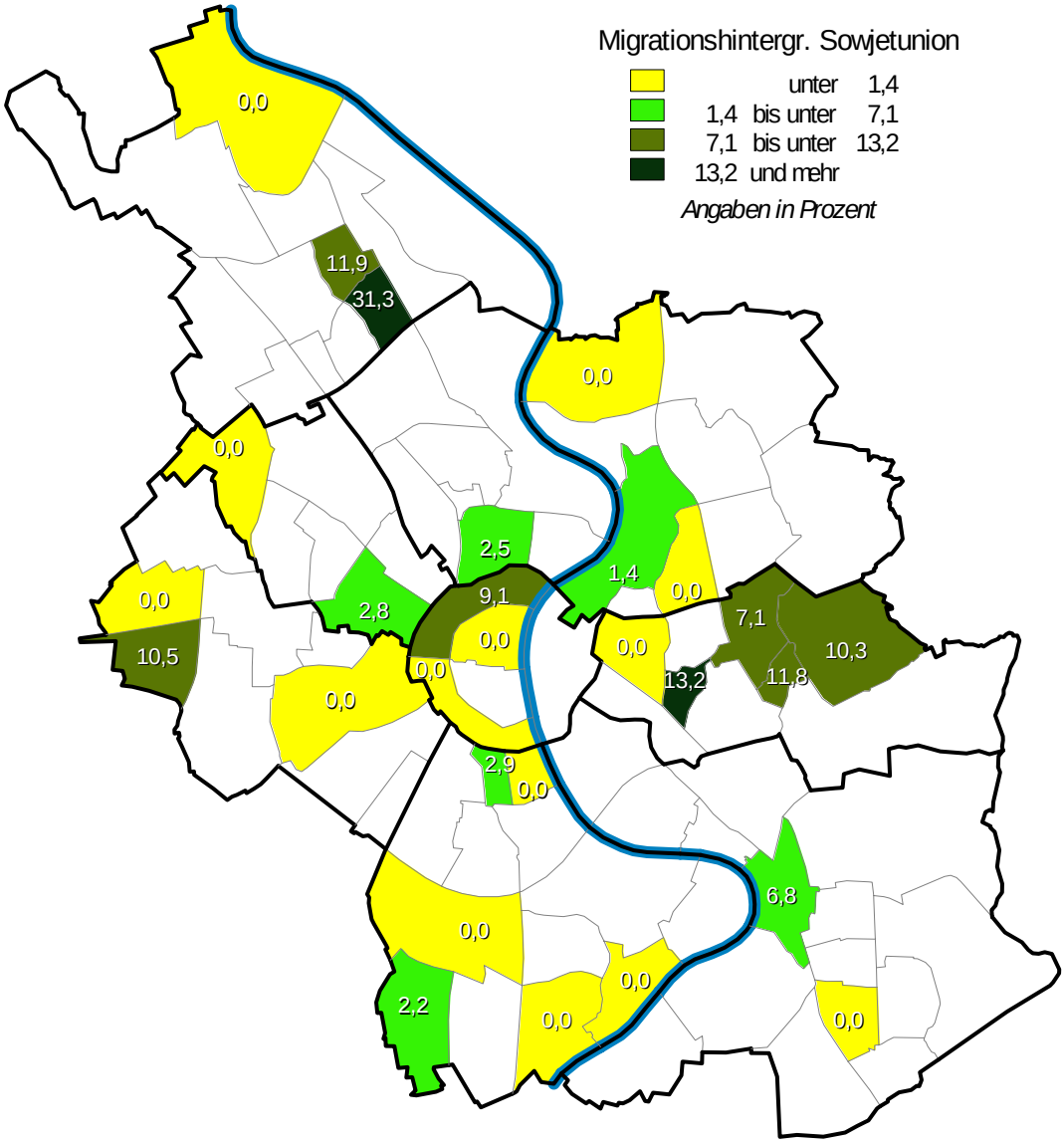


Abb. A-6 *Anteil Schüler/innen mit Migrationshintergrund ehem. Sowjetunion nach Stadtteilen*

(eigene Daten; eigene Darstellung)

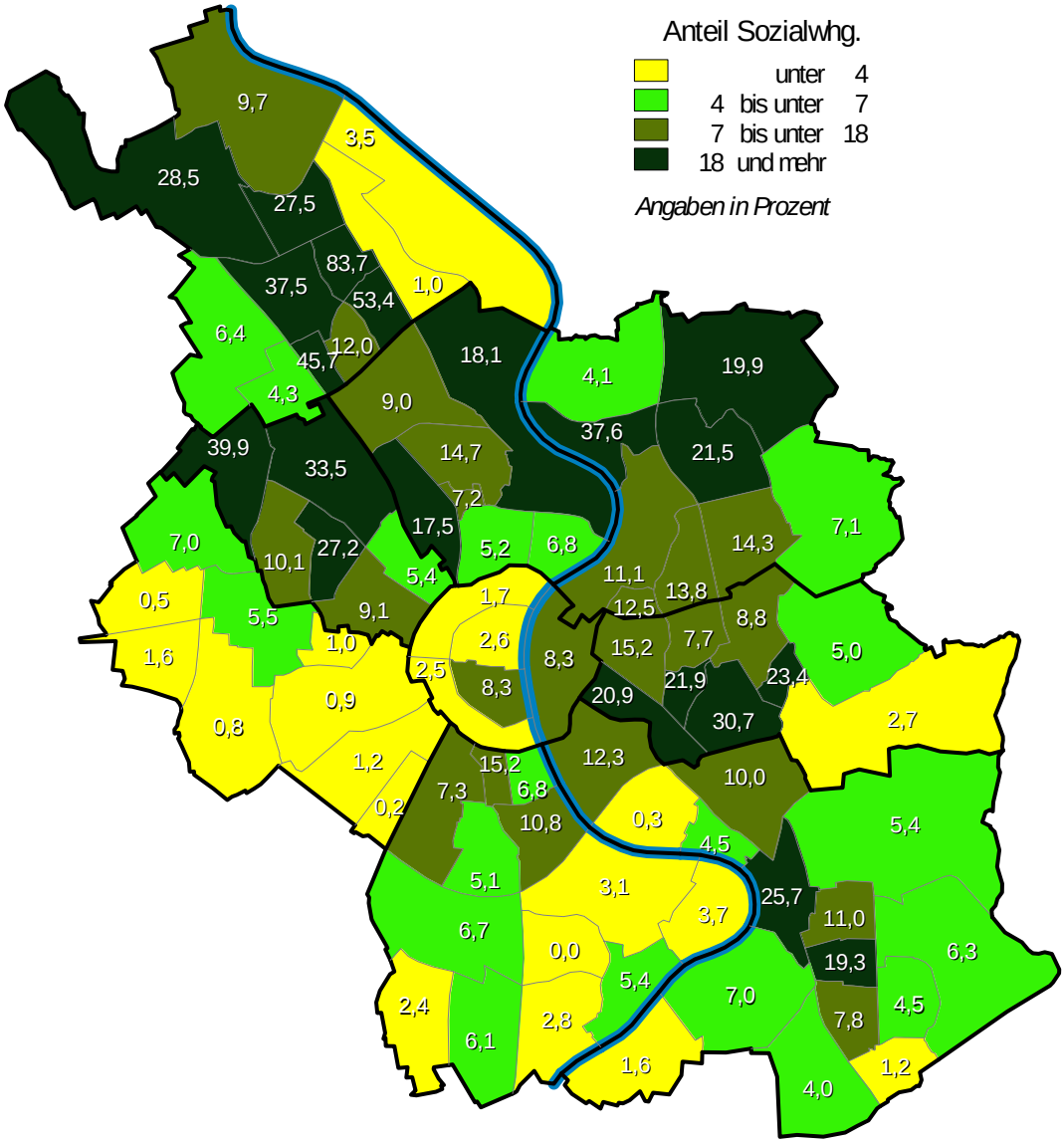


Abb. A-7 *Anteil Sozialwohnungen in Köln nach Stadtteilen*

(Datenquelle: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

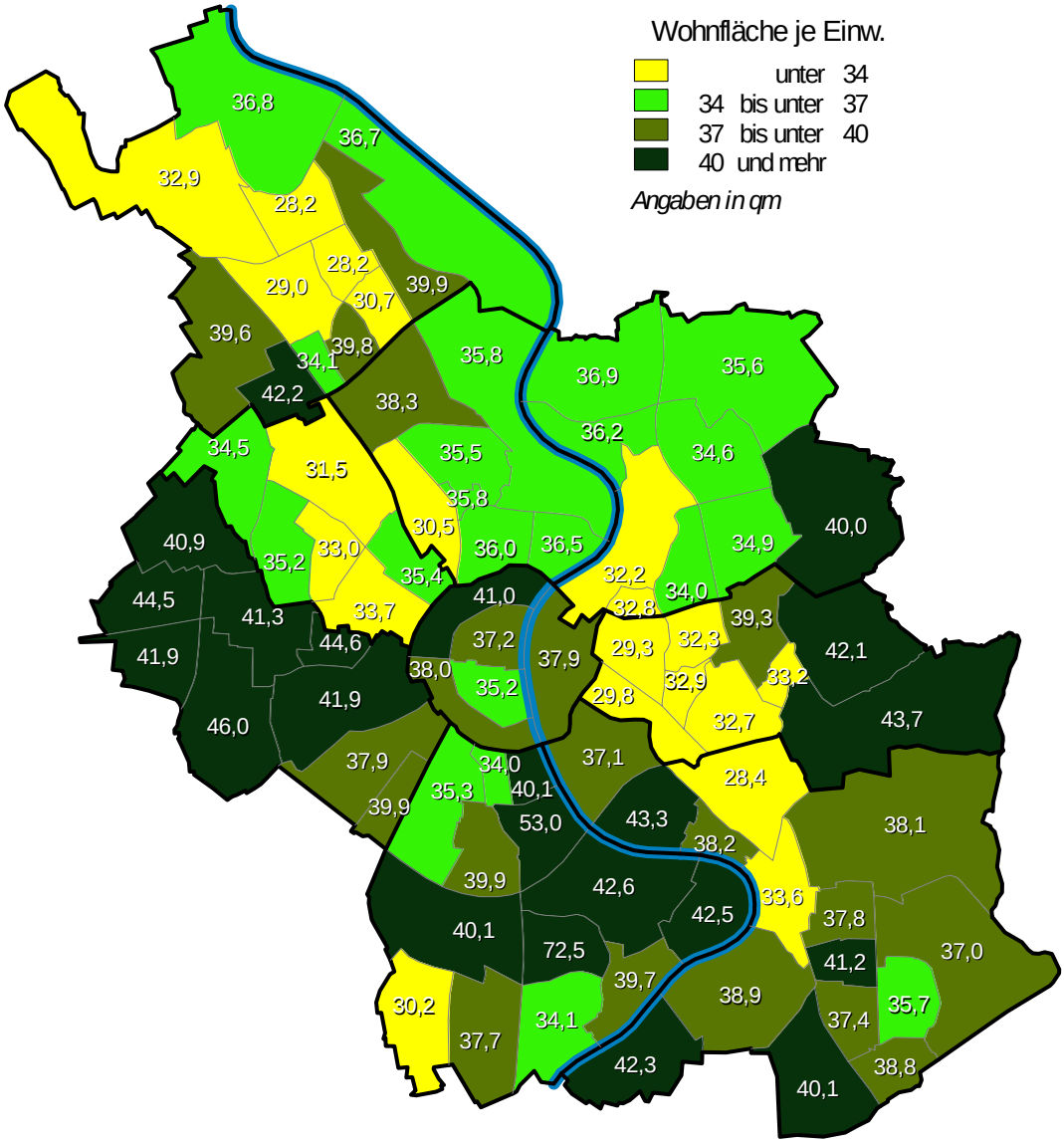


Abb. A-8 *Wohnfläche je Einwohner (qm) in Köln nach Stadtteilen*
(Datenquelle: Stadt Köln 2006b; eigene Darstellung)

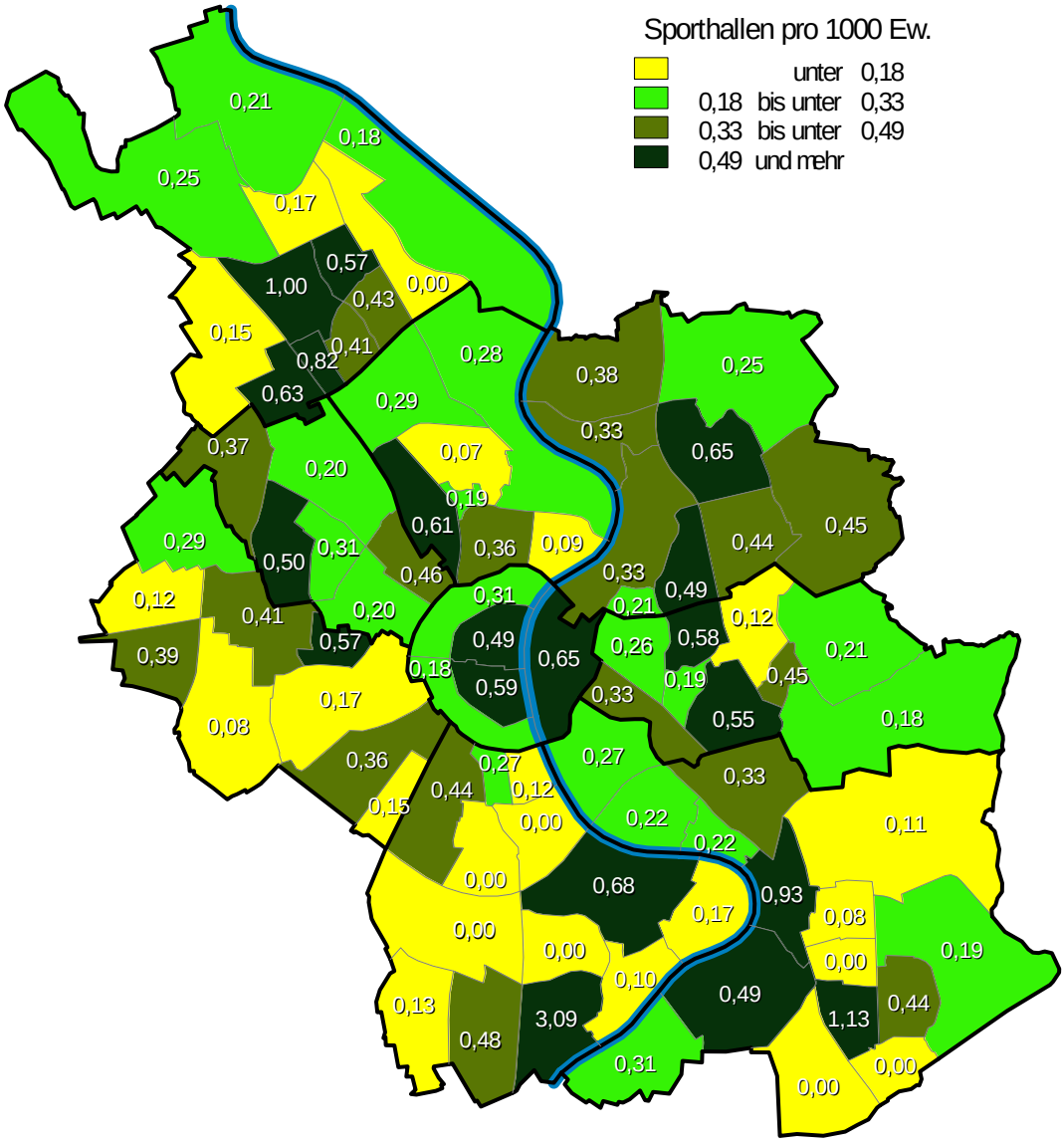


Abb. A-9 *Städtische Sporthallen je 1000 Einwohner in Köln nach Stadtteilen*
(Daten: Stadt Köln 2007[1]; eigene Darstellung)

[1] Die Daten zu Sporthallen an Kölner Schulen auf Stadtteilebene (Stand 5.11.2007) wurden freundlicherweise vom „Schulverwaltungsamt der Stadt Köln“ zur Verfügung gestellt.

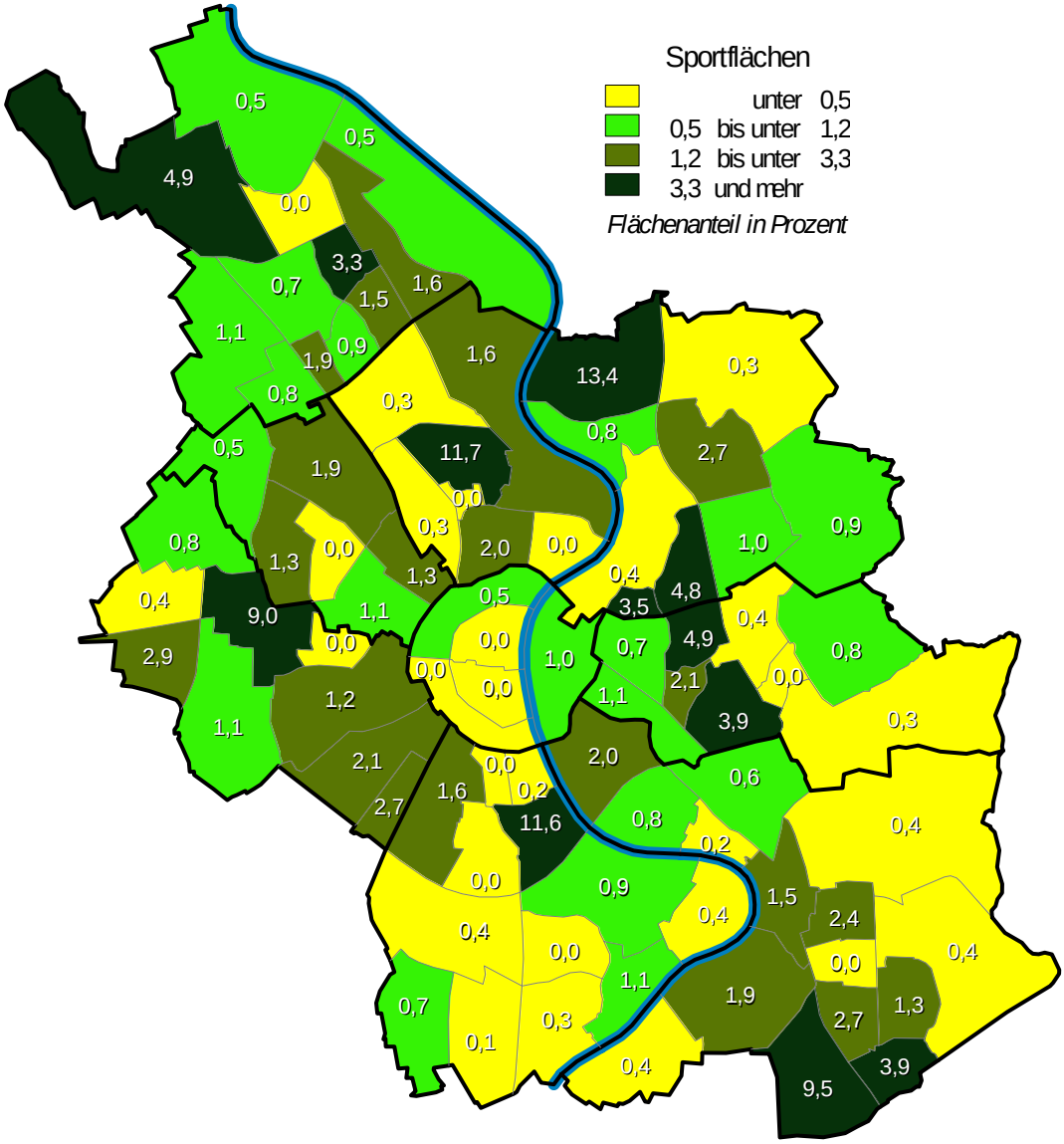


Abb. A-10 Flächenanteil städtischer Sportflächen in Köln nach Stadtteilen

(Daten: Stadt Köln 2009[2]; eigene Darstellung)

[2] Die Daten zu Sportflächen auf Stadtteilebene (Stand 31.12.2009) wurden freundlicherweise vom „Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln“ zur Verfügung gestellt.

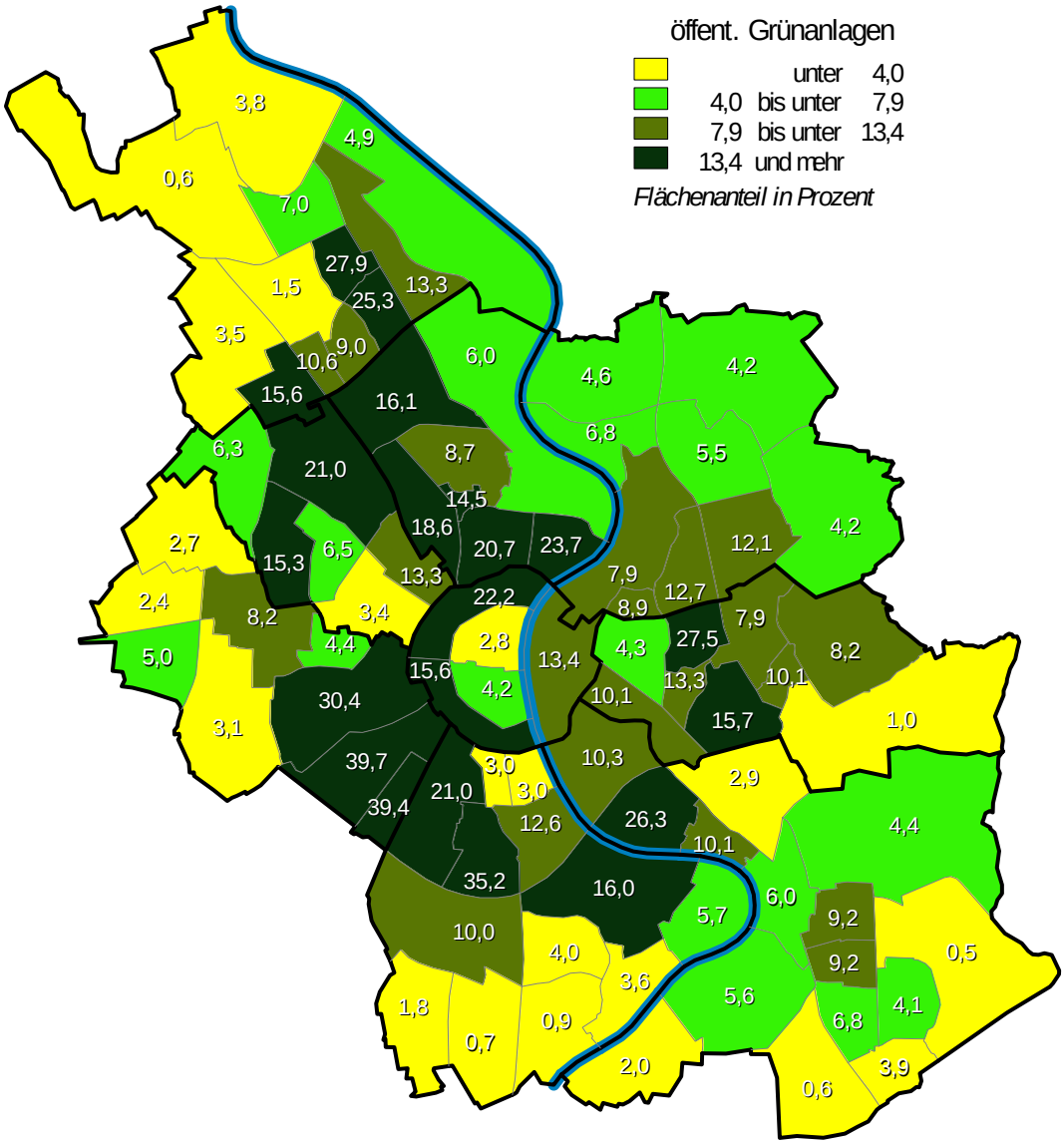


Abb. A-11 Flächenanteil öffentlicher Grünanlagen in Köln nach Stadtteilen

(Datenquelle: Stadt Köln 2009[3]; eigene Darstellung)

[3] Die Daten (Köln 2009) zu Erholungsflächen, Grünanlagen, Spielplatzflächen und Parks auf Stadtteilebene (Stand 31.12.2009) wurden freundlicherweise vom „Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln“ zur Verfügung gestellt.

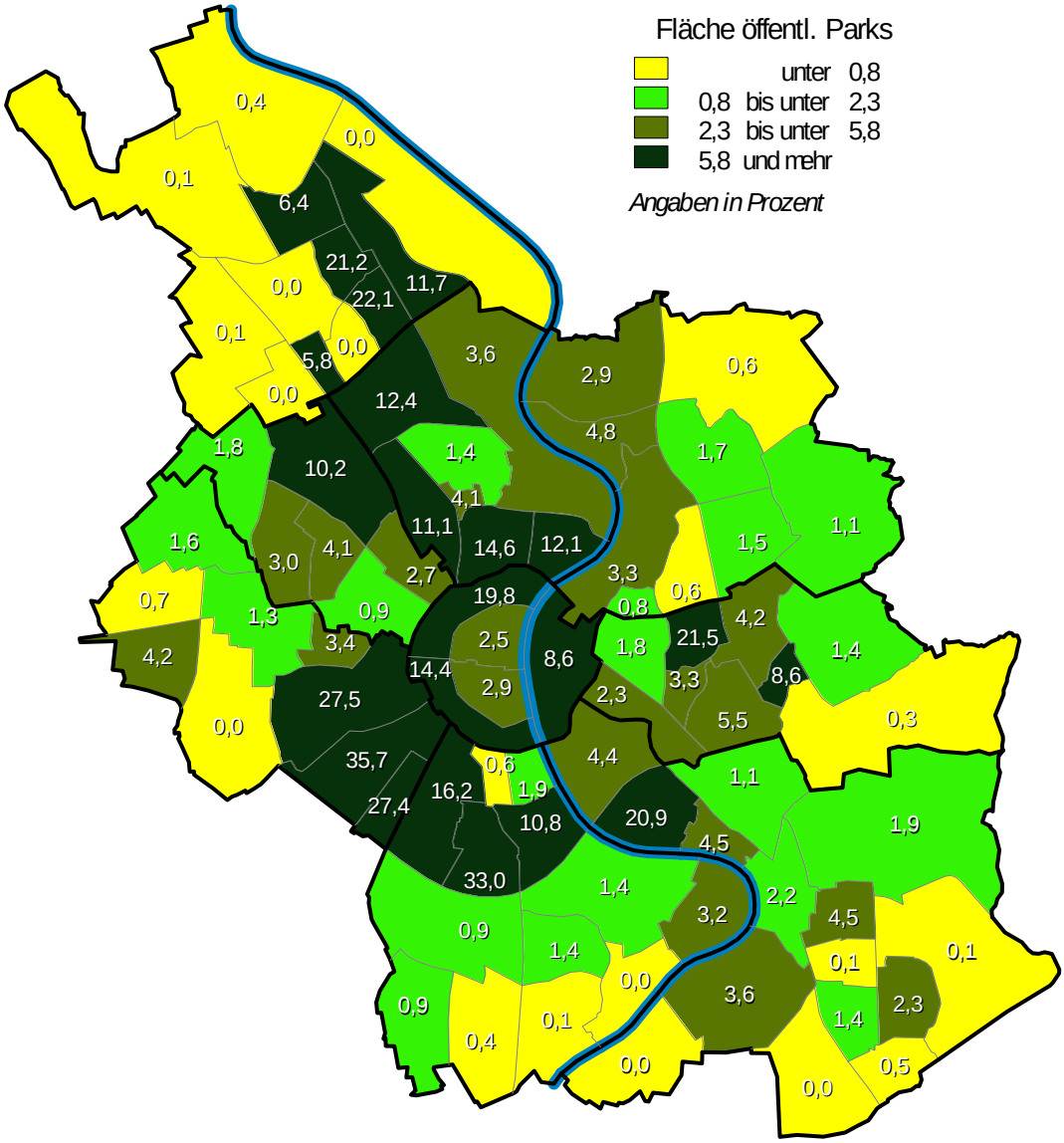


Abb. A-12 *Flächenanteil öffentlicher Parks in Köln nach Stadtteilen*
(Datenquelle: Stadt Köln 2009; eigene Darstellung)

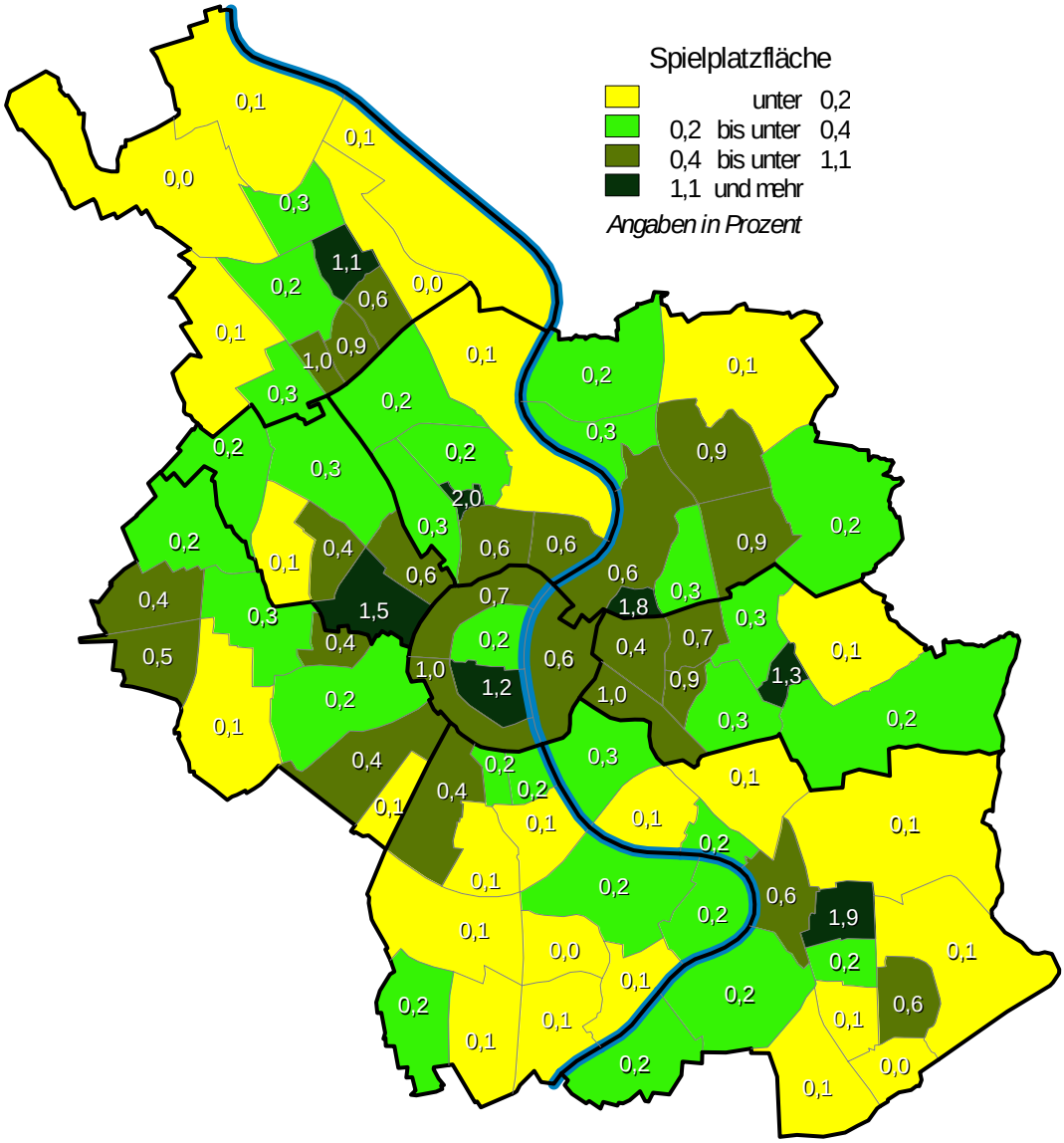


Abb. A-13 *Flächenanteil öffentlicher Spielplätze in Köln nach Stadtteilen, Angaben in %*
(Daten: Stadt Köln 2006; eigene Darstellung)

Tab. A-2 *Logistische Regression, Sportvereinsmitgliedschaft des Kindes nach Sportaktivität des Vaters, gesplittet nach Statusgruppen*

$N_{niedrig}$=240, N_{mittel}=471, N_{hoch}=400

gesplittet nach Status			B	Standard-fehler	Wald	Sig.	Exp(B)
R^2= 0,001ns	niedrig	Vater sportlich	,109	,284	,147	,702	1,115
		Konstante	-,916	,192	22,789	,000	,400
R^2= 0,001ns	mittel	Vater sportlich	,085	,188	,206	,650	1,089
		Konstante	,115	,145	,633	,426	1,122
R^2= 0,030*	hoch	Vater sportlich	,725	,253	8,219	,004	2,064
		Konstante	,760	,202	14,180	,000	2,139

Tab. A-3 *Multiple Regressionsmodelle; abhängige Variable: Sportvereinspensum (Tage pro Woche)*

N=1175

	Modell 1			Modell 2		
	B	β	p	B	β	p
Migrationshintergrund	-,392	-,140***	,000	-,154	-,055+	,052
Geschlecht: Junge	,686	,244***	,000	,635	,226***	,000
Eltern nicht sportlich aktiv	-,534	-,169***	,000	-,372	-,118***	,000
Status *(Referenzkat. mittel)*						
niedrig				-,446	-,132***	,000
hoch				,573	,196	,000
Konstante	1,296			1,047		
Modell R^2			0,109***			0,173***

Tab. A-4 *Multiples Regressionsmodell; abhängige Variable: Sportvereinspensum (Tage pro Woche)*

N=1175

	Modell 1		
	B	β	p
Migrationshintergrund	-,093	-,033ns	,251
Status (0-7)	,383	,431***	,000
Migrationshintergrund x Status	-,157	-,123**	,002
Konstante	-,523		
Modell R^2			0,131***

Tab. A-5 *Logistische Regression, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft, Interaktion zwischen Geschlecht und Status*

N=1180

	Modell 1		
	B	p	e^{β}
Geschlecht: Junge	-,576***	,000	0,562
Sozialer Status (zentriert)	,514***	,000	1,672
Geschlecht x Status (zentriert)	,060^{ns}	,503	1,062
Konstante	,630		
Modell R^2			0,212***

Tab. A-6 *Logistische Regression, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft, Interaktion zwischen Geschlecht und Migrationshintergrund*

N=1189

	Modell 1		
	B	p	e^{β}
Geschlecht: Junge	-,510**	,002	0,601
Migrationshintergrund	,969***	,000	2,636
Geschlecht x Migrationsh.	-,223	,363	,800
Konstante	,163		
Modell R^2			0,081***

Tab. A-7 *Logistisches Regressionsmodell: Sportvereinsmitgliedschaft in Abhängigkeit von Individualmerkmalen, Referenzkategorie: niedriger Status*

N= 1175

	Modell 1		
	B	p	e^{β}
Geschlecht: Junge	,603***	,000	1,828
Migrationshintergrund	-,430***	,001	,650
Eltern sportlich aktiv	,369**	,007	1,447
Status (Referenzkat.: niedrig):			
mittel	,928***	,000	2,529
hoch	1,869***	,000	6,484
Konstante	-,921		
Modell R^2			0,211***

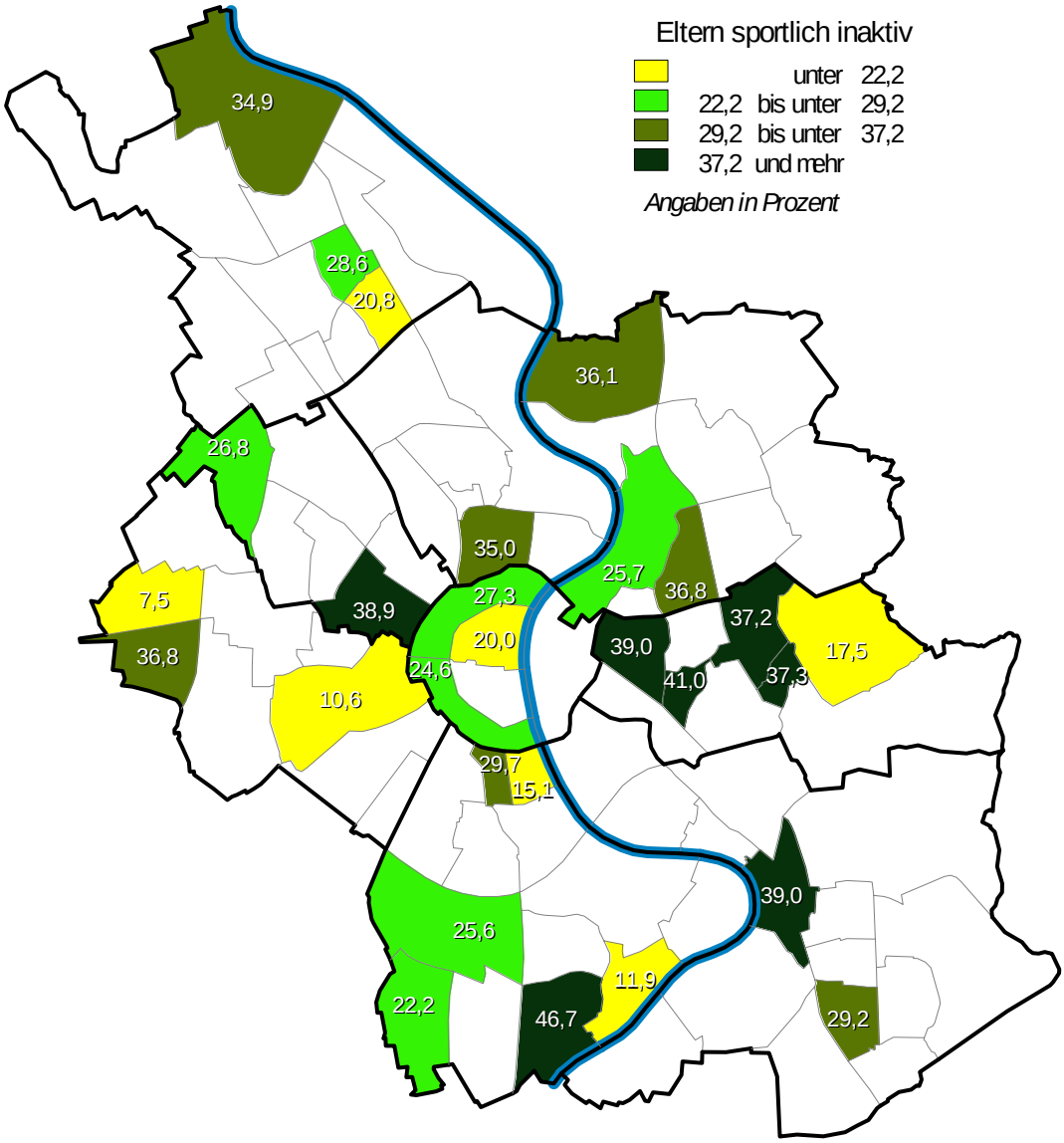


Abb. A-14 *Anteil sportlich nicht aktiver Eltern nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

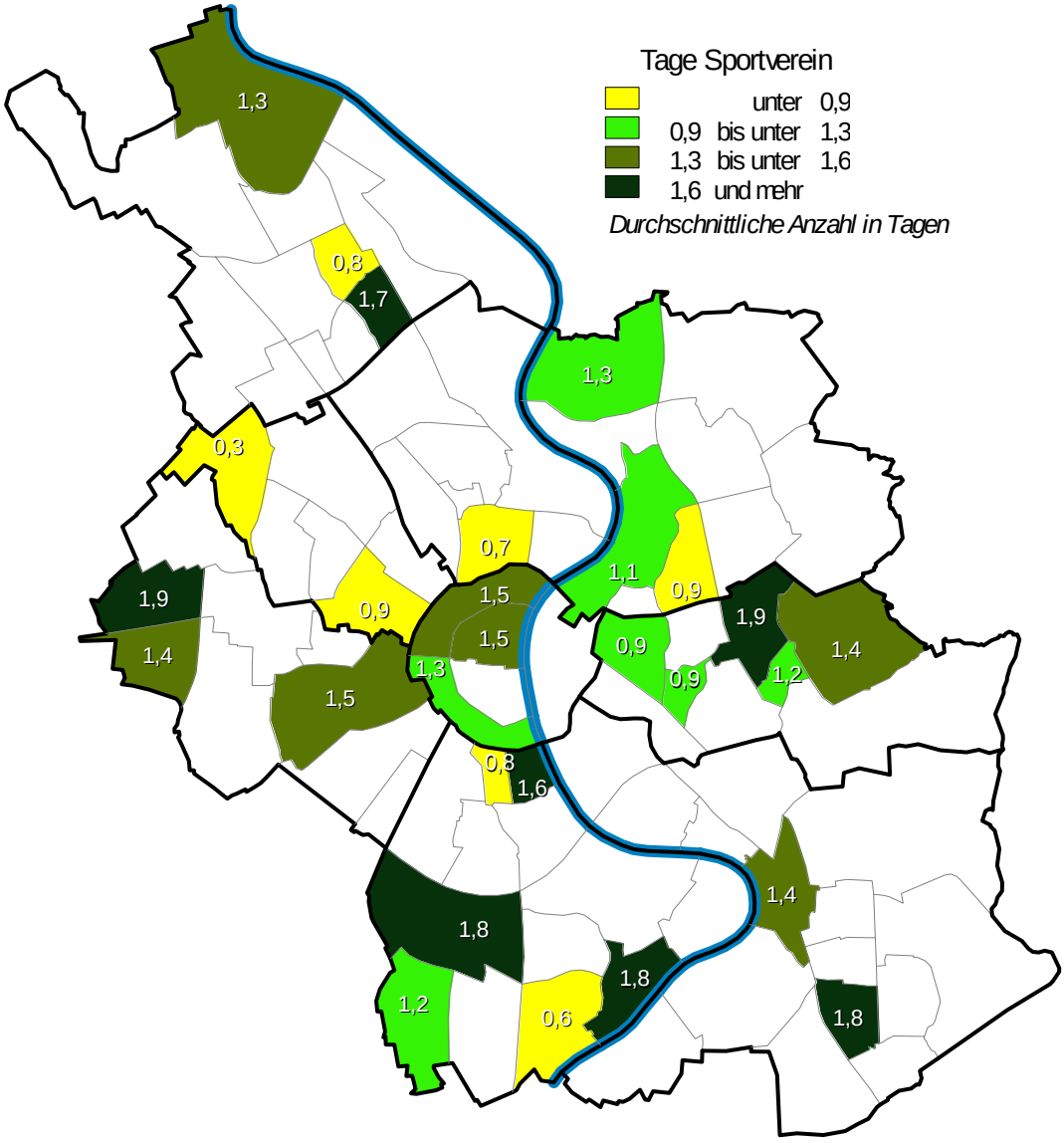


Abb. A-15 *Durchschnittliche Tage, die Kinder im Sportverein verbringen, nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

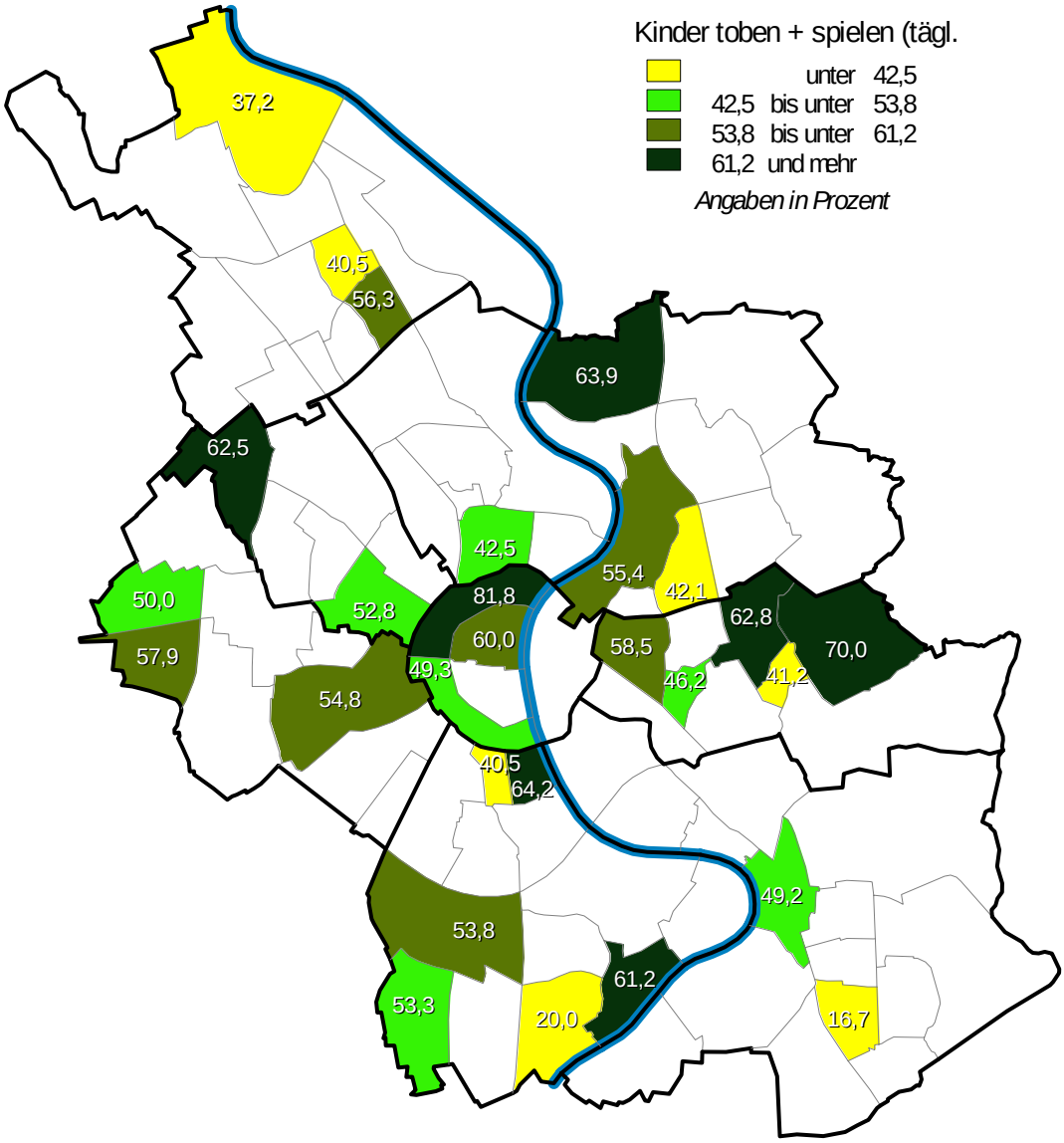


Abb. A-16 *Anteil Kinder, die täglich draußen Toben und Spielen, nach Stadtteilen*
(eigene Daten; eigene Darstellung)

Tab. A-8 *Multiples Regressionsmodell; abhängige Variable: Anteil Kinder im Sportverein*
N=28 Stadtteile

	Modell 1		
	B	p	β
Anteil Mütter sportl. aktiv	73,459**	,006	,581
Anteil Väter sportl. aktiv	15,343$_{ns}$	,632	,093
Konstante	11,412		
Modell R^2			0,421**

Tab. A-9 Varianzkomponenten der Empty Models (Standardfehler in Klammern)

N_1=1195 Befragte, N_2=28 Stadtteile

abhängige Variable	Tage im Sportverein	Sportvereinsmitgliedschaft	Toben und Spielen selten
Intercept (Konstante)	1,261131	0.64905	0.147119
Varianz Level-1 zwischen Befragten (σ^2)	1,85453 (0,077)		
Varianz Level-2 zwischen Stadtteilen (τ_{00})	0,12123 (0,045)	0,42127 (0,144)	0.29663 (0,141)
Intraklassen-Korrelation (ICC)	0,06135	0,113515	0,08086
Reliabilität (λ)	0,710	0,779	0,547
df (Anzahl geschätzter Parameter)	3	3	3
-2* Log Likelihood (Devianz)	4163,562	1642,307	726,412

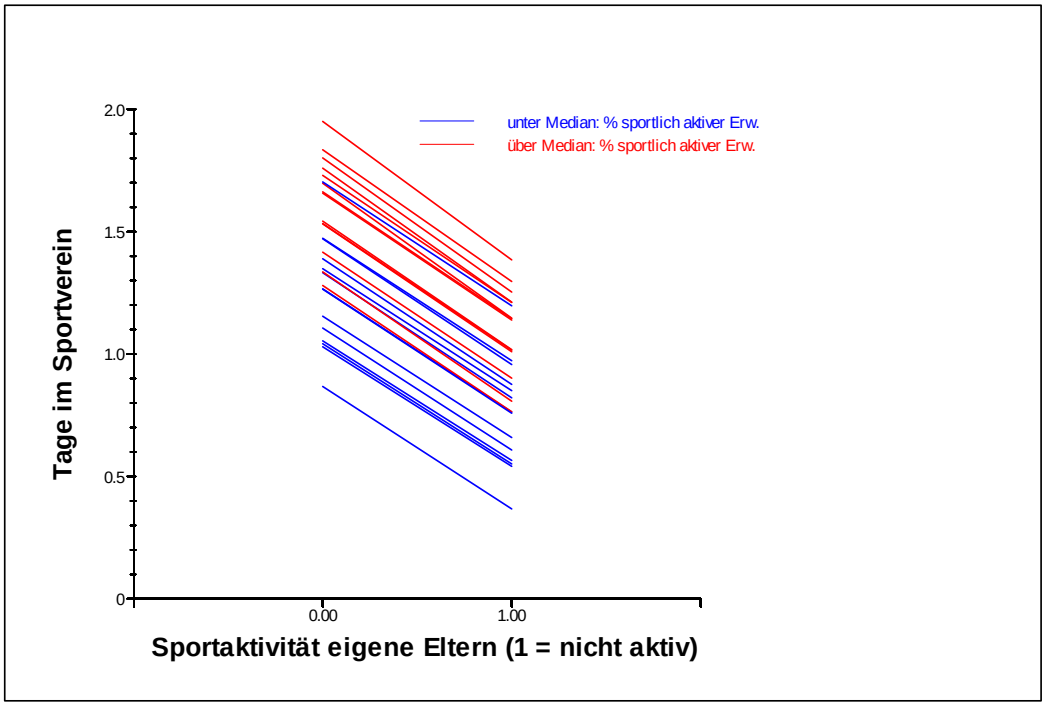


Abb. A-17 Random-Intercept-Random-Slope-Modell (entspricht Modell 1c in Tab. 29)

Tab. A-10 *Logistische Mehrebenenanalyse, abhängige Variable: Sportvereinsmitgliedschaft*

unstandardisierte Koeffizienten, $N_{Level\ 1}$=1180, $N_{Level\ 2}$=28

	β	S.E.	e^{β}	p
Individualmerkmale (Level 1)				
eigene Eltern sportlich inaktiv	-0,617	0,142	0,540***	0,000
Gebietsmerkmale (Level 2)				
Anteil sportl. inaktiver Eltern im Stadtteil	-0,032	0,013	0,968*	0,024
Cross-Level-Interaktionen				
eigene Eltern x Anteil Stadtteil	0,013	0,015	1,014	0,374
Intercept (Konstante)	0,436	0,133		0,003
Anzahl Iterationen (Level 2)	7			
-2*Log Likelihood (Devianz)	1501,7956			

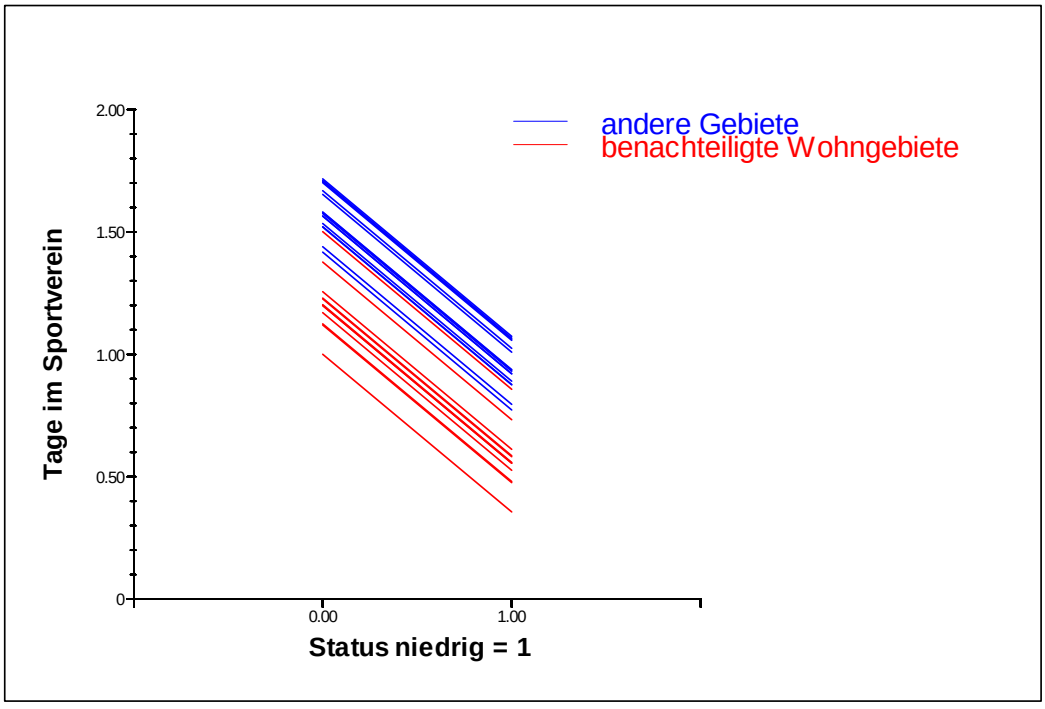


Abb. A-18 *Random-Intercept-Fixed-Slope-Modell (entspricht Modell 1b in Tab. 32)*

Anhang B: Fragebögen

1. Fragebogen der Schüler/innen-Befragung
2. Fragebogen der Schulleiter/innen-Befragung

Jetzt zur Beantwortung der Fragen:

Du sollst einschätzen, ob der Satz für Dich nicht stimmt, nur kaum stimmt, ziemlich stimmt oder genau stimmt.

Du darfst dabei aber immer nur ***ein einziges Kreuz*** in jeder Zeile machen.

Ein Beispiel für Peter und Anja:

Bei Peter ist das so: Peter trinkt sehr gerne Coca-Cola und macht deshalb ein Kreuz bei „stimmt genau“. Dagegen isst er nicht so gerne Spinat und macht ein Kreuz bei „stimmt kaum“.

PETER		stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
1.	Ich trinke sehr gerne Coca-Cola.	O	O	O	X
2.	Ich esse sehr gerne Spinat.	O	X	O	O

Bei Anja ist das so: Anja kann Coca-Cola nicht ausstehen und kreuzt deswegen das Kästchen bei „stimmt nicht“ an. Spinat ist nicht ihr Lieblingsessen, aber sie mag es ganz gerne und macht deswegen ein Kreuz bei „stimmt ziemlich“.

ANJA		stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
3.	Ich trinke sehr gerne Coca-Cola.	X	O	O	O
4.	Ich esse sehr gerne Spinat.	O	O	X	O

Geheimcode

1. Fragebogen der Schüler/innen-Befragung

Jetzt wollen wir zunächst ein paar einfache Sachen wissen:

1. Ich bin ein... o Junge o Mädchen

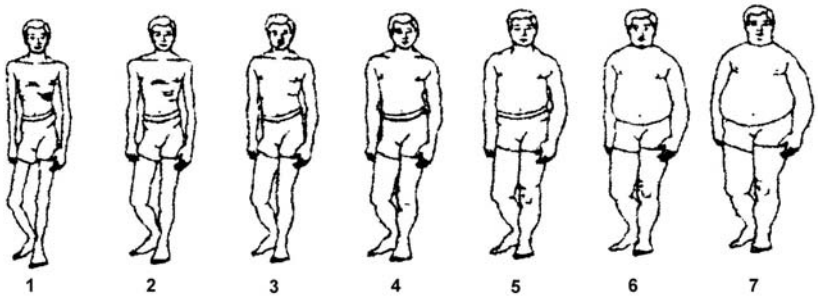
2. Ich bin geboren im Monat _____ im Jahr _____

3. Meine Körpergröße (in Metern) _____ | Mein Körpergewicht (in Kilogramm) _____

Jetzt wollen wir wissen, wie deine Eltern aussehen:

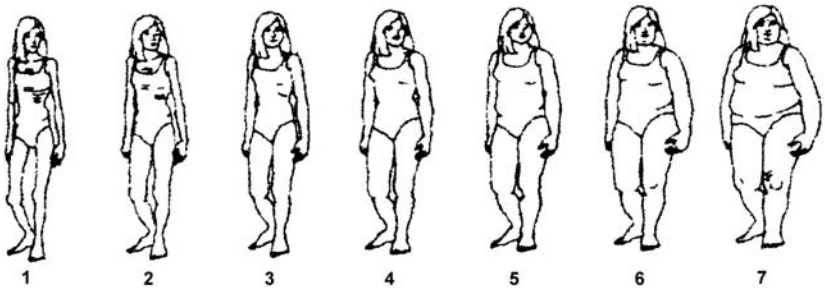
4. Mein Vater sieht ungefähr so aus …

o o o o o o o



5. Meine Mutter sieht ungefähr so aus …

o o o o o o o



Jetzt haben wir ein paar Fragen zum Sport:

6. Sport treiben ist für mich …

...nicht wichtig									...sehr wichtig
O	O	O	O	O	O	O	O	O	O
1	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**	**9**	**10**

7. Bist du Mitglied in einem Sportverein? O ja O nicht mehr O nein

Die nächste Frage können nur die Kinder beantworten, die im Sportverein sind und die letzte Frage mit „ja“ beantwortet haben. Alle anderen Kinder können eine Seite weiter blättern und mit Frage 15 weitermachen.

An diesen **Wochentagen**…		…betreibe ich folgende **Sportart im Verein**…	…für so viele **Stunden**.
8.	Montag	✍_____	✍ ca._____ Stunden
9.	Dienstag	✍_____	✍ ca._____ Stunden
10.	Mittwoch	✍_____	✍ ca._____ Stunden
11.	Donnerstag	✍_____	✍ ca._____ Stunden
12.	Freitag	✍_____	✍ ca._____ Stunden
13.	Samstag	✍_____	✍ ca._____ Stunden
14.	Sonntag	✍_____	✍ ca._____ Stunden

Manche Eltern treiben Sport, manche nicht. Wie ist das in deiner Familie?

		täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	selten	nie
15.	Meine Mutter treibt Sport.	O	O	O	O	O
16.	Mein Vater treibt Sport.	O	O	O	O	O

Jetzt haben wir noch eine Frage, wie häufig du draußen tobst und spielst.

		täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	selten	nie
17.	Ich tobe und spiele draußen…	O	O	O	O	O

Nun wollen wir etwas über deine Eltern und euren Haushalt wissen.

		nein	ja
18.	Hast du ein eigenes Zimmer für dich ganz allein?	O	O

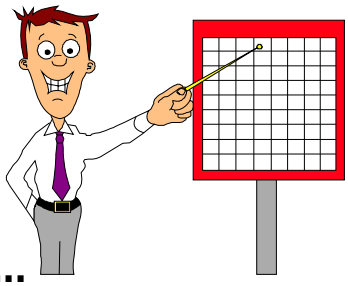
		überhaupt nicht	einmal	zweimal	mehr als zweimal
19.	Wie häufig bist du in den letzten 12 Monaten mit deiner Familie in den Ferien verreist/in Urlaub gefahren?	O	O	O	O

		nein	eins	zwei oder mehr
20.	Besitzt deine Familie ein Auto oder einen Bulli?	O	O	O

		keinen	einen	zwei	mehr als zwei
21.	Wie viele Computer besitzt deine Familie?	O	O	O	O

Aus welchem Land kommen deine Eltern?

		…Deutschland	… einem anderen Land	
22.	Meine Mutter kommt aus …	O	O	und zwar, _____
23.	Mein Vater kommt aus …	O	O	und zwar, _____



Welche Noten hattest du auf dem letzten Zeugnis in...

		1	2	3	4	5	6
24.	... Mathematik	O	O	O	O	O	O
25.	... Deutsch	O	O	O	O	O	O
26.	... Sport	O	O	O	O	O	O

		Hauptschule	Realschule	Gesamtschule	Gymnasium
27.	Auf welche Schule wirst du nach den Sommerferien gehen?	O	O	O	O

Wie kommst du morgens zur Schule und wie lange brauchst du für den Schulweg?

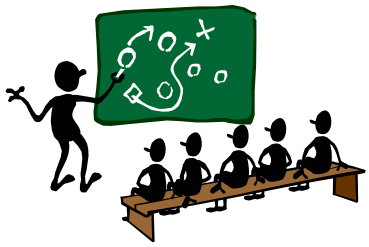
28.	Zu Fuß	O	_____ Mal pro Woche	_____Min pro Strecke
29.	Mit dem Fahrrad	O	_____ Mal pro Woche	_____Min pro Strecke
30.	Mit dem Bus	O	_____ Mal pro Woche	_____Min pro Strecke
31.	Weg zum Bus	O	_____ Mal pro Woche	_____Min pro Strecke
32.	Mit dem Auto	O	_____ Mal pro Woche	_____Min pro Strecke

Jetzt noch etwas zu dir: Versuche, dich bei den folgenden Aussagen einzuschätzen, auch wenn es manchmal schwer ist.

		stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
33.	Ich mag meinen Körper, so wie er ist.	O	O	O	O
34.	Ich bin sehr gut im Sport.	O	O	O	O
35.	Ich vergesse oft, was ich in der Schule gelernt habe.	O	O	O	O
36.	Im Vergleich zu anderen sehe ich gut aus.	O	O	O	O
37.	Ich habe Grund, auf mich stolz zu sein.	O	O	O	O

1. Fragebogen der Schüler/innen-Befragung

	stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
38. Ich bin oft ohne Grund traurig.	O	O	O	O
39. Ich würde mein Aussehen gerne verändern.	O	O	O	O
40. Beim Sport merke ich gar nicht wie die Zeit vergeht.	O	O	O	O
41. Ich kann meine Schularbeiten sehr schnell erledigen.	O	O	O	O
42. Insgesamt bin ich mit mir sehr zufrieden.	O	O	O	O
43. Ich lerne beim Sport schneller als andere in meinem Alter.	O	O	O	O
44. Ich drücke mich so oft es geht vor Sport.	O	O	O	O
45. Ich bin mit meinem Körper sehr zufrieden.	O	O	O	O
46. Ich bin sehr gut in der Schule.	O	O	O	O
47. Ich halte nicht sehr viel von mir.	O	O	O	O
48. Ich kann nur selten lachen.	O	O	O	O



	stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
49. Viele andere Kinder sehen besser aus als ich.	O	O	O	O
50. Beim Sport vergesse ich alles um mich herum.	O	O	O	O
51. Ich lerne sehr schnell neue Übungen beim Sport.	O	O	O	O
52. Ich glaube, ich bin genauso klug wie andere in meinem Alter.	O	O	O	O

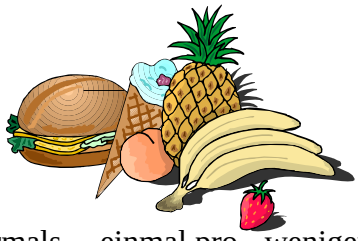
		stimmt nicht	stimmt kaum	stimmt ziemlich	stimmt genau
53.	Ich finde mich in Ordnung.	O	O	O	O
54.	Am liebsten würde ich in meiner Freizeit mehr Sport treiben.	O	O	O	O
55.	Ich sehe wirklich gut aus.	O	O	O	O
56.	Ich sitze oft da und möchte nichts tun.	O	O	O	O
57.	Ich bin beim Sport genauso gut wie andere in meinem Alter.	O	O	O	O
58.	Ich bin in der Schule einfach nicht gut.	O	O	O	O
59.	Ich finde meinen Körper nicht schön.	O	O	O	O
60.	Wenn die anderen Spaß haben, kann ich nicht mitlachen.	O	O	O	O
61.	Ich fühle mich unwohl in meinem Körper.	O	O	O	O
62.	Ich bin beim Sport einfach nicht gut.	O	O	O	O
63.	Ich sehe besser aus als die meisten meiner Freunde.	O	O	O	O
64.	Mir fällt es schwer, im Unterricht auf Fragen eine Antwort zu finden.	O	O	O	O
65.	Nichts macht mir mehr richtig Spaß.	O	O	O	O

Jetzt möchten wir etwas über Deine Ernährung wissen.

Welche der folgenden Mahlzeiten nimmst du an *Wochentagen* regelmäßig (fast jeden Tag) zu dir? Mit wem nimmst du die Mahlzeiten *meistens* zu dir?

In der Woche (Montag – Freitag)	regel-mäßig?		Wenn ja, mit wem meistens? Bitte nur eine Antwort ankreuzen			
	nein	ja	Elternteil/ Geschwister/Oma/Opa	Nur Geschwister	Allein	Freunde
66. Erstes Frühstück	O	O Wenn ja	O	O	O	O
67. Zweites Frühstück (Pausensnack)	O	O Wenn ja	O	O	O	O
68. Mittagessen	O	O Wenn ja	O	O	O	O
69. Nachmittagssnack: Kuchen, Süßigkeiten	O	O Wenn ja	O	O	O	O
70. Nachmittagssnack: Obst	O	O Wenn ja	O	O	O	O
71. Abendessen	O	O Wenn ja	O	O	O	O
72. Imbiss am späten Abend	O	O Wenn ja	O	O	O	O

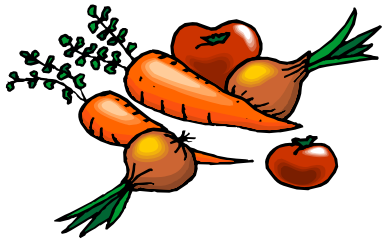
Wie häufig hast du in den letzten 6 Monaten folgende Nahrungsmittel zu dir genommen?



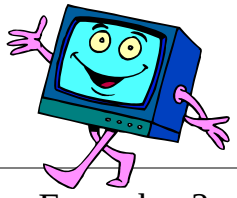
	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	weniger oder nie
73. Vollkornbrot, Schwarzbrot	O	O	O	O
74. Weißbrot, Mischbrot	O	O	O	O

1. Fragebogen der Schüler/innen-Befragung

	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	weniger oder nie
75. Marmelade, Honig, Nutella	O	O	O	O
76. Cornflakes, Smacks, Schoko-Pops etc.	O	O	O	O
77. Müsli	O	O	O	O
78. Käse, Quark, Jogurt	O	O	O	O
79. Fleisch	O	O	O	O
80. Wurst oder Schinken	O	O	O	O
81. Frisches Obst	O	O	O	O
82. Gemüse, Salat	O	O	O	O
83. Nudeln, Spagetti (jede Form und Farbe)	O	O	O	O
84. Kartoffeln, Reis	O	O	O	O
85. Süßigkeiten, Kuchen, Kekse	O	O	O	O
86. Salziges Gebäck (z.B. Chips, Erdnüsse)	O	O	O	O
87. Limonaden (z.B. Cola, Fanta)	O	O	O	O
88. Pommes Frites	O	O	O	O
89. Fisch, Fischstäbchen	O	O	O	O
90. Pizza	O	O	O	O
91. Wurst (Brat-, Bock-, Currywurst)	O	O	O	O
92. Hamburger, Big Mäc	O	O	O	O
93. Wasser, Mineralwasser	O	O	O	O



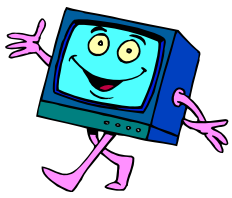
Nun haben wir noch ein paar Fragen zu Fernsehen, Computer und Spielkonsolen.



Wie häufig guckst du…	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	mehrmals pro Monat	einmal pro Monat, seltener	nie
94. … alleine Fernsehen?	O	O	O	O	O	O
95. … mit deinen Eltern Fernsehen?	O	O	O	O	O	O
96. … mit deinen Freunden Fernsehen?	O	O	O	O	O	O

Wie häufig nutzt du…	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	mehrmals pro Monat	einmal pro Monat, seltener	nie
97. … alleine einen Computer?	O	O	O	O	O	O
98. … mit deinen Eltern einen Computer?	O	O	O	O	O	O
99. … mit deinen Freunden einen Computer?	O	O	O	O	O	O

Wie häufig nutzt du…	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	mehrmals pro Monat	einmal pro Monat, seltener	nie
100. … alleine eine Spielkonsole?	O	O	O	O	O	O
101. … mit deinen Eltern eine Spielkonsole?	O	O	O	O	O	O
102. … mit deinen Freunden eine Spielkonsole?	O	O	O	O	O	O



Wie viele Stunden pro Tag guckst du gewöhnlich in deiner Freizeit Fernsehen (einschließlich Videos und DVDs)?

		gar nicht	etwa 30 Minuten pro Tag	etwa 1 Stunde pro Tag	etwa 2 Stunden pro Tag	etwa 3 Stunden pro Tag	etwa 4 Stunden pro Tag	etwa 5 Stunden pro Tag	etwa 6 Stunden oder mehr pro Tag
103.	An einem Wochentag gucke ich …	O	O	O	O	O	O	O	O
104.	Am Wochen-ende gucke ich …	O	O	O	O	O	O	O	O

Wie viele Stunden pro Tag nutzt du gewöhnlich in deiner Freizeit einen Computer (um Spiele zu spielen, Emails zu schreiben, etwas für die Schule zu machen, zu chatten oder im Internet zu surfen)?

		gar nicht	etwa 30 Minuten pro Tag	etwa 1 Stunde pro Tag	etwa 2 Stunden pro Tag	etwa 3 Stunden pro Tag	etwa 4 Stunden pro Tag	etwa 5 Stunden pro Tag	etwa 6 Stunden oder mehr pro Tag
105.	An einem Wochentag nutze ich den Computer…	O	O	O	O	O	O	O	O
106.	Am Wochen-ende nutze ich den Computer …	O	O	O	O	O	O	O	O

Wie viele Stunden pro Tag spielst du gewöhnlich in deiner Freizeit mit einer Spielkonsole (Nintendo, Playstation, Xbox, Gameboy)?

	gar nicht	etwa 30 Minuten pro Tag	etwa 1 Stunde pro Tag	etwa 2 Stunden pro Tag	etwa 3 Stunden pro Tag	etwa 4 Stunden pro Tag	etwa 5 Stunden pro Tag	etwa 6 Stunden oder mehr pro Tag
107. An einem Wochentag spiele ich …	O	O	O	O	O	O	O	O
108. Am Wochen-ende spiele ich pro Tag …	O	O	O	O	O	O	O	O

	Fernseher	Computer	Sport
109. Am wenigsten verzichten kann ich auf …	O	O	O

Du hast es geschafft!!!!!

Vielen Dank für deine Mühe.

gew
gr (m)
bes

2. Fragebogen der Schulleiter/innen-Befragung

Name der Schule (Straße): _____

Welche **Gebiete** gehören zum Haupteinzugsbereich Ihrer Schule?

_____

vgl. Karte(n) im Anhang: Bitte entsprechende Nummern (5-stellig) eintragen

Ist Ihre Schule eine Offene **Ganztagsgrundschule**?

○ nein ○ ja

Wieviel Prozent der Kinder nehmen teil? ca. _____ %

An wievielen Nachmittagen gibt es regelmäßige **Angebote im Bereich Sport und Bewegung**?

○	○	○	○	○	○
0	1	2	3	4	5

Wie viele **Sportstunden** werden in den 4. Klassen unterrichtet? _____

Wie hoch ist der Anteil **fachfremder Sportlehrer/innen**? ca. _____ %

Gibt es regelmäßige **außerunterrichtliche** Sportangebote (AGs, ...)?

○ nein ○ ja, und zwar: _____

_____

Gibt es **Kooperationen** mit Sportvereinen?

○ nein ○ ja, und zwar mit: _____

Welche der folgenden **Bewegungsmöglichkeite**n sind auf dem **Schulhof** bzw. in den Pausenräumen vorhanden? *(Mehrfachnennungen möglich)*

○ Bolzplatz/ Ballspielplatz
○ Tischtennisplatte
○ Kletterwand/-gerüst
○ Basketballkörbe
○ Ausleih von Spielgeräten (Bälle, Springseile, Rollbretter, ...)
○ Sonstiges, und zwar:

_____

2. Fragebogen der Schulleiter/innen-Befragung

Welche der folgenden **Sportstätten/Bewegungsflächen** kann die Schule in unmittelbarer Umgebung nutzen? *(Mehrfachnennungen möglich)*

- ○ Sport-/Turnhalle
- ○ Gymnastikraum
- ○ Sportplatz
- ○ Leichtathletikanlage
- ○ Schwimmbad
- ○ Grün-/Waldflächen
- ○ Sonstiges, und zwar:

_____

Wird ein **Mittagessen** an der Schule angeboten?

○ nein ○ ja

Gibt es Projekte zum Thema **Ernährung**...?

... mit den Kindern (gemeinsame Frühstückspause, ...)?

○ nein ○ ja, und zwar:

... mit den Eltern (Informatonsverantaltungen, ...)?

○ nein ○ ja, und zwar:

Weitere Anmerkungen und **Ergänzungen**:

Möchten Sie eine Auswertung der Befragung für Ihre Schule erhalten?

○ nein ○ ja

Tragen Sie hier bitte die **e-Mail-Adresse** ein, an die wir die Auswertung schicken sollen:

_____

Vielen Dank für Ihre Teilnahme!